

**Beiträge
von Günter Wißbrock
in den von 1999 bis 2025
erschienenen Ausgaben 141 bis 248
der „Elsener Nachrichten“**

**Band 1
Ausgaben 141 bis 200**

Zusammengestellt anlässlich der Ernennung von
Günter Wißbrock
zum Ehrenmitglied des
Heimat- und Verkehrsvereins Elsen e.V.
in der Mitgliederversammlung vom 17. März 2026
und ihm bei diesem Anlass mit herzlichem Dank übereignet.

Inhalt

Nr. 141, Ostern 1999, S. 29-43 Heidnische Philosophen in der Elsener St. Dionysius-Pfarrkirche? Ein Kirchenfenster gibt Rätsel auf	9
Nr. 148, Weihnachten 2000, S. 7-13 Herz mit sieben Schwertern. Ein Motiv auf Elsener Bildstöcken	17
Nr. 149, Ostern 2001, S. 20-23 Die Botschaft der Blumen und Bäume – Pflanzensymbolik in der Elsener St. Dionysius-Kirche	21
Nr. 150, Sommer 2001, S. 41-43 Der Kirchenbaumeister Franz Mündelein (1857-1926). Er gab der Elsener St. Dionysius-Kirche ihr heutiges Gesicht	25
Nr. 151, Herbst 2001, S. 31-32 Elsen international oder: Es begann mit dem heiligen Dionysius	27
Nr. 152, Weihnachten 2001, S. 53-57 Dionysius als französischer National- und Königsheiliger	29
Nr. 153, Frühjahr 2002, S. 24-27 Mutter Anna lehrt Maria das Lesen. Eine Skulptur in der St. Dionysius-Kirche	32
Nr. 154, Sommer 2002, S. 47-53 Vor 1000 Jahren: Krönung der Königin Kunigunde in Paderborn (10. 8. 1002)	37
Nr. 155, Herbst 2002, S. 24-27 „Das Licht aus dem Osten“ - Spurensuche nach byzantinischen Einflüssen in der St. Dionysius- Kirche in Elsen	41
Nr. 156, Weihnachten 2002, S. 25-27 Die „Muttergottes der Passion“ - Das Marienbild der Elsener Kirche ist ursprünglich eine kretische Ikone	44

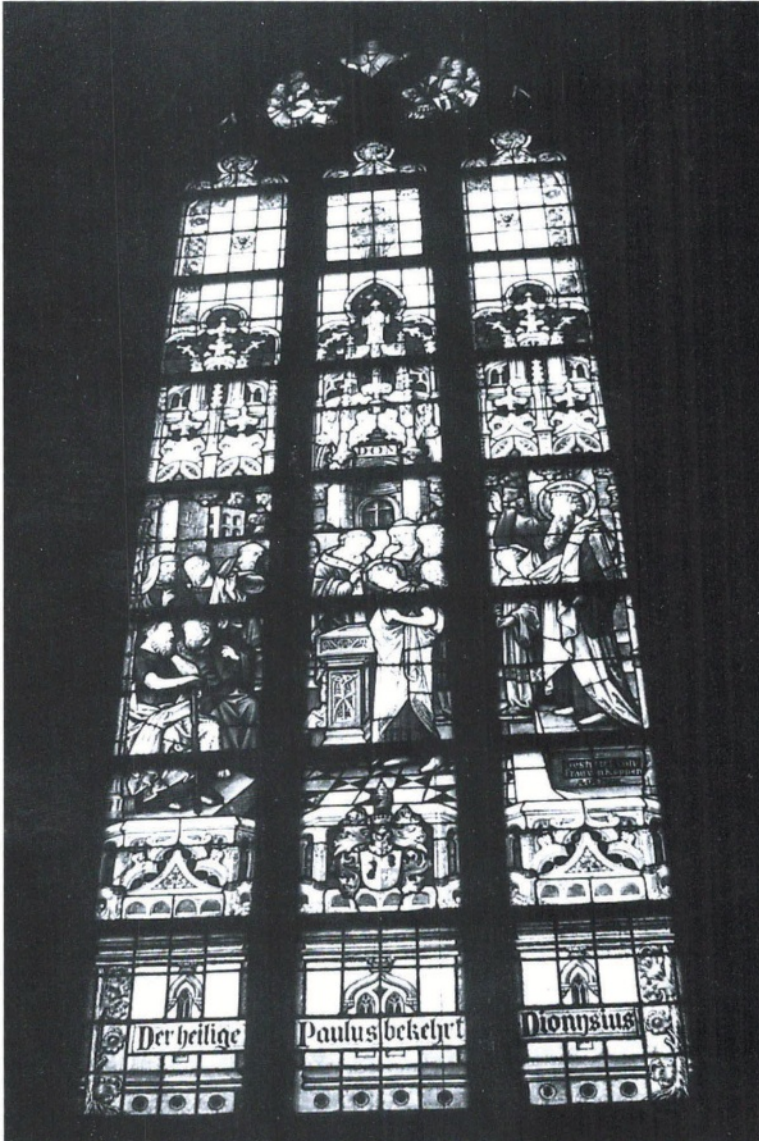
Nr. 157, Frühjahr 2003, S. 21-33 „... und ein stolzer Hahn dabei“ - Zum Turmhahn der Elsener Dionysius-Kirche	47
Nr. 158, Sommer 2003, S. 13-21 Elsen und Napoleon – Was berichtet die Dorfchronik?	54
Nr. 159, Herbst 2003, S. 16-31 Stäbe – Varianten eines Motivs in der Elsener St. Dionysius-Kirche	59
Nr. 161, Frühjahr 2004, S. 25-27 Frisch, fromm, fröhlich, frei - Turnerspruch und Turnerkreuz	65
Nr. 162, Sommer 2004, S. 15-21 Pfarrer Mentrop half einer verfolgten Jüdin im „Dritten Reich“	68
Nr. 163, Herbst 2004, S. 35-37 Im Visier der Nazi-Spitzel	72
Nr. 164, Weihnachten 2004, S. 17-23 Der Kirchenmaler Heinrich Repke (1877 – 1962) - Er schuf die Bilder des heutigen Hauptaltars und einen Kreuzweg für die St. Dionysius-Kirche	75
Nr. 165, Ostern 2005, S. 32-39 Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1626 – 1683) und Elsen – Die Aliso-Legende in Wort und Bild	82
Nr. 166, Sommer 2005, S. 7-21 Prinzenhochzeit in Elsen	91
Nr. 167, Herbst 2005, S. 13-19 Neuere Veröffentlichungen zur Geschichte Elsens: Fred Kaspar, Gut Ringelsbruch in Paderborn-Elsen, Ulf-Dietrich Korn, Das Treppenhausfenster von 1896 im Herrenhaus Ringelsbruch, Gerhard Franke, Die Visitation durch Bischof Dietrich Adolf von der Reck in Elsen, Gerhard Franke, Vor 600 Jahren – Brockhof-Kapelle bei Elsen neu geweiht	99

Nr. 168, Weihnachten 2005, S. 23-30 Abweichendes Verhalten - Kriminalität und andere Anstößigkeiten in Elsen im 19. Jahrhundert	103
Nr. 169, Frühjahr 2006, S. 9-17 Vor 500 Jahren: Verheerende Großbrände in Elsen, Paderborn und Neuhaus im Frühjahr 1506	111
Nr. 170, Sommer 2006, S. 11-23 Gehen wir nach Canossa?	116
Nr. 171, Herbst 2006, S. 25-29 (a) und 35-41 (b) a) Ein Streit um den Elsener Friedhof vor hundert Jahren b) Mit der Pfarrgemeinde unterwegs nach Polen	123
Nr. 172, Weihnachten 2006, S. 49-57 Geistliche und weltliche französische Emigranten in Elsen – Folgen der Französischen Revolution von 1789	130
Nr. 173, Frühjahr 2007, S. 17-21 Neue Erkenntnisse über die älteste Abbildung Elsens	135
Nr. 174, Sommer 2007, S. 7-9 „Gnadentage“ - Vor 100 Jahren: Volksmission in Elsen	140
Nr. 175, Herbst 2007, S. 47-53 Ökonomie oder Pietät? Der Elsener Tanzstunden-Streit im Jahre 1918	142
Nr. 176, Weihnachten 2007, S. 13-25 Was von der Elsener Kanzel blieb - Die Kirchenväter-Reliefs in der St. Dionysius-Kirche	148
Nr. 177, Frühjahr 2008, S. 13-19 Der „Volksverein für das katholische Deutschland“ und sein Wirken in Elsen	155
Nr. 178, Sommer 2008, S. 41-47 Mitgliederlisten der Elsener und Sander Sektion des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ aus dem Jahre 1894	162

Nr. 179, Herbst 2008, S. 7-11 Heimisches Brot und fremder Geschmack. Der westfälische Pumpernickel und seine Verächter	169
Nr. 180, Weihnachten 2008, S. 27-35 Mit der Pfarrgemeinde St. Dionysius nach Südböhmen	174
Nr. 181, Frühjahr 2009, S. 21-31 „Auf nach Amerika!“ - Auswanderer aus Elsen in die USA im 19. Jahrhundert	179
Nr. 182, Sommer 2009, S. 11-27 Elsen, Aliso und die Varusschlacht	190
Nr. 183, Herbst 2009, S. 33-45 Bischof Meinwerk von Paderborn und die Ersterwähnung Elsens	201
Nr. 184, Weihnachten 2009, S. 35-41 Feste und Feiern in Elsen in der Zeit des „Dritten Reiches“ - Was die Chronik berichtet	208
Nr. 185, Frühjahr 2010, S. 11-17 Zwei Elsener in Ziesar	215
Nr. 186, Sommer 2010, S. 19-21 Neues zu Elsen und Aliso	222
Nr. 187, Herbst 2010, S. 13-19 Ein zweites Elsen in Nordrhein-Westfalen – und eine interessante alte Karte	224
Nr. 188, Weihnachten 2010, 23-33 Die St. Dionysius-Pfarrrei Elsen nach dem Dreißigjährigen Krieg – Die Visitation Fürstbischof Dietrich Adolfs von der Recke im Jahre 1654	229
Nr. 189, Frühjahr 2011, S. 45-55 Ein Elsener Künstler im Paderborner Dom – Richard Sehrbrock (1929 – 2002)	235

Nr. 190, Sommer 2011, S. 13-21 Elsen und die Belagerung Paderborns im Jahre 1647	242
Nr. 192, Weihnachten 2011, S. 15-21 Elsen und die Franziskaner	249
Nr. 193, Frühjahr 2012, S. 17-25 Zwangsarbeiter in Elsen im Zweiten Weltkrieg (1939 – 1945)	256
Nr. 194, Sommer 2012, S. 11-23 Elsen unter den Linden	265
Nr. 195, Herbst 2012, S. 21-25 Der Neuanfang des Sports in Elsen nach dem Zweiten Weltkrieg als Spiegelbild der Zeitgeschichte	275
Nr. 196, Winter 2012, S. 15-23 Eine bemerkenswerte Bildhauerin der Barockzeit – Gertrud Gröninger arbeitete auch für die Elsener Kirche	280
Nr. 197, Frühjahr 2013, S. 17-23 Vor 100 Jahren: Elsen bekommt eine Straßenbahn	288
Nr. 198, Sommer 2013, S. 23-29 CREDO – Christianisierung Europas im Mittelalter Eine große kulturgeschichtliche Ausstellung in Paderborn	294
Nr. 199, Herbst 2013, S. 17-23 Straßenumbenennungen in Elsen	298
Nr. 200, Weihnachten 2013, S. 47-57 Die Taufe Jesu im Jordan – Das Relief auf dem Elsener Taufstein im Vergleich	305

Heidnische Philosophen in der Elsener St. Dionysius-Pfarrkirche?



Heidnische Philosophen in der Elsener St. Dionysius-Pfarrkirche?

Ein Kirchenfenster gibt Rätsel auf

Der hl. Dionysius von Paris

Wenn man die Elsener Kirche durch das Portal des südlichen Querschiffs betreten will, kann man leicht eine kleine, etwas unscheinbare Skulptur eines Bischofs übersehen. Sie steht im Tympanon, dem neugotischen Bogenfeld über der Tür. Zuerst wirkt sie wie ein Torso, denn der Kopf fehlt. Erst dann wird man aufmerksam, dass die Person ihren abgeschlagenen Kopf auf einer Unterlage, vielleicht einem Buch, vor dem Körper trägt. Schon am Eingang, dem bei der Kirchenerweiterung 1925/26 geschaffenen sogenannten Dionysiusstor, soll also darauf hingewiesen werden, dass der hl. Dionysius der Kirchenpatron ist, dessen Martyrium traditionell auf diese Weise dargestellt wird.

Die Legende besagt nämlich, dass Dionysius, der erste Bischof von Paris, etwa um das Jahr 250 n.Chr. auf dem dortigen Montmartre ("mons martyrum", also "Berg der Märtyrer") enthauptet worden sei und selbst den abgeschlagenen Kopf von der Richtstätte zur von ihm gewünschten zwei Meilen entfernten Begräbnisstätte getragen habe. Dieser Ort heißt bis zum heutigen Tage Saint Denis ("Heiliger Dionysius"). Er ist als zentraler Austragungsort der Fußballweltmeisterschaft 1998 erneut ins Bewußtsein weiterer Bevölkerungskreise der ganzen Welt eingeprägt worden.



Geht man nun in die Kirche, wird man durch eine sehr viel eindringlichere, vollplastische Statue, die das gleiche Motiv wieder aufnimmt, noch einmal auf den Kirchenpatron und sein grausames Martyrium hingewiesen. Sie war bis 1971 Teil des Hochaltars und flankiert heute zusammen mit der Statue des Mitpatrons St. Urban den Altarraum. Wahrscheinlich stammen beide Figuren aus der Werkstatt der Bildhauerfamilie Gröninger, die im 17. und 18. Jahrhundert viele Kirchen und Klöster im Bistum Paderborn ausstattete. Unmißverständlich wird durch diese Statue, die ihr Haupt in beiden Händen trägt, klargemacht, mit welcher Konsequenz der hl. Dionysius bis zum letzten für das Christentum "den Kopf hingehalten" hat.

Vielleicht fällt dem Besucher erst jetzt auf, dass zwischen den beiden bildhauerischen Dionysius-Darstellungen das Dionysius-Thema ein drittes Mal aufgegriffen wird: Das vordere Fenster im Südquerhaus unmittelbar vor dem Chor trägt die Inschrift "Der heilige Paulus bekehrt Dionysius", und es korrespondiert mit dem Fenster im Nordquerhaus, das das Martyrium des Heiligen darstellt.

Wird man zunächst nur von der Fülle der im Sonnenlicht durchscheinenden Farben gefangen, so erschließt sich das Bild auch bei näherem Hinsehen nicht ganz einfach, sondern gibt eher eine ganze Reihe von Rätseln auf.

Man erfährt zwar durch eine Inschrift, dass das Fenster 1904 von Frau von Köppen gestiftet worden ist, aber nicht, welchem Künstler wir es verdanken. Immerhin ist aus den Kirchenvorstandsprotokollen bekannt, dass es in der Glaswerkstatt Henning in Hannover angefertigt worden ist, die auch beim Umbau 1925/26 noch weitere Fenster für die Elsener Kirche herstellte.

Die Stifterin des Kirchenfensters

Wer aber ist die Stifterin, Frau von Köppen? Hucke identifiziert sie in seinem verdienstvollen Elsener Heimatbuch als Anna von Köppen, zur damaligen Zeit Besitzerin des Gutes Ringelsbruch, das sie von ihrem Vater, einem erfolgreichen Bauunternehmer und Landwirt, geerbt hatte. Am 28.11.1893 wurde sie in Elsen in morganatischer (nicht standesgemäß) und konfessionsverschiedener Ehe die Gemahlin des evangelisch-reformierten Prinzen Otto Heinrich von Schaumburg-Lippe, nachdem sie wenige Tage zuvor als Gräfin von Hagenburg dem Hochadel eingereicht worden war.

Hucke (S. 76) schreibt, Frau von Köppen habe insgesamt drei Kirchenfenster gestiftet, die beiden mit Darstellungen des hl. Dionysius und ein drittes hinter dem Hochaltar. Diese Fenster befanden sich im Chor, wurden aber beim Kirchnerweiterungsbau 1925/26 im Querschiff eingesetzt. Wörtlich heißt es bei Hucke: "Das eine Fenster zeigt das *gräfliche* Wappen." Hier aber werden erste Zweifel an der Identität der Stifterin wach, denn das Wappen auf dem Fenster mit der Darstellung der Bekehrung des hl. Dionysius ist eindeutig *nicht* das der Gräfin von Hagenburg, sondern das der Familie von Köppen. Es zeigt den preußischen Adler, einen Mohrenkopf und eine Lilie. Als Gräfin von Hagenburg bekam Anna von Köppen jedoch ein neues Wappen, das neben dem Mohrenkopf und der Lilie zwei lippische Rosen aus dem Wappen ihres Mannes enthielt. Warum sollte sie noch 1904, also elf Jahre nach ihrer Eheschließung mit dem Grafen von Schaumburg-Lippe, sich mit ihrem Mädchennamen von Köppen und ihrem früheren Wappen auf dem Fensterbild "verewigt" haben? Naheliegender als Huckes These ist also die Annahme, dass die Stifterin der Fenster die Mutter der Gräfin von Hagenburg, Franziska Fanny von Köppen, geb. Rosenkrantz, war, die erst 1918 verstorben ist.

Dennoch hat auch die Gräfin von Hagenburg eine besondere Beziehung zu den Fenstern. Zur Vorbereitungsphase über den Entwurf zum Kirchnerweiterungsbau wurde sie neben dem Architekten und dem Baumeister 1924 durch Pfarrer Franz Bals geladen. Die Rechnungen der Firma Henning / Hannover weisen umfangreiche Ergänzungen der beiden Dionysius-Fenster beim Umsetzen aus dem Chor ins Querhaus aus. Die Rede ist von 16 Ergänzungsteilen, darunter vier Rosetten.

Schaut man sich diese Rosetten heute an, so wirken sie zunächst wie reine Ornamente. Bei genauerem Hinsehen aber merkt man, dass sie in ihrem fünfzackigen Umriss genau den lippischen Rosen aus dem Wappen der Gräfin von Hagenburg entsprechen. Sollten sie also ein verdeckter Hinweis auf die Gräfin sein?

Noch interessanter wird es, wenn man als innere Füllung dieser Rosetten – anders als bei der lippischen Rose – je ein Herz, aus dessen Einschnitt ein Kreuz erwächst, erkennt. Offensichtlich sind hier die Symbole des liebenden und des leidenden Heilands miteinander verbunden. Diese Art der Darstellung ist häufig bezeugt im Rahmen der Herz-Jesu-Frömmigkeit, die gerade in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende ei-

nen besonderen Höhepunkt erreichte. Zum Jubeljahr 1900 weihte Papst Leo XIII. die gesamte Menschheit dem Herzen Jesu. In Paris war gleichzeitig die gewaltige Basilika Sacré Coeur (Heiliges Herz) auf dem Montmartre im Bau. 1898 wurde in Paderborn die Herz-Jesu-Kirche geweiht. Auch die Christusdarstellung des neugotischen Elsener Seitenaltars hebt das Herz besonders hervor. Sollte unsere Deutung zutreffen, dann wären die Rosetten also nicht nur ein Bekenntnis der Gräfin von Hagenburg zu ihrer Ehe mit dem Prinzen von Schaumburg-Lippe, sondern auch zu einem bestimmten zeitgenössischen Frömmigkeitsstil.

Der hl. Dionysius von Athen

Wenn wir uns jetzt auf die eigentliche bildliche Darstellung des Fensters konzentrieren, wird sehr bald deutlich, dass es sich nicht um den gleichen Dionysius handeln kann, den die eingangs erwähnten beiden Statuen darstellen, denn das Wirken des Völkerapostels Paulus ist etwa 200 Jahre früher als das des ersten Bischofs von Paris anzusetzen.

Nein, das Fenster bezieht sich auf einen Mann und ein Ereignis, von denen nur ein einziger Satz der Heiligen Schrift berichtet. Nach der Schilderung des Wirkens und Redens des Apostels Paulus in Athen während seiner zweiten Missionsreise etwa um das Jahr 50 n.Chr. heißt es nämlich: "Einige Männer aber schlossen sich ihm an und wurden gläubig, unter ihnen auch Dionysius, der Areopagit, außerdem eine Frau Damaris und noch andere mit ihnen" (Apostelgeschichte 17,34).

"Areopag" heißt ein dem griechischen Kriegsgott Ares geweihter Hügel nordwestlich der Akropolis von Athen. Auf diesem Felsenhügel tagte ursprünglich der älteste Rat von Athen. Nicht ganz klar ist, ob Paulus zum Hügel des Areopags geführt wurde und dort seine Rede hielt oder ob er nur vor der gleichnamigen Behörde sprach, die inzwischen an der Agora tagte, dem Marktplatz und zugleich religiösen und politischen Zentrum des damaligen Athens. Jedenfalls erinnert heute auf dem Felsenhügel des Areopags eine Bronzetafel mit einer Zusammenfassung der Rede an dieses Ereignis. Mitglied des Rats konnte nur werden, wer zuvor einer der Archonten, der höchsten Beamten von Athen, gewesen war. In der Zeit des Apostels Paulus hatte der Areopag zwar seine politischen Funktionen schon verloren, war aber nach wie vor die höchste Gerichtsbehörde, der die Blutgerichtsbarkeit zustand. Dionysius war also als ehemaliger hoher Beamter und als jemand, dem eine Mitbestimmung bei Urteilen über Leben und Tod zustand, in Athen sicher eine angesehene Persönlichkeit oder, anders ausgedrückt, er hatte an irdischem Ansehen nur zu verlieren, wenn er sich der in Athen noch ganz unbekannt und fremden orientalischen Religion des Christentums anschloss.

Die spätere Legende, Dionysius sei zum ersten Bischof von Athen geworden und den Märtyrertod gestorben, ist historisch nicht zu erweisen. Sollte etwas Wahres daran sein, dann hätte also auch der Paulus-Schüler Dionysius wie der spätere Pariser Bischof gleichen Namens buchstäblich "seinen Kopf" für das Christentum "hingehalten". Allerdings nimmt die theologische Forschung heute eher an, dass der Missionserfolg für Paulus in Athen auf einzelne Menschen beschränkt blieb, so dass es noch nicht gleich zu einer Gemeindebildung und einem Bischofsamt kam.

Wie stellt nun das Elsener Glasbild die Bekehrung des Dionysius von Athen dar?

Eingerahmt von Phantasiearchitektur und bekrönt von Architekturbaldachinen mit Maßwerk, Fialen und Kreuzblumen aus dem neugotischen Formenkanon, zeigt das Bild analog zur Dreiteilung durch die Fensterrippen eine deutliche Dreigliederung.

Ins Auge fällt zunächst der rechte Bildteil: Hier wirkt die alles beherrschende Gestalt des

Apostels zuerst fast überlebensgroß (obwohl doch "Paulus" eigentlich "der Kleine" heißt!). Dieser Eindruck wird erweckt, weil Paulus mit hoherhobenem Arm und einem Buch in der linken Hand auf einem Podest steht, das vielleicht eine Rednertribüne andeuten soll. Das kräftig rote Gewand mit seinen bauschigen Falten und wallenden Ärmeln genauso wie das helle, lange Obergewand mit gelber Ornamentborte heben ihn ebenfalls vor allen anderen Personen hervor. Auch die auffallend aufrechte Haltung, das leuchtend helle Gesicht, das mit klarem Blick das ganze Geschehen überschaut, der – in der Paulus-Darstellung traditionelle – überlange lockige Bart und vor allem der durch einen dunklen Rahmen deutlich hervorgehobene gelbe Heiligenschein signalisieren, dass der Apostel die entscheidende Person der ganzen Szene ist. Der tiefer stehende Begleiter trägt zum gleichen Eindruck bei.

Genau in der Mitte des mittleren Bildteils steht, tiefer als Paulus, Dionysius. Er wird durch die ähnlichen, wenn auch nicht so kräftigen Farben seiner Gewänder auf Paulus bezogen. Eindeutig vorherrschend ist bei ihm aber, als Verweis auf die Taufe, das Weiß des Obergewandes. Weiß, rot und gelb kommen sonst nur noch in den Architekturbalдахinen vor, die die drei Bildteile bekronen und zugleich miteinander verklammern.

Dionysius hält den Kopf gesenkt und ist mit einem demütig verinnerlichten Gesichtsausdruck ins Gebet vertieft. Gleichsam vorwegnehmend hat er schon einen Heiligennimbus. Obwohl er doch eigentlich als Mitglied des Areopags eher älter sein müßte, wirkt er hier recht jung.

Links neben ihm hält ein Priester, der durch eine mit Kreuzen besetzte Stola erkennbar ist, seine rechte Hand segnend über Dionysius, während er mit der anderen Hand ihm das Taufwasser über den Kopf gießt. Dadurch, dass das Taufwasser den Heiligenschein durchdringt, wird der innere Zusammenhang zwischen Taufe und Heiligung sinnfälligerweise deutlich. Alle Blicke der vier weiteren Personen unterschiedlichen Alters und Geschlechts, die dem Taufgeschehen beiwohnen, sind auf Dionysius gerichtet und lenken so das Auge des Betrachters unmerklich ebenso auf das eigentlich zentrale Ereignis.

Dieses wird auch noch auf andere Weise hervorgehoben: In dem erhöhten Architekturbalдахin über dem mittleren Bildteil stehen die Buchstaben "D * O * M" ("Deo Optimo Maximo", also "dem besten, größten Gott"). Diese Inschrift könnte sich zwar auch darauf beziehen, dass die ganze Stiftung der Fenster zur höheren Ehre Gottes geschehen sei, sie könnte aber auch bedeuten, dass sich Dionysius durch seine Bekehrung und Taufe ganz Gott weihte.

Folgt man der Blickrichtung weiter nach oben, betont ein bekröntes Kreuz noch einmal das Gewicht des Geschehens in der Mitte des Bildes.

Auffällig ist, dass diesem Kreuz zu beiden Seiten je sechs, also insgesamt zwölf Blätter entsprossen. Lebendige Blätter am toten Holz? Hier ist an die Lebensbaum-Symbolik zu denken. In der Offenbarung des Johannes ist im Zusammenhang mit seiner Vision vom "himmlischen Jerusalem" als Wiederkehr des einst verlorenen Paradieses von "Bäumen des Lebens" die Rede, und es heißt von ihnen: "Zwölfmal tragen sie Früchte, jeden Monat einmal; und die Blätter der Bäume dienen zur Heilung der Völker" (Offenbarung 22,2). Schon der hl. Bonaventura hat im 13. Jahrhundert diese Textstelle auf das Kreuz Christi, das für ihn zum "Holz des Lebens" wurde, bezogen. Dem alttestamentarischen Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen im Paradies, der durch den Sündenfall zum Baum des Todes geworden ist, wird das lebensbringende Kreuz als Baum der Erlösung, als Baum des neuen Paradieses gegenübergestellt.

An eine ganz ähnliche Symbolik ist bei der über dem Kreuz schwebenden Krone zu denken: Christus als König triumphiert als Sieger über den Tod. Interessant ist in die-

sem Zusammenhang, dass das 1925 von Papst Pius XI. eingeführte Christkönigsfest, das diese Glaubenswahrheit in den Mittelpunkt stellt, zunächst als Weiterführung und Ergänzung der Herz-Jesu-Frömmigkeit gedacht war. Hier ist also neben den Rosetten möglicherweise ein zweiter Hinweis auf spezifische Frömmigkeitsformen, die zwar eine lange Vorgeschichte haben, aber in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende besonders in den Vordergrund traten, zu finden.

Beide Attribute des Kreuzes, die zwölf Blätter und die Krone, verweisen demnach vom Tod Christi am Kreuz hin zu seiner Auferstehung und die dadurch bewirkte Erlösung der Menschen von ihrem Verfallensein an den Tod.

Auf diese Weise leitet das Kreuz zugleich über zu der himmlischen Sphäre, in der im Maßwerk des spitzbogigen Fensters der segnende Christus, links und rechts umgeben von jeweils fünf Heiligen, zu sehen ist. Letztlich vollzieht sich also in der Bekehrung des Dionysius das Wirken des erhöhten Heilands, und auch Paulus ist nur das Werkzeug des alles lenkenden Christus. Die Heiligen aber sind ihm nahe und leisten im Himmel Fürbitte für die Menschen. Damit wird wiederum – wie schon durch den Heiligenschein – auch auf die Zukunft des Dionysius im Jenseits hingedeutet.

Heidnische Philosophen?

Kehren wir zurück zum eigentlichen Bekehrungsbild, genauer zu dessen linkem Drittel! Drei sitzende und zwei stehende ältere Männer sind zu erkennen. Einer von ihnen schläft mit gesenktem Kopf und verschränkten Armen, während die anderen in Zweiergruppen diskutieren. Alle fünf Männer sind also nicht auf das Geschehen in der Mitte, die Bekehrung und Taufe des Dionysius, orientiert. Während dort völlige Stille, Andacht und Konzentration zu herrschen scheinen, sind vier der Männer in Gespräche verwickelt, wobei ihre bärtigen Köpfe mit den zerfurchten Stirnen eher ernst und besorgt erscheinen. Man fragt sich unwillkürlich, ob die fehlende Ausrichtung der Blicke und Gesten auf die Mitte ein kompositorischer Fehler des Glaskünstlers ist.

Schaut man genauer hin, macht man plötzlich eine aufregende kleine Entdeckung: Vier der Männer tragen an den Kragen ihrer Gewänder ihren Namen: Vorn sitzen Aristoteles und Sokrates, hinten stehen Epikur und Plato. Es handelt sich also um vier bedeutende griechische Philosophen, große Gestalten der europäischen Geistesgeschichte zwar, aber zweifellos Heiden. Sollten sie alle der Bekehrung des Dionysius beigewohnt haben?

Das ist nicht möglich, wie ihre Lebensdaten belegen: Sokrates (469-399 v.Chr.), Plato (427-347 v.Chr.), Aristoteles (384-322 v.Chr.) und Epikur (342-270 v.Chr.) waren weder untereinander alle Zeitgenossen, noch lebten sie zur Zeit des hl. Paulus. Sollte unser Künstler neben einem kompositorischen auch noch einen chronologischen Fehler begangen haben? Was haben überhaupt namentlich benannte heidnische Philosophen auf einem Fensterbild in einer christlichen Kirche zu suchen?

Weiter kommt man, wenn man den Bericht der Apostelgeschichte über die Areopag-Rede des hl. Paulus noch einmal durchliest: Tatsächlich ist von der Anwesenheit epikureischer und stoischer Philosophen die Rede, die mit Paulus diskutieren (Apostelgeschichte 17,18) und deren Reaktion auf die von ihm verkündete Botschaft zwischen skeptischem Befremden, überheblichem Spott und unverhohlener Neugier schwankt. Der Künstler kann also nicht die physische Anwesenheit der großen Philosophen gemeint haben, wohl aber, dass ihre Ideen nach wie vor in Athen lebendig waren und dass diese Ideen, die vorwiegend auf eine innerweltliche Glückseligkeit des Menschen abzielten, auch dazu beitrugen, dass die große Mehrheit der Athener - anders als Dionysius

- sich der christlichen Botschaft von der Auferstehung nicht öffnete. So ließe sich auch erklären, dass ihre Aufmerksamkeit auf dem Bild nicht Paulus und dem Bekehrungs-geschehen gilt, sondern dass sie eher verstört das für sie Fremdartige der neuen Glau-bensrichtung zu diskutieren scheinen.

Der Künstler des Eisener Fensterbildes will also die Bekehrung des Dionysius nicht als einen singulären Akt verstanden wissen, sondern er stellt sie hinein in einen Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung: Das Evangelium gelangt nach Europa und gerät in die Auseinandersetzung mit dem alteuropäischen, besonders dem griechischen reli-giösen und philosophischen Erbe.

Der Glaube Israels und der griechische Geist

Zwischen welchen Polen diese Auseinandersetzung auf christlicher Seite verlief, deutet die Apostelgeschichte schon an: Einerseits gerät Paulus als strenger Monotheist wegen der Fülle der Götzenbilder in Athen in heftigen Zorn, andererseits knüpft er in seiner Rede geschickt an die Aufschrift eines dortigen Altars "Einem unbekanntem Gott" an und zitiert auch einen griechischen Dichter.

Später sah z.B. der Kirchenvater Tertullian, der die Frage stellte: "Was hat Athen mit Jerusalem zu tun?", einen sich völlig ausschließenden Gegensatz zwischen antiker Philosophie und Christentum.

Justinus, ein anderer Kirchenvater, vertrat dagegen die These, jeder Mensch, auch derjenige, der das Evangelium von Christus nicht kenne, trage einen Keim der Wahrheit in sich. So finde man z.B. bei Sokrates einen besonders bedeutenden Keim des christli-chen Logos. Die meisten Kirchenväter, selbst oft ursprünglich Heiden, versuchten den Glauben mit der antiken Weisheit zu versöhnen. Sie lehrten, dass die weltliche Bildung eine Vorstufe darstelle zur höheren göttlichen Wahrheit der Heiligen Schrift. So konnte Kardinal Ratzinger schließlich 1979 formulieren: "Das Christentum ist die in Jesus Chri-stus vermittelte Synthese zwischen dem Glauben Israels und dem griechischen Geist". Papst Johannes Paul II. hat jüngst in seiner Enzyklika "Fides et Ratio" noch einmal mit Nachdruck auf die Unverzichtbarkeit einer solchen Verbindung von Glaube und Vernunft hingewiesen.

Interessant ist, dass einer der bedeutendsten und folgenreichsten Versuche einer sol-chen Synthese mit einem dritten Dionysius zu tun hat: Ein gleichermaßen im Christen-tum und im neuplatonischen Denken geschulter Philosoph des frühen sechsten Jahr-hunderts veröffentlichte seine Werke unter dem Pseudonym "Dionysius Areopagita", legte sich also den Namen des Paulus-Schülers zu. Deshalb bezeichnet man ihn heute als "Pseudo-Dionysius-Areopagita". Seine wahre Identität ist noch ungeklärt. Seine vier Bücher "Über die göttlichen Namen", "Über die himmlische Hierarchie", "Über die kirch-liche Hierarchie" und "Über die mystische Theologie" entfalteten die allergrößte Wirkung in der mittelalterlichen Theologie. Unter anderem haben sich Albertus Magnus (um 1193-1280), Thomas von Aquin (1225/26-1274), Meister Eckhart (um 1260-1327) und Niko-laus von Kues (1401-1464) mit ihm auseinandergesetzt.

Der dreifache Dionysius

Seit Hilduin, dem Abt von Saint Denis im frühen neunten Jahrhundert, hielt man alle drei Personen, den Paulus-Schüler, den ersten Pariser Bischof und den Theologen für ein und denselben Dionysius. Dieser gewann deshalb als Heiliger durch seine Apostel-nähe, sein Martyrium, seine Bedeutung für das fränkische und später französische Kö-nigshaus und sein großes theologisches Werk ein unvergleichliches Gewicht. Das zeigt

sich darin, dass ihm etwa 1200 Kultstätten geweiht sind und dass fast alle französischen Könige in der Kathedrale von St. Denis in der Nähe der Gebeine des hl. Dionysius bestattet sind.

Das Elsener Fensterbild ist also auch eine hochinteressante Veranschaulichung der ebenso spannungsreichen wie fruchtbaren jahrhundertelangen Konfrontation von antikem Geist und christlicher Religion. Es zeigt, wie antikes Denken durch das Christentum zugleich überwunden, aber doch auch bewahrt, also in einem doppelten Sinne "aufgehoben" worden ist. Zugleich widerspiegelt das Bild in der Rolle des Adels als Mäzen, in seiner neugotischen Formensprache und auch in seinen religiösen Auffassungen den spezifischen Zeitgeist seiner Entstehungsperiode um die Jahrhundertwende.

Darüber hinaus aber hat es einen durchaus aktuellen Bezug: Sind wir nicht heute in einer vergleichbaren Situation wie der hl. Dionysius von Athen? Eine Fülle nichtchristlicher Welt- und Lebensentwürfe umwerben uns, aber letztlich kommt es darauf an, sich zu Christus zu bekennen, der von sich gesagt hat: "Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich" (Johannes 14,16).



Günter Wißbrock

Herz mit sieben Schwertern - Ein Motiv auf Elsener Bildstöcken

333 Bildstöcke und Wegekreuze aus Paderborn und seinen Stadtteilen hat der Ortsheimatpfleger der Kernstadt Paderborn, Gerhard Liedtke, in Wort und Bild in einem verdienstvollen Buche vor einigen Jahren vorgestellt. Eindrucksvoll wird auf diese Weise deutlich, wie stark noch immer diese Zeichen des christlichen Glaubens im Paderborner Land eine landschafts- und ortsbildprägende Bedeutung haben.

Schaut man sich als Elsener die Bilder dieses Buches genauer an, macht man plötzlich eine kleine Entdeckung, denn *ein* Motiv findet sich gleich fünfmal, aber ausschließlich auf dem Gebiet der alten Kirchengemeinde Elsen, zu der ja früher auch Sande gehörte: Auf den kunstvollen Metallgittern der Bildstöcke ist in verschiedenen Variati-



Untern Eichen 12,
heute verklindert



Antoniusstraße

onen ein stilisiertes Herz zu sehen, das von sieben Schwertern durchbohrt wird und von einem Strahlenkranz umgeben ist.

Die Bildstöcke stehen an der Antoniusstraße 22, bekanntlich eine Station der Fronleichnam-*Prozession*, an der Ecke Sandhöfener Straße/Mühlengrund, an der Verner Straße/Ecke Feldmark und Untern Eichen in Gesseln Nr.1 und 10 (durch einen Neubau jetzt Nr.12). Ja, am Oberheideweg 38 findet man das Motiv sogar ein sechstes Mal an einem in dem Buch von Liedtke nicht erwähnten Bildstock. Die letzten vier Gitter sind in der Gestaltung fast vollständig identisch, während bei den beiden ersteren den sieben Schwertern auch noch sieben hinzugefügte Kerzen entsprechen, vielleicht in Erinnerung an den siebenarmigen Leuchter.



Sandhöfener Straße



Feldmark

Fotos:
A. Kullmann

Zur Entstehungsgeschichte der Bildstöcke

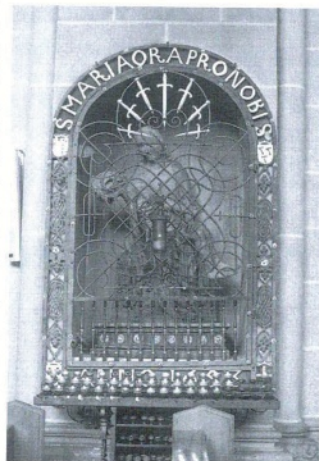
Zwei der Bildstöcke tragen genaue Entstehungsdaten: 1900 (Antoniusstraße) bzw. 1904 (Sandhöfener Straße). Von zwei anderen heißt es, sie seien "vor der Jahrhundertwende" (Untern Eichen 12) bzw. "um die Jahrhundertwende" (Untern Eichen 1) entstanden. Höchstwahrscheinlich gehören also alle sechs Bildstöcke in die Zeit, in der in Elsen der aus Scharmede stammende Pfarrer und spätere Dechant Theodor Alpmann als Seelsorger wirkte (1898-1917). Dass gerade Pfarrer Alpmann die Verehrung der leidenden Mutter Gottes, auf die das Herz mit den sieben Schwertern bezogen ist, besonders gefördert hat, belegt auch die von der Elsener Chronik erwähnte Tatsache, dass er im Jahre 1901 in Sande in einer neu errichteten Marien-Kapelle den "Altar mit dem Bilde Beatae Mariae Virginis Dolorosae, angefertigt in der Kunst-Werkstätte des Herrn Mündelein in Paderborn", geweiht habe.

Es ist vielfach bezeugt, dass in den Jahren um 1900 neben der Herz-Jesu-Frömmigkeit auch die Herz-Marien-Verehrung einen deutlichen Höhepunkt erlebte. Bereits 1814 hatte Papst Pius VII. auf den 15. September ein eigenes "Fest der Sieben Schmerzen Marias" festgelegt. Schon seit 1731 bestand am Paderborner Michaelskloster eine "Herz-Jesu und Herz-Mariae Bruderschaft", die vor allem im 19. Jahrhundert große Bedeutung für das ganze Hochstift Paderborn gewann. An sehr versteckter Stelle gibt es auch in der Elsener Dionysius-Kirche einen Hinweis auf die Herz-Marien-Verehrung: Das Marienfenster wird heute fast ganz von der Orgel verdeckt. Seine Mitte bildet die Abkürzung St. M. O. P. N. (Sancta Maria, ora pro nobis); rechts davon sieht man eine Lilie, Symbol der Unschuld Mariens, und links ein flammendes Herz, das von einem Rosenkranz umwunden und von einem Strahlenkranz umgeben ist. Ältere Wurzeln dieser Verehrung reichen bis ins Mittelalter und vor allem in das 17. Jahrhundert (hl. Jean Eudes) zurück.



Pieta von Ignaz Günther (ehem. Stiftskirche in Weyarn/Bayern)

Auch die Elsener Darstellungen des von sieben Schwertern durchbohrten Herzens könnten ihr Vorbild im 17. Jahrhundert haben: Das Motiv findet sich wieder auf dem Gitter der Pieta in der Pfeilernische gegenüber der Kanzel im Paderborner Dom, das der Dompropst Johann Wilhelm von Sintzig 1653, geschmückt mit vier Ahnenwappen, stiftete.



Die Bedeutung des Schwertes im Herzen

Wie aber ist das Bild von den sieben Schwertern, die das Herz Marias durchdringen, entstanden? Wie kam es zu der Vorstellung von den sieben Schmerzen Marias, die durch die Schwerter symbolisiert werden?

Schaut man in der Hl. Schrift nach, wird man beim Evangelisten Lukas fündig: Simeon, ein gerechter und gottesfürch-

tiger Mann, sagte zu Maria, als Jesus von seinen Eltern in den Tempel gebracht wurde: "Auch durch deine Seele wird ein Schwert hindurchgehen" (Lk. 2,35).

Diese Worte des greisen Sehers haben recht unterschiedliche Auslegungen gefunden. Der bedeutende mittelalterliche Theologe Albertus Magnus argumentierte, als Maria unter dem Kreuz die Wunden, die Christus körperlich erlitt, in ihr Herz einprägte, habe ein Schwert ihre Seele durchbohrt.

Das Motiv in Literatur und Kunst

So wurde die Darstellung vom Schwert Simeons auch zu einer Schlüsselstelle für die bildnerische und literarische Gestaltung der schmerzreichen Gottesmutter. Maler und Bildhauer zeigten in ihren Bildern und Skulpturen, wie die Brust der unter dem Kreuz stehenden Maria von einem oder mehreren Schwertern durchbohrt wird. Zum Beispiel hat Albrecht Dürer die Schmerzensmutter mit den sieben Schwertern gemalt (heute in München, Alte Pinakothek) und sie mit der Darstellung der sieben Schmerzen umrahmt (heute in Dresden, Gemäldegalerie Alte Meister). Die Kunst des Frühbarocks machte die Schmerzensmutter, die mater dolorosa, zu einem eigenständigen, vom Kreuz abgelösten Andachts- und Gnadenbild.

Literarisch wurde das Motiv schon im 13. Jahrhundert in dem großartigen Hymnus "Stabat mater dolorosa" gestaltet, in dem es heißt:

STABAT MATER DOLOROSA



Sicut lilius inter spinas. Cant. 2, 2.

"Unterm Kreuz die schmerzreiche
Mutter stand, die tränenreiche,
Als ihr Sohn am Kreuze hing.
Durch ihr Herz, das qualgeübte,
Schmerzerrissene und betrübte,
Tief das Schwert der Leiden ging."

An ganz unerwarteter Stelle wird Jahrhunderte später das gleiche Motiv erneut aufgegriffen: In der Szene "Zwinger" im ersten Teil von Goethes Drama "Faust". Gretchen, die, von Faust verführt und dann verlassen, ein uneheliches Kind erwartet, steckt frische Blumen in die Krüge vor einem Andachtsbild der mater dolorosa und betet inbrünstig:

" Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!
Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod."

Das Gebet endet in dem Aufschrei: "Hilf! rette mich von Schmach und Tod!"

Die Gottesmutter, aufschauend zum Gekreuzigten, soll also ihren Blick herabwenden auf die Betende. Das Schwert im Herzen symbolisiert ihr Mitleiden mit dem Sohne. Diese ungeheuerliche Leiderfahrung, die zugleich größte Nähe zu ihrem Sohne ist, befähigt sie auch zum Mitleiden mit der Not des Menschen. Die Schmerzensmutter wird zur Fürsprecherin und Mittlerin, zur "Mutter der Barmherzigkeit", wie es im "Salve regina" heißt.

Nichts anderes als die Hoffnung auf diese aus dem Mitleiden erwachsene Fürsprache wollen sicher auch die Darstellungen auf den Elsener Bildstöcken ausdrücken.

Die sieben Schmerzen Mariens

Die Anzahl der Schmerzen Mariens schwankte zunächst, bis sich die Zahl *sieben* durchsetzte. Welche Schmerzen Mariens gemeint sind, ist in den Quellen nicht immer gleichbleibend. So zeigt der Seitenaltar an der Nordseite der St. Margaretha-Kirche in Dahl aus dem Jahre 1919 die folgenden sieben Holzschnitzereien: 1. die Flucht nach Ägypten, 2. die Darbringung im Tempel, 3. die Suche nach dem zwölfjährigen Jesus im Tempel, 4. die Kreuztragung, 5. die Kreuzigung, 6. die Pieta und 7. die Grablegung. Andere Darstellungen beziehen sich auch auf die Weissagung des Simeon, die Beschneidung Jesu oder seine Geißelung. Die Zahl *sieben* ist also keineswegs zwingend. Immer aber hat man sich seit dem 15. Jahrhundert auf diese Zahl festgelegt, während im vorhergehenden Spätmittelalter die Zahl der Schmerzen Marias durchaus noch unterschiedlich war. Dass die Siebenzahl sich schließlich allein durchsetzte, mag an einer Angleichung an die sieben Freuden Marias liegen.

Die heilige Zahl sieben

Vor allem aber wird die magische, die heilige Zahl sieben geradezu eine Sogwirkung ausgelöst haben, durch die es zu einer Versiebenfachung des einen Schwertes kam, von dem Simeon im Lukas-Evangelium spricht.

Schlägt man in der Bibel nach, findet man eine ganze Fülle an Bezügen auf die heilige Sieben: Man denke nur an die sieben Schöpfungstage, die sieben Gaben des Hl. Geistes, die sieben Sakramente, die sieben Bitten des Vaterunsers, die sieben Worte Jesu am Kreuz, die sieben Säulen der Weisheit oder das Buch mit den sieben Siegeln. Es ließen sich viele weitere Beispiele finden, besonders auch aus der Apokalypse. Der "Systemzwang" ging sogar so weit, dass die Tradition den von Christus genannten sechs Werken der Barmherzigkeit (Matth. 25,35f) ein siebtes hinzufügte. Ein besonderes Gewicht gab der Sieben auch noch ihre frühe theologische Deutung als Ausdruck einer Gesamtheit, als Summe aus Drei (Trinität) und Vier (Schöpfung).

Fazit

Die Elsener Darstellungen des Herzens mit den sieben Schwertern sind also Spiegelbild einer jahrhundertealten Tradition, die sich um die heilige Zahl sieben rankt. Zudem sind sie ein sinnfälliges Symbol für die menschliche Grunderfahrung, dass Liebe und Leid eng miteinander verflochten sind. Zugleich widerspiegeln sie einen stark marianisch geprägten Frömmigkeitsstil der Zeit um 1900.

Durchaus aktuell ist aber ihre indirekte Aussage, die in einer Zeit der scheinbaren absoluten Machbarkeit von den Menschen nur allzu leicht vergessen wird: An Gottes Segen ist alles gelegen.

Gerade in letzter Zeit sind in Elsen wieder mehrere Fachwerkhäuser, deren Balkeninschriften das Gleiche aussagten, abgerissen worden. Sollte da nicht wenigstens für die Bildstöcke und Heiligenhäuschen und die in ihnen verkörperte Volksfrömmigkeit Fausts Mahnung gelten:

"Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Günter Wißbrock

Die Botschaft der Blumen und Bäume – Pflanzensymbolik in der Elsener St. Dionysius-Kirche

Blumen und Bäume – wer dächte da nicht an den Frühling?

Doch blicken wir zuerst noch einmal in die Mitte des Winters zurück: Wenn zum Christfest der Chorbereich und die Krippe in der Taufkapelle mit Weihnachtsbäumen und Weihnachtssternen umrahmt und geschmückt werden, dann weist schon der Name beider Pflanzen darauf hin, dass es keineswegs um eine bloße Verschönerungsaktion geht, sondern dass beide einen symbolischen Bezug zu dem festlichen Anlass ihrer Aufstellung haben.

Erst recht wird dieses sinnbildliche Verständnis von Pflanzen deutlich, wenn die Gemeinde dann das uralte Weihnachtslied "Es ist ein Ros entsprungen" anstimmt.

In der ersten Strophe, die zunächst sehr rätselhaft klingt, wird auf dreifache Weise die Symbolik von Pflanzen bemüht: Ein "Ros" (= Rosenstock) ist aus einer "Wurzel zart" entsprungen und hat "mitten im kalten Winter" ein "Blümlein" hervorgebracht.

Die 2. Strophe bringt des Rätsels Lösung oder – anders ausgedrückt – sie dient der Entschlüsselung der verborgenen Symbolik: Der Rosenstock ist Maria, das Blümlein Christus, die Wurzel die Abstammung von Jesse (Isai), dem Vater Davids. Das Lied gibt selbst einen Hinweis, woher die Symbolik stammt: Die Weissagung des Propheten Jesaja (Kap.11,1) vom Spross (lateinisch = "virga") aus der Wurzel Isai wurde bezogen auf die Jungfrau (lateinisch = "virgo") Maria.

An diesem Beispiel wird auch deutlich, wo allgemein die Verschlüsselung des Bedeutungsgehalts von Pflanzen im Christentum ihren Ursprung hat: Entweder kommt sie direkt aus der Bibel oder aus deren Auslegung von den Kirchenvätern des Altertums über das Mittelalter bis zur frühen Neuzeit.

Wenn wir nun danach fragen, ob sich auch in der Elsener St. Dionysius-Kirche in bildlicher Gestaltung etwas von dieser Symbolik wiederfindet, so muss zunächst festgestellt werden, dass die Kirche durch ihre mehrfachen Umbauten außer Teilen des Turms und dem Taufstein nichts Mittelalterliches mehr enthält. Aber wenn man genau hinschaut, merkt man, dass auch die Künstler des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die die Kirche vor allem ausgestalteten, sich der überlieferten Bildersprache sehr wohl bewusst waren.



Die Lilie

Auffällig ist, dass die Lilie gleich fünfmal erscheint: Beide Statuen des hl. Josef, des "Nährvaters" Jesu, an den Langhauspfeilern halten jeweils diese Blume in einer Hand; das Marienfenster hinter der Orgel zeigt ebenfalls eine Lilie und schließlich erblüht sie auf beiden Seitenflügeln des dreiteiligen Hauptaltarbildes, jeweils im Zusammenhang mit einer Marienszene. Durch die weichen, ineinander übergehenden Töne der Bilder ohne kräftiges Kolorit sind die Lilien hier von weitem nicht sichtbar, von nahem aber deutlich zu erkennen. In stilisierter Form, äh-

lich der Lilie im Wappen des französischen Königshauses der Bourbonen, schmückten Lilien darüber hinaus auch die Gewänder der Figuren des hl. Josef und des hl. Bonifatius an den Langhauspfeilern.

Auch die symbolische Bedeutung der Lilie hat zunächst biblische Ursprünge: Das Hohelied des Alten Testaments preist die Schönheit der Braut mit den Worten: "Wie eine Lilie unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Mädchen" (Kap. 2,2). In späterer Auslegung wurde die Braut des Hohenliedes mit Maria gleichgesetzt.

Im Neuen Testament nennt Jesus in der Bergpredigt die "Lilien auf dem Felde" als wunderbares Beispiel unbekümmerten Gottvertrauens.

Mehr und mehr wurde dann im Mittelalter das makellose Weiß der Lilie zum Inbegriff der Keuschheit verengt. Vielleicht spielte dabei auch der Einfluss der alttestamentarischen Erzählung des Propheten Daniel von der unschuldigen Susanna (hebräisch = Lilie) eine Rolle.

So wurde die Lilie neben der Rose zur auserwählten Blume der Jungfrau Maria und auch eine Übertragung auf andere, in ähnlicher Reinheit lebende Menschen, wie z.B. Josef, wurde möglich.

Noch heute preist deshalb das Marienlied "Meersterne, ich dich grüße ..." die jungfräuliche Muttergottes als "Lilie ohnegleichen" und "Rose ohne Dornen".



Die Rose

Das Rosenmotiv wird im Übrigen in dem Marienfenster der Elsener Kirche hinter der Orgel ebenfalls aufgenommen, indem ein weißer Rosenkranz das flammende Herz Mariens umgibt, Symbol für ihre Freuden. Ebenso erblüht auf dem linken Flügel des Hauptaltarbildes im Hintergrund der Madonna ein Rosenstock und auf dem rechten

liegen weiße und rote Rosen zu ihren Füßen verstreut, sinnbildlich ihre Freuden und ihre Schmerzen andeutend.



Der Palmenzweig

Ein uraltes Symbol ist auch der Palmenzweig. In der St. Dionysius-Kirche halten ihn die Statue der hl. Apollonia an einem Langhauspfeiler und ein Engel und eine gekrönte Heilige auf dem Fensterbild im Nordquerhaus, das das Martyrium des hl. Dionysius darstellt, in der Hand. Ein schwebender Engel mit Palmenzweig ist auch in dem Rundfenster im Südquerhaus zu erkennen.

Schon die Griechen und Römer kannten die Palmenzweige wegen des stetigen Grüns ihrer Blätter als Siegespreise in Wettbewerben.

Ähnlich gestaltet das Neue Testament den Einzug Jesu in Jerusalem, dem die Menschen mit Palmenzweigen in der Hand und Lobrufen entgegenziehen, als Triumphzug eines Siegers. Die Offenbarung des Johannes (Kap. 7,9) zeigt die Vision einer großen Schar ausgewählter Menschen in weißen Kleidern und mit Palmenzweigen in den Händen vor dem Thron Gottes

und dem Lamm (Christus). In Psalm 92 heißt es außerdem: "Der Gerechte wird blühen wie eine Palme". Das "ewige" Grün wurde hier auf die Ewigkeit bezogen.

Also konnte der Palmenzweig zum Symbol des Siegespreises werden, zu welchem der Christ einst gelangen wird und den die Märtyrer bereits errungen haben. So versinnbildlichen in der Elsener Kirche die Engel mit Palmenzweig die Verheißung der zukünftigen Aufnahme durch Gott, z.B. für den hl. Dionysius vor seinem Martyrium, während der den Heiligen, wie z.B. Apollonia, als Attribut direkt beigefügte Zweig die Paradoxie des Sieges im bereits vollzogenen Martyrium andeuten will.

Die Distel

Dass Pflanzen aber keineswegs nur eine positive Bedeutung haben müssen, zeigt ein anderes Beispiel aus der Elsener Kirche: Auf dem Fensterbild mit dem Martyrium des hl. Dionysius rankt unter den Füßen des mit einem übergroßen Beil auf die Hinrichtung wartenden Henkers nicht zufällig eine Distel. Seit alters her geradezu sprichwörtlich gemeinsam mit den Dornen als Sinnbild der Unfruchtbarkeit genannt (z.B. Lukas 6,44), ist die stachelige Pflanze hier sicherlich ein Symbol des Bösen, zumal ihre Farben in dem Gewand des Henkers und seinem Beil wiederkehren.

Weintrauben und -ranken

Sie sind in der Elsener Kirche an zwei Stellen besonders auffällig: 24 Trauben mit je drei Blättern umrahmen ein Meer von Blüten auf dem schmiedeeisernen Gitter zur Taufkapelle. Drei miteinander verbundene Trauben schmücken den modernen Ambo.

Hier liegt es nahe, an eine doppelte Symbolik zu denken: In dem Bibelwort "Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben" (Joh. 15,5) wird die unlösliche Verbindung zwischen Christus und den Christen dargestellt. Sie wird durch die Taufe (Gitter der Taufkapelle!), aber auch durch das Hören auf das Wort (Ambo!) vollzogen. Aber natürlich ist auch an

den Wein, das Produkt des Weinstocks, zu erinnern, an die tiefste Auslegung der Trauben als Christi Blut, an den stellvertretenden Erlösertod des Heilands, an die Eucharistie.

Der Lebensbaum

Zum Schluss sei noch auf die Kreuze in der oberen Mitte der beiden Dionysiusfenster im Nord- und Südquerhaus verwiesen. Auf den ersten Blick scheinen sie mit Pflanzensymbolik nichts zu tun zu haben. Schaut man aber genauer hin, entdeckt man, dass den Kreuzen zu beiden Seiten je sechs, also insgesamt zwölf Blätter entspringen.

Die Kreuze, Symbole von Leiden und Tod, bringen also neues Leben hervor. Sie sind zu Lebensbäumen geworden, von denen die Bibel sagt: "Zwölfmal tragen sie Früchte, jeden Monat einmal; und die Blätter der Bäume dienen zur Heilung der Völker" (Offenb. 22,2). Dem alttestamentarischen Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen im Paradies, der durch den Sündenfall zum Baum des Todes geworden ist, wird also das lebenbringende Kreuz als Baum der Erlösung, als Baum des neuen Paradieses gegenübergestellt. Man könnte auch sagen, dass sich in dem zum Lebensbaum gewordenen Kreuz Karfreitag und Ostern, also Tod und Auferstehung, zugleich ausdrücken.



Fazit

Das Christentum ist immer auch eine Religion der Bilder, Zeichen und Symbole gewesen, denn "alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" (Goethe).

Was wäre besser als Pflanzen, also ein wichtiger Teil der lebendigen Schöpfung, der tierisches und menschliches Leben erst möglich macht, zum vielfältigen Symbolträger geeignet? Schon immer hat das Ergrünen und Erblühen der Pflanzen im Frühling als Zeichen neuen Lebens die Menschen fasziniert. Darum war der Gedanke sehr naheliegend, in ihnen Sinnbilder einer Religion zu erkennen, deren zentrale Botschaft die Überwindung des Todes durch die Auferstehung ist.

Dieser Aufsatz ist ein kleiner Versuch, am konkreten Beispiel der Elsener Kirche die heute oft halb vergessene Symbolik der Pflanzen zu entschlüsseln und damit zum besseren Verständnis ihrer verborgenen religiösen Botschaft beizutragen.

Im Übrigen – das sei nur nebenbei gesagt – beweist ein Blick in die Elsener Kirche, dass pflanzliche Motive auch dann, wenn sie nicht symbolisch, sondern rein ornamental gemeint sind, bei der Ausschmückung der Kirche eine überragende Rolle gespielt haben: Von den Türbeschlägen über die Weihwasserbecken und die Fenster bis zu den Altären. Auch hier leben Traditionen weiter, die von der Antike bis zum Jugendstil um die Wende zum 20. Jahrhundert reichen.

Günter Wißbrock

Der Kirchenbaumeister Franz Mündelein (1857 – 1926)

Er gab der Elsener St. Dionysius-Kirche ihr heutiges Gesicht

Nein, Franz Mündelein ist nicht der Erbauer der Elsener Kirche! Denn schon 1850/51 wurde unter Erhaltung des romanischen Turms aus der Zeit um 1200 das alte Kirchenschiff abgerissen und nach Plänen des späteren Diözesanbaumeisters Uhlmann für die Margareten-Kirche in Dahl eine dreischiffige neugotische Halle ohne Querschiff errichtet. Mündelein hat aber trotzdem durch den umfangreichen Umbau gerade der entscheidenden Teilbereiche in den Jahren 1925/26 der heutigen Kirche weitgehend seinen Stempel aufgedrückt.

Diesem verdienstvollen Baumeister ist ein in der Reihe "Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte" des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn, im vorigen Herbst neu erschienenes Buch gewidmet, dessen Lektüre uneingeschränkt zu empfehlen ist:

Norbert Aleweld, Franz Mündelein (1857-1926): Ein westfälischer Kirchenbaumeister am Ende des Historismus, Franz Mündelein Paderborn 2000



Die Kirchenbauten des Historismus

Dr. Dr. Norbert Aleweld, Architekt und Kunsthistoriker, stellt das Schaffen Mündeleins in den Zusammenhang des Sakralbaus seiner Zeit. Im frühen 19. Jahrhundert, im Zeitalter der Romantik, kam es zu einer neuen Begeisterung für das Mittelalter und seine romanischen und gotischen Bauten. Dadurch angeregt, wurde der Kölner Dom nach Jahrhunderten des Stillstands zu Ende gebaut. Auch in Westfalen wurden neuromanische und neugotische Kirchen errichtet, ja, diese Stile wurden bald auch von den offiziellen kirchlichen Stellen als die eigentlich allein angemessenen Kirchenbauweisen angesehen. Weil also auf historische Baustile vergangener Jahrhunderte zurückgegriffen wurde, bezeichnet man das 19. und frühe 20. Jahrhundert als Zeitalter des Historismus. Später ist dieser Zeit ein Mangel an Eigenständigkeit und originaler Kreativität vorgeworfen worden. Heute dagegen beginnt man – das zeigt das Buch von Aleweld – mit einer nüchternen Aufarbeitung dieser rein quantitativ so fruchtbaren Epoche.

Lebensweg und Kirchenbauten Franz Mündeleins

Franz Mündelein, Sohn eines Paderborner Tischlermeisters, war nach der Architektenprüfung Mitarbeiter des Paderborner Diözesanbaumeisters Güldenpennig und machte sich später selbstständig. Auch mehrere seiner Brüder waren als Kunsttischler, Bildhauer, Restauratoren und Maler an der Einrichtung vieler Kirchen beteiligt. Nachfahren der Familie sind bis heute in Paderborn ansässig.

Franz Mündelein war ein ungemein fleißiger und vielseitiger Kirchenbaumeister. N. Aleweld hat herausgefunden, dass er im Zeitraum von 1897 bis 1926 für nicht weniger als 61 Kirchen Pläne für Neubauten, Umbauten oder Erweiterungsbauten im neuromanischen, neugotischen und später auch neubarocken Stil entwarf. In der näheren Umgebung Elsens seien nur Ahdn, Alfen, Altenbeken, Atteln, Holsen, Husen, Kirchborchen, Mantinghausen, Niederntudorf, Nordborchen, Ostenland-Haupt, Salzkotten (Klosterkirche und Libori-Kapelle), Scharmède und Verne genannt.

Wer sich also für die Kirchen des heimischen Umlandes interessiert, findet in Alewelds Buch reiches Material. Er listet die Kirchenbauten zunächst chronologisch auf, beschreibt dann ihre Baugeschichte und analysiert sie schließlich fachmännisch in allen ihren Bau-

teilen. Das außerordentlich sorgfältig edierte Werk endet mit ausführlichen Registern und einem reichen Bildteil mit über 200 Abbildungen, die zu reizvollen Vergleichen anregen.

Mündeleins Erweiterungsbau der Elsener Kirche

Was erfahren wir nun über die Elsener St.-Dionysius-Kirche?

Ihr Erweiterungsbau, sein letzter Auftrag, hat aus unterschiedlichen Gründen eine besondere Stellung im Werk Franz Mündeleins. Nach mehreren Änderungen des ursprünglichen Planes vom 10. Oktober 1923 war der Architekt zwar noch Zeuge der Grundsteinlegung am 21. Juni 1925, verstarb aber schon am 12. Mai 1926. Erst am 10. Oktober 1926 wurde "sein anspruchsvollster und auch technisch überraschendster Erweiterungsbau" (S. 93) geweiht. Wörtlich schreibt Aleweld: "Unter Niederlegung des alten Chores wurde die Kirche nach Osten um ein doppeljochiges Querhaus, ein weiteres Joch in der Breite des Langhauses sowie einen eingezogenen Chor mit Chorjoch und einer Apsis im 5/10-Schluss erweitert. Zwischen Chor und dem westlichen Querhausjoch, für die Mündelein auf den gotischen Formenkanon zurückgriff, schaltete er einen quadratischen Raum, der von einem expressionistischen Zallengewölbe über-



St.-Dionysius-Kirche, Innenraum gegen den Chor, 1993

spannt wird" (S. 93).

Von diesem Sternengewölbe ist der Verfasser besonders angetan: "Die Wirkung des sich nach allen Seiten öffnenden Raumes ist überwältigend" (S. 109), heißt es. Hier widerspiegelt sich auch ein neues Liturgieverständnis, das eine gute Sichtbarkeit von Kanzel und Altar als Voraussetzung aktiver Teilnahme der Gemeinde am Gottesdienst erforderte. Mündelein gelang es, die Einfügung des expressionistischen Kuppelraumes zwischen der frühneugotischen Halle und dem spätneugotischen Chor ohne Stilbruch zu bewerkstelligen, weil die großflächigen inneren Zellen der Kuppel die Formen eines gotischen Sternengewölbes wiederholen.

So formte er nach Aleweld "einen der überraschendsten Kirchenräume dieser Epoche" (S. 128), der dem Besucher "ein beglückendes Raumerlebnis" (S. 127) bietet und "den würdigen Endpunkt seines Bauschaffens" (S. 144) bildet.



St.-Dionysius-Kirche, Gewölbe des Vorchores, 1993

Ob er sich allerdings gegen sein Lebensende mit dem Expressionismus noch einem neuen, über die rückwärts-gewandten Formen des Historismus hinausweisenden Baustil geöffnet hat oder ob der Elsener Kuppelraum mehr aus den Überarbeitungen der Pläne Mündeleins durch den Diözesanbaumeister Kurt Matern zu erklären ist, lässt sich nach Aleweld nicht mehr genau feststellen.

Günter Wißbrock

Elsen international oder: Es begann mit dem heiligen Dionysius

Eine "Flaniermeile" hat uns Bürgermeister Paus versprochen, wenn die Großbaustelle Ortsdurchfahrt Elsen fertiggestellt sein wird. Nehmen wir ihn beim Wort und flanieren einfach schon einmal!

Doch halt, sind wir auf der Von-Ketteler-Straße überhaupt in Elsen oder aber in Frankreich, wenn eine Bürgerinitiative dort einen Dorfplatz mit "Flair" errichtet haben möchte, wenn gegenüber eine Tankstelle in ihre "Boutique" einlädt, wenn wenig weiter eine Kosmetikerin verspricht, "Le Visage" zu verschönern, wenn die Volksbank Paderborn "eurocheques" anbietet und eine Bäckerei sich zugleich als "Confiserie" anpreist? Oder sind wir gar im Orient gelandet, wo es "Döner Kebap" "bei Reza" und einen "Denis Basar" gibt? Sind wir im Italienurlaub, weil wir uns mit Pizza und Pasta in Pizzerien mit so klangreichen Namen wie "Bella Napoli" und "Azzurro" verwöhnen können? Oder leisten wir uns aus dem anderen Sehnsuchtsland der Deutschen griechische Spezialitäten im "Kreta" oder im "Grill Athen"?

So viel Fremdes, so viele Fremdwörter, mag da mancher sagen, man sollte doch die Kirche im Dorf lassen!

Aber diese Redewendung passt hier schlecht, denn unsere Kirche ist erst recht international. Ihr Patron ist ja der heilige Dionysius, der vom Papst in Rom als Missionar entsandte erste Pariser Bischof und Apostel Galliens aus dem dritten Jahrhundert. Im Mittelalter wurde er fälschlich gleichgesetzt mit dem vom heiligen Paulus bekehrten Dionysios Areopagites und mit einem wahrscheinlich syrischen großen Theologen, der sich den gleichen Namen als Pseudonym zulegte. Schon hier mischt sich also Italienisches, Französisches, Griechisches und Orientalisches. Den internationalen "Touch" hat Elsen unverkennbar schon im neunten Jahrhundert mit dem heiligen Dionysius bekommen, dessen Name heute gerade in der Ortsmitte Konjunktur hat: Zur St. Dionysius-Kirche sind die St. Dionysius-Apotheke, die Dionysiusstraße, die Dionysiuschule und neuerdings das katholische Pfarrheim als "Dionysius-Haus" gekommen.

Aber als Vorname gibt es Dionysius doch heute kaum noch? Vorsicht! So mancher Elsener Junge heißt Denis und ahnt nicht, dass es sich nur um die englische Form von Dionysius handelt. Überhaupt ist Englisch ja heute sehr "in". Das merkt man natürlich auch auf unserer "Flaniermeile" Von-Ketteler-Straße. Schicken Sie Ihre Kinder zum Vokabellernen einfach ins Dorf! Sind ein paar Kostproben gefällig? "Sunline" heißt ein Sonnenstudio, ein "Copy"- und ein "Party-Service" leisten ihre Dienste, ein "Technik-Center" verkauft und repariert Computer und Fernseher, eine Friseurin verspricht uns den neuesten "Hairtrend", eine Textilkette bietet Kleidung für die "family" an und ein Bekleidungs- und Kosmetikgeschäft hat die Parole "Mode Image Wellness".

Doch zurück zu unserem Flanierbummel! Je mehr wir uns der Sander Straße nähern, desto weltläufiger wird er, denn nun ist die Globalisierung unaufhaltsam, die Esskultur fremder Kontinente drängt sich in den Vordergrund. Ganz exotisch wird es im ehemaligen Haus Danger: In chinesischen und deutschen Schriftzeichen entführt uns das Restaurant nach Shanghai, nachdem es uns vorher vornehm lateinisch an der Haustür gebeten hat, "IN MEDIAS RES", also "mitten hinein", zu kommen.

An der Sander Straße haben wir nun die Auswahl, ob wir unseren Bummel mit südamerikanischer Küche bei Toni Ruggiero oder mit vorderasiatischer im "Babylonia" beenden. Beim "Babylonia" kommt uns unwillkürlich die Erinnerung an den "Turmbau zu Babel" in

den Sinn. "Alle Menschen hatten die gleiche Sprache und gebrauchten die gleichen Worte" (Gen. 11,1), heißt es dazu im Alten Testament. Dann beschlossen die Menschen, einen Turm bis in den Himmel, also den Bereich Gottes, zu bauen. Gott strafte sie mit der Verwirrung ihrer Sprache, so dass keiner mehr die Sprache des anderen verstand.

Manchmal kommt es einem heute auch so vor. Wer versteht z.B. nach der Rechtschreibreform noch die deutsche Rechtschreibung? Da ist es immerhin trostreich, dass auch andere Sprachen damit ihre Probleme haben: Wird in einem Geschäft an der Von-Ketteler-Straße Döner Kebab verkauft, so im anderen Döner Kebab, am einen Schaufenster der Pizzeria steht "Azzurro", am anderen "Azzuro".

Eines ist nun auf jeden Fall klar: Elsen ist keineswegs nur ein beliebiges Dorf oder ein Paderborner Vorort, sondern ein sehr international angehauchtes Gemeinwesen, und das schon, seit der heilige Dionysius hier Patron wurde ...

Fast hätten wir es vergessen: Neuerdings breitet sich sogar eine weitere Sprache aus, das Deutsche. Die "Akropolis" heißt nämlich seit einiger Zeit wieder "Hüttengrill" und die "Casa Rustica" wieder "Römerkrug" ...

Günter Wißbrock

Dionysius als französischer National- und Königsheiliger

E.T.A. Hoffmann, der große deutsche Dichter der Romantik, lässt in seiner noch heute in den Schulen häufig gelesenen Kriminalnovelle "Das Fräulein von Scuderi" zweimal den französischen "Sonnenkönig" Ludwig XIV. (1643-1715) persönlich seine Bewunderung für den Scharfsinn der Titelheldin ausdrücken. "Beim heiligen Dionys, Ihr habt recht, Fräulein!" und "Beim heiligen Dionys, Eurer Beredsamkeit widersteht niemand auf Erden!" heißt es da. Dass sich der König gerade auf diesen Heiligen, der unser Elsener Pfarrpatron ist, beruft, ist kein Zufall, denn Dionysius ist der französische National- und Königsheilige. Während man z.B. in Le Mans schon sehr suchen muss, um auf Spuren des hl. Liborius zu stoßen, ist die Erinnerung an den hl. Dionysius in Frankreich allgegenwärtig.

Der Apostel Galliens

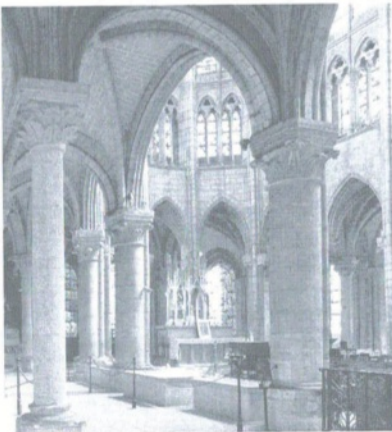
Wie kam es dazu? Dionysius, der "Apostel Galliens" und erste Bischof von Paris, erlitt bekanntlich um 250 n. Chr. das Martyrium durch das Schwert. Über seinem Grab ließ um 460 die hl. Genovefa eine Basilika errichten, die spätere Abtei Saint-Denis. Hier wurde Schritt für Schritt die Dionysius-Legende erweitert, indem man den Pariser Märtyrerbischof des 3. Jahrhunderts mit dem Athener Paulus-Schüler Dionysios Areopagites und dem wahrscheinlich syrischen großen Theologen des 6. Jahrhunderts gleichsetzte, der dessen Namen als Pseudonym benutzte.



Dionysius-Skulptur in der Elsener Pfarrkirche

Saint-Denis als Königsgrablege

Schon im 7. Jahrhundert ließen sich mehrere merowingische Könige der Franken in Saint-Denis beisetzen. Unter ihren Nachfolgern, den Karolingern, geschah das schon häufiger.



Saint-Denis bei Paris, Abteikirche mit den Königsgräbern

Das bekannteste Beispiel ist Pippin, der Vater Karls des Großen, der sich 754 durch Papst Stephan II. auch in Saint-Denis hatte zum König weihen lassen. Beständiger Traditionsort als Königsgrablege wurde das Dionysius-Kloster dann seit den Königen aus dem Hause der Kapetinger (987-1328).

46 Könige, 32 Königinnen, 63 Prinzen und Prinzessinnen und 10 andere Große des Königreiches ruhten bis zur Revolution in der Nähe der Gebeine des hl. Dionysius, bis die Gräber 1793 Opfer der revolutionären Zerstörungswut wurden. 1817 erhielt die Abteikirche Saint-Denis aber unter König Ludwig XVIII. ihre Rolle als Königsgrablege zurück. Auch die sterblichen Überreste des während der Revolution hingerichteten Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette wurden hierhin überführt.

Fränkischer und französischer Reichsheiliger

Bis etwa 1100 blieb Dionysius nur einer von mehreren mit dem fränkischen und später dann französischen Königshaus enger verbundenen Heiligen, neben Martin, Remigius und Mauritius. Bis zu diesem Zeitpunkt fand sein Kult als fränkischer Reichsheiliger auch außerhalb Frankreichs Verbreitung, namentlich in Deutschland, besonders in Bayern und auch bei uns in Westfalen, wofür Rheine, Enger, Buke, Sandebeck und Elsen Beispiele sind.

Der hl. Dionysius und die deutsch-französischen Beziehungen

An drei Episoden aus dem Mittelalter lässt sich zeigen, wie sehr der Dionysius-Kult auf höchster Ebene in den deutsch-französischen Beziehungen eine Rolle gespielt hat.

Die erste berichtet uns der Geschichtsschreiber des Sachsenstammes, Widukind von Corvey: Der französische König Karl der Einfältige (893-923) suchte in schwerer Bedrängnis durch innerfranzösische Wirren die Unterstützung des deutschen Königs Heinrichs I. (919-936), indem er ihm eine kostbare Reliquie, eine in Gold und Edelsteine gefasste Hand des hl. Dionysius, durch einen Gesandten überreichen ließ, der sie als "ein Stück des einzigen Trostes der Franken, die Gallien bewohnen" bezeichnete. Über Heinrichs Reaktion heißt es: "Der König nahm das göttliche Geschenk mit dem Ausdruck der höchsten Dankbarkeit an, kniete vor den heiligen Reliquien nieder und erzeigte ihnen, indem er sie küsste, die höchste Verehrung".

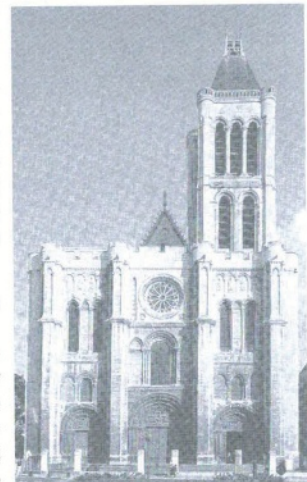
Eine zweite Episode im 11. Jahrhundert führte zu einer merklichen Abkühlung des deutsch-französischen Verhältnisses. Die öffentliche Behauptung der Mönche des bayerischen Klosters St. Emmeram in Regensburg im Jahre 1052/53, im Besitz der echten Reliquien des hl. Dionysius zu sein, wurde in Saint-Denis und in ganz Frankreich als Herausforderung und Beleidigung angesehen.

Der Durchbruch des hl. Dionysius zur zentralen Gestalt der französischen Königs- und Staatsidee und zur lange Zeit maßgebenden Identifikationsfigur der französischen Nation bahnte sich erst bei einer dritten Gelegenheit zur Zeit König Ludwigs VI. 1124 an, als bei einem drohenden Kriegseinfall des deutschen Kaisers Heinrichs V. der französische König in einem Staatsakt die Fahne des hl. Dionysius vom Altar aus Saint-Denis holte, unter diesem Banner das ganze, sonst so zersplitterte Reich einte und den deutschen König zum Rückzug veranlasste.

Fortan wurde vor jedem Kriegszug des Königs von Frankreich die zweizackige Fahne des hl. Dionysius aus Saint-Denis abgeholt, vor allem auch deshalb, weil man sie mit der "Oriflamme" ("goldene Flamme"), der legendären Fahne Karls des Großen, gleichsetzte. Erst nachdem sie drei Jahrhunderte später 1415 in der Schlacht bei Azincourt in die Hände des englischen Königs gefallen war, büßte sie ihr Ansehen ein.

Der hl. Dionysius als Symbolfigur Frankreichs und des französischen Königtums

Den Höhepunkt seiner Geltung als französischer Nationalheiliger erreichte Dionysius, als sich im Hochmittelalter die Vorstellung durchsetzte, der französische König habe sein Reich vom hl. Dionysius zu Lehen, dem er dafür jährlich symbolisch einen Kopfszins zu zahlen habe. Saint-Denis wurde Aufbewahrungsort der Reichsinsignien und die entscheidende Pflegestätte der offiziellen Geschichtsschreibung des französischen Königshauses. Unablässig trug man hier auch dazu bei, dass Dionysius zum populärsten



Saint-Denis, Abteikirche, Westfront, um 1135 - 1140, Turm und Rose später

Heiligen Frankreichs wurde. Durch die Aufnahme unter die 14 Nothelfer im 14./15. Jahrhundert erlangte er weiteres Ansehen über die Grenzen Frankreichs hinaus. Zumindest bis zum vorläufigen Ende der Monarchie im Jahre 1792 während der Großen Französischen Revolution blieb Dionysius die maßgebliche Symbolfigur Frankreichs und des französischen Königtums.

Französische Besucher, die nach Elsen kommen, werden hier also in der Gestalt des Patrons unserer Kirche auf eine ihnen durchaus geläufige, für die Herausbildung ihrer Nation und ihres Staatsbewusstseins sehr geschichtsmächtige Person stoßen.

Günter Wißbrock

Mutter Anna lehrt Maria das Lesen Eine Skulptur in der St. Dionysius-Kirche

Wenn man die Elsener Kirche von der Von-Ketteler-Straße aus durch den hinteren Eingang betritt, bemerkt man am ersten Langhauspfeiler eine Skulptur mit einer Frauen- und einer Mädchengestalt. Beide Figuren stehen auf einer Konsole, deren Inschrift klarmacht, um wen und um welchen Vorgang es sich handelt: Mutter Anna lehrt Maria das Lesen.



Die Überlieferung der Anna-Legende

Vielleicht war es das Lehren, das mich als Lehrer zuerst auf "Mutter Anna" aufmerksam machte. Neugierig geworden, schlug ich in der Bibel nach, was man eigentlich über die Mutter Marias weiß, - und wurde enttäuscht, denn Anna wird in keinem der kanonischen Bücher der Heiligen Schrift erwähnt. Vielmehr tauchen die Namen der Eltern Marias, Joachim und Anna, erstmals in dem sogenannten Protevangelium des Jakobus (um 150 n. Chr.) auf. Wegen dieses apokryphen, also von der offiziellen Kirche nicht als den Evangelien gleichwertig anerkannten Charakters der Überlieferung wurde die Anna-Legende schon im Mittelalter teilweise ablehnend behandelt, konnte sich aber gegenüber der Kritik behaupten. Insbesondere ihre Aufnahme in eines der weitverbreitetsten Bücher des ganzen Mittelalters, die "Legenda aurea" ("Goldene Legende") des Jakobus de Voragine, schaffte ihr ungeahnte Popularität.

Der Annen-Kult

Der Annen-Kult erreichte seinen Höhepunkt ab 1450, also am Ausgang des Mittelalters. Berühmt geworden ist etwa der Aufschrei in Todesangst des späteren Reformators Martin Luther: "Hilf du, heilige Anna, ich will ein Mönch werden!", als er 1505 auf freiem Felde von einem in unmittelbarer Nähe einschlagenden Blitz zu Boden geworfen wurde. Als Bergmannssohn musste Luther der hl. Anna schon deshalb nahe stehen, weil sie auch als Patronin der Bergleute galt, woran der Name der Bergbaustadt Annaberg in Sachsen noch heute erinnert.



Die St. Annen-Kirche in Jerusalem

Wie bei so vielen nur ungenau lokalisierten Ereignissen der Bibel und der frühen Legenden hat die Tradition im Heiligen Land auch das Geschehen um die hl. Anna an einen ganz bestimmten Ort fixiert. In der Jerusalemer Altstadt nahe am Löwentor und in unmittelbarer Nachbarschaft zum Teich Betesda, der durch die Krankenheilung Jesu (Joh. 5) bekannt ist, liegt die von den Kreuzfahrern 1140 errichtete St. Annen-Kirche. Stufen führen in die Krypta, die an der Stelle des Hauses von Joachim und Anna, also des Geburtshauses Marias, errichtet sein soll.

Jerusalem - St. Anna-Kirche am Teich Betesda

Das Annen-Motiv in der Kunst

In der Kunst sind vor allem vier Szenen aus dem Umfeld der Annen-Legende immer wieder dargestellt worden:

- Die Begegnung Annas und Joachims an der Goldenen Pforte
- Die "Heilige Sippe"
- Die hl. Anna selbdritt
- Mutter Anna lehrt Maria das Lesen.

Die Begegnung Annas und Joachims an der Goldenen Pforte

Das Mittelalter hatte eine ausgesprochene Vorliebe für die Begegnung Annas und Joachims an der Goldenen Pforte des Tempels. Anna und Joachim, deren Ehe lange kinderlos geblieben war, hatten nach der Legende unabhängig voneinander jeweils die Erscheinung eines Engels, der ihnen die Geburt einer Tochter, also Marias, verheißt. Die beiden trafen sich dann voller Freude an der Goldenen Pforte, küßten und umarmten sich. Diese Begegnung wurde im Mittelalter manchmal auch mit dem Glaubenssatz von der "Unbefleckten Empfängnis Marias" in Beziehung gesetzt. Die Aussage bezieht sich darauf, dass Maria nach der Lehre der katholischen Kirche durch eine besondere Gnade Gottes vom Anfang ihrer Existenz an von der Erbsünde, der seit Adam alle Menschen unterworfen sind, frei blieb. Vielleicht erklärt das die Häufigkeit der Darstellung dieses Motivs, z.B. in Skulpturen an den Kathedralen von Chartres und Paris, auf einem Glasfenster der Kathedrale von Le Mans oder auf Gemälden von Giotto, Holbein d.Ä. und Dürer.



Die Begrüßung Annas und Joachims an der Goldenen Pforte, Köln 1460/65



Die Heilige Sippe. Holzschnitt von Lucas Cranach d. Ä. 1509/10

Die "Heilige Sippe"

Eine zweite vielfach dargestellte Szene zeigt Anna mit ihren drei Ehemännern, die sie nacheinander heiratete, und ihren drei Töchtern inmitten der "Heiligen Sippe". Manchmal ist die Gruppe noch erweitert um Annas Eltern und um ihre Enkelkinder, so z.B. auf einem Tafelbild von 1473 in der Wiesenkirche in Soest.

Die hl. Anna selbdritt

Das mit Abstand häufigste Bild ist das der "Heiligen Anna selbdritt", also eine Dreiergruppe mit Mutter Anna, ihrer Tochter Maria und ihrem Enkel Jesus. Zuweilen ist diese Gruppe noch um Annas le-

gendäre Mutter Emerentia erweitert zur "Anna selbviert", so in einer fragmentarischen Figur aus Badersleben (Sachsen) im Paderborner Diözesanmuseum oder einer weiteren in der Domschatzkammer in Minden (um 1500).

Mutter Anna lehrt Maria das Lesen

Schließlich steht auch die Elsener Skulptur "Mutter Anna lehrt Maria das Lesen" in einer großen Tradition. Diese Darstellung wurde seit der Gegenreformation, also besonders im Zeitalter des Barock, ein geläufiges Motiv, das u.a. von Rubens gemalt worden ist.



Die heilige Anna unterweist Maria, aus der Paderborner Gaukirche, heute im Diözesanmuseum

Aus unserer näheren Umgebung sollen hier zwei Skulpturen herangezogen werden, die sich gut mit dem Elsener Beispiel vergleichen lassen, und zwar die eine aus der Paderborner Gaukirche und die andere aus der Pfarrkirche in Etteln.

Als wunderschön empfinde ich vor allem die äußerst liebevolle und lebendige Schilderung der Szene in dem Kunstwerk aus der Gaukirche (Anfang 15. Jh.), das sich heute im Paderborner Diözesanmuseum befindet. Der unbekannte Künstler des Spätmittelalters lässt Maria als ein sehr selbstbewusstes kleines "Persönchen" vor ihrer Mutter Anna stehen. Beide sind sowohl durch ihre Körperneigung als auch durch ein Buch verbunden, das sie gemeinsam halten. Mit der anderen Hand hält die junge Maria eine Art Griffel und zeigt auf eine Stelle des Buches.

Weniger ausdrucksvoll ist eine barocke Figur im Längsschiff der Ettelner Pfarrkirche, aber sie nimmt eine wichtige Einzelheit der Elsener Skulptur vorweg: Mit der einen Hand hält Mutter Anna der noch mit dem Finger lesenden kleinen Maria das Buch hin, mit der anderen Hand umfasst sie ihre Schulter und schmiegt ihre Tochter nahe an sich. In ähnlicher Weise gestaltet auch das Elsener Figurenensemble die Szene. Sicherlich handelt es sich hier nicht um ein großes Kunstwerk. Die Farben wirken etwas stumpf, der durch die Falten auf der Stirn und um den Mund hervorgerufene sorgenvolle Gesichtsausdruck Annas wirkt eher unmotiviert. Aber ein Aspekt fasziniert doch: Die um die Schul-



Heilige Anna selbviert. Paderborn, Diözesanmuseum (vom Jesuskind sind nur noch die Füße zu sehen)



Die heilige Anna unterweist Maria. Pfarrkirche in Etteln

ter Marias gelegte Hand macht zusammen mit dem Buch blitzartig deutlich, dass Lehren und Erziehen ohne liebende Zuwendung nicht gelingen kann.

Wer nun gerne gewusst hätte, welchen Text Mutter Anna gemeinsam mit Maria liest, wird enttäuscht: Wellenlinien deuten nur an, dass es sich um etwas Geschriebenes handelt. Spätmittelalterliche Bilder und Skulpturen zeigten dagegen meist, wie Mutter Anna ihrer Tochter Maria mit Hilfe des Psalters oder einer ABC-Tafel das Lesen beibrachte. Sicherlich setzten solche Darstellungen auch Bildungsimpulse frei, um spätmittelalterliches Analphabetentum abzubauen. Das war aber eher nur Mittel zum Zweck.

Weitergabe des Glaubens

Letztlich ging es um die Darstellung der Weitergabe des Glaubens, die sich im Judentum wie auch im Christentum als typische Buchreligionen charakteristischerweise über das geschriebene Wort vollzieht. Plötzlich wird nun auch klar, dass die Elsener Skulptur etwas zeitlos Gültiges und Notwendiges darstellt, das heute besonders schwierig geworden ist: Wie geben wir als Eltern der Generation unserer Kinder den Glauben weiter in einer Zeit, in der sie von einer Vielfalt mit dem Christentum konkurrierender Weltanschauungen umworben werden und in der sich das Wort Gottes in einer Fülle ihm oft widersprechender optischer und akustischer "Botschaften" durchzusetzen hat?

Zugleich wird aber durch die Plazierung der Skulptur auch ein zweiter Aspekt deutlich: Weitergabe des Glaubens ist nicht nur Aufgabe der Eltern, sondern auch eine zentrale Pflicht der Kirche. Darum ist es sehr sinnvoll, wenn man beim Eintreten in die Elsener Kirche zwischen dem Taufstein und der Anna-Skulptur hindurchgeht und so doppelt an die Taufe als Sakrament der Aufnahme in die Kirche und an die ständige Aufgabe der lebendigen Tradition, also der Weitergabe der Glaubensinhalte, erinnert wird.

Eine Darstellung am Grabmal des Bischofs Rotho im Paderborner Dom setzt diesen Gedanken konsequent fort, denn die Madonna liest mit dem Jesuskinde auf ihrem linken Arm in einer Schriftrolle. Sie gibt also die Belehrung, die ihr selbst durch ihre Mutter Anna zuteil wurde, an ihren Sohn weiter.



Die Madonna liest mit dem Jesuskinde in einer Schriftrolle, Rotho-Grabmal im Paderborner Dom

Die "Wahrheit" der Annen-Legenden

Mancher aufgeklärte Zeitgenosse des 21. Jahrhunderts mag vielleicht den Kopf schüttern und nach der Wahrheit all der Legenden um Anna fragen. Ganz sicher ist nicht einmal ihr Name. Kritische Bibelwissenschaftler bezweifeln auch, ob Maria lesen konnte. Aber gibt es nicht eine tiefere Wahrheit als die bloße Stimmigkeit der Fakten? Ist nicht die Behauptung, heutige Menschen könnten ganz ohne Mythos auskommen, selbst ein Mythos?

Die Volksfrömmigkeit und die ihr nahestehenden Künstler haben im Grunde über den jeweiligen religiösen Sinn der Legenden und ihrer künstlerischen Gestaltung hinaus Urbilder menschlichen Daseins geschaffen: Die Freude von Eheleuten auf ein Kind

(“Joachim und Anna an der Goldenen Pforte”), das Eingebundensein in die weitere Verwandtschaft (“Die Heilige Sippe”), die Generationenfolge (“Heilige Anna selbdritt”) und die notwendige Weitergabe von Wissen und Glauben an die jüngere Generation (“Mutter Anna lehrt Maria das Lesen”).

Der neue Bischof von Fulda, der frühere Paderborner Weihbischof Heinz-Josef Algemissen, hat in seiner Abschiedspredigt bei einem Pontifikalamt zu Klein-Libori den Glauben als ein “Geschenk zum Weitergeben” und diese Glaubensweitergabe in der Familie und in den Gemeinden als die wesentliche pastorale Aufgabe im neuen Jahrhundert und Jahrtausend bezeichnet.

Die Elsener Annenstatue hat also eine zeitlos gültige Aussage und das gleiche gilt für andere Beispiele der Annen-Verehrung in unserem heimischen Raum, wie die alljährlichen Prozessionen zur Annen-Kapelle in Brakel oder zur Amerungen-Kapelle bei Lichtenau.

Günter Wißbrock

Vor tausend Jahren: Krönung der Königin Kunigunde in Paderborn (10.8.1002)

Außer in Schloß Neuhaus, wo man sie gemeinsam mit ihrem Gemahl, Kaiser Heinrich II. (1002-1024), als Patronin der Pfarrkirche verehrt und wo auch eine Straße nach ihr benannt ist, ist Kunigunde, die mittelalterliche Königin, Kaiserin und Heilige, die von etwa 975 bis 1033 gelebt hat, im Paderborner Raum nur noch wenig in der allgemeinen Erinnerung. Immerhin aber trägt das Kunigundisheim ihren Namen und auch im Dom zeigen zwei Statuen am Fürstenberg-Epitaph und am Altar im Pfarwinkel die königliche Heilige.

Die Planungen zum Jubiläumsjahr

Der Bekanntheitsgrad Kunigundes aber wird sich in diesem Jahre sicher erheblich steigern, denn das Museum in der Kaiserpfalz unter der Leitung unseres Elsener Mitbürgers Prof. Dr. Matthias Wemhoff hat ein umfangreiches Programm zum Jubiläumsjahr 2002 geplant, das am Sonntag, dem 3. März, dem Namenstag der heiligen Kunigunde, mit einem Festvortrag von Prof. Dr. Stefan Weinfurter (Heidelberg) bereits begonnen hat. Weinfurter ist der Biograph Kaiser Heinrichs II. und Mitinitiator der diesjährigen großen Ausstellung zu dessen Ehren in Bamberg, das von Heinrich II. gegründet worden ist.

In Paderborn werden weitere Vorträge, Werkstattgespräche, Kunstausstellungen und ein Kinder-Ferienprogramm auf die festliche Feier anlässlich der Krönung Kunigundes vor 1000 Jahren am Abend des 10. August 2002 im Hohen Dom vorbereiten.

Anschließend darf man gespannt sein auf die Ausstellung "Kunigunde, empfang die Krone" im Museum in der Kaiserpfalz (24.8.-13.10.), die Szenen der Krönung nacherleben lassen will, die Aufgaben und Pflichten einer mittelalterlichen Königin ins Bewusstsein rufen wird und den Wandel Kunigundes von der Königin zur Heiligen thematisiert.

Die Vorgeschichte der Krönung

Wie kam es nun ausgerechnet in Paderborn zur Krönung am 10. August 1002? Vorausgegangen war eine Katastrophe für das Reich: Otto III. war im jugendlichen Alter von 21 Jahren im Januar 1002 kinderlos in Italien an einer Seuche gestorben. Heinrich, der Bayernherzog, ein Verwandter dritten Grades, hatte sich nach einigen Wirren gegen mehrere Mitbewerber weitgehend durchgesetzt und war am 7. Juli 1002 in Mainz durch den dortigen Erzbischof Willigis als Heinrich II. zum König gekrönt worden. Sein nachfolgender Umritt durch das Reich diente offensichtlich der weiteren Festigung seiner Herrschaft. In der Pfalz Grone (bei Göttingen) traf er mit seiner Gemahlin Kunigunde aus dem Hause Luxemburg zusammen.

Auf den ersten Blick schien vieles gegen eine Krönung Kunigundes in Paderborn zu sprechen:



*Paderborn, Dom, Fürstenberg-Grabmal:
Kaiserin Kunigunde (Heinrich Gröninger
1618); aus: Der Dom zu Paderborn*

Noch am Vortage des 10. August, einem Sonntag, hielt sich das Königspaar in Corvey auf, und Paderborn und seinen Dom muss man sich nach dem verheerenden Stadtbrand des Jahres 1000 wohl in Teilen noch als eine Baustelle vorstellen. Dennoch waren Zeit und Ort sehr bewusst gewählt: Der 10. August war der Tag des heiligen Laurentius, dessen Verehrung in der Dynastie der Ottonen besonderes Gewicht hatte, seit Otto der Große am 10. August 955 in der Schlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg die Ungarn geschlagen hatte. Für Paderborn als Krönungsort sprach, dass Bischof Rethar im Thronstreit schon recht frühzeitig auf den späteren Heinrich II. gesetzt hatte und dass Paderborn die letzte Bischofsstadt auf dem Umrith war, die noch zur Kirchenprovinz des Erzbischofs Willigis von Mainz gehörte. Dieser war zum Vollzug der Weihe und Krönung Kunigundes nach Paderborn gekommen.

Der Verlauf der Krönung

Aus den überlieferten Krönungsordnungen, besonders dem sogenannten "Mainzer Ordo", kann man den vermutlichen Verlauf der Krönung, die zugleich den Herrschaftsanspruch Heinrichs II. noch einmal dokumentierte, ungefähr rekonstruieren. Weihe, Salbung und Krönung bildeten die hauptsächlichen Teile des Zeremoniells, das der Königin nicht nur eine besondere sakrale Erhöhung, sondern auch eine Art Mitregentschaft zusprach.

Der Akt in Paderborn war nicht nur die einzige Krönung einer Regentin auf dem Boden Westfalens, sondern die erste durch die Quellen sicher bezeugte Krönung einer Königin im römisch-deutschen Reich, durch die eine jahrhundertelange Tradition begründet wurde.



„Christus krönt Heinrich und Kunigunde“;
aus: Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II.

Plündernde Bayern – auch in Eisen?

Leider aber blieb die Festtagsfreude nicht ungetrübt. Offensichtlich hatte es in dem nach dem Stadtbrand verarmten Paderborn Probleme mit der Verpflegung des großen aus Bayern mitgekommenen Gefolges Heinrichs II. gegeben. Die Bayern machten sich daraufhin selbstständig, raubten in der Umgebung Feldfrüchte - vielleicht auch bei uns in Eisen!? -, erschlugen die sich dagegen zur Wehr Setzenden, verwickelten sich in schwere Kämpfe und flohen schließlich in die Pfalz. Für Heinrich II. und Kunigunde waren diese gewaltsamen Ausschreitungen natürlich in höchstem Maße peinlich, zumal Umrith und Krönung ja gerade der Festigung des Königtums gelten sollten. Der König versuchte den verheerenden Eindruck zu mildern, indem er die Anführer bestrafte und später Bischof Rethar das Gut Bökenförde bei Lippstadt schenkte.

Auch wenn das bei einem Ereignis mit Mord und Totschlag eigentlich nicht angemessen ist, kann man sich noch heute ein gewisses Schmunzeln nicht verkneifen, wenn man liest, wie der Chronist Thietmar von Merseburg, dem wir diese Überlieferung verdanken, das Verhalten der Bayern kommentiert: „Zu Hause müssen sie sich wohl immer mit wenigem begnügen, in der Fremde aber sind sie fast unersättlich.“

Mitherrschaft Kunigundes?

Lenken wir unseren Blick zurück zu Königin Kunigunde! Was ist nach der Krönung aus ihr geworden? Wie weit hat sie an der Herrschaft ihres Mannes teilgenommen?

Alle Indizien deuten darauf hin, dass sowohl das private Verhältnis der beiden als auch ihre Zusammenarbeit in der Lenkung des Reiches sehr eng gewesen ist. Als "consors regni", als "Gefährtin in der Königsherrschaft", bezeichnet Heinrich II. sie in einigen seiner Urkunden. Wenn im Mittelalter der Weg zum Ohr des Herrschers stets über Verwandte, Freunde und Getreue des Königs verlief, dann war Kunigunde zweifellos die wichtigste Verbindungsperson zum König. Man bezeichnet diese Funktion der Vermittlung, durch die Anliegen wirkungsvoll vor den Herrscher gebracht wurden, als Interventionen. Es ist errechnet worden, dass Kunigunde in mehr als 27% der erhaltenen über 500 Urkunden Heinrichs II., meist für geistliche Institutionen, als Intervenientin auftritt, am häufigsten für die Bischofskirchen von Paderborn und Bamberg.

Die weiteren Formen des "Mitregierens" Kunigundes, die 1014 in Rom durch Papst Benedikt VIII. auch zur Kaiserin gekrönt wurde, können hier nur angedeutet werden: Die meiste Zeit reiste sie in Begleitung ihres Mannes durch das "Reich ohne Hauptstadt", wobei in Klöstern, Bischofsstädten und Pfalzen Quartier bezogen wurde.

Sie hatte zeitweise den Vorsitz beim Königsgericht, nahm an Synoden und Reichsversammlungen teil und übernahm zweimal sogar militärische Rekrutierungsmaßnahmen. Nach dem Tode ihres Mannes stand sie für etwa zwei Monate an der Spitze des Reiches und überreichte dann die Reichsinsignien an den gewählten Nachfolger Konrad II. .

Kunigunde und Paderborn

Eng war und blieb die Verbindung zu Paderborn, besonders auch, nachdem 1009 durch König Heinrich II. Meinwerk, sein Hofkappellan und Verwandter, der die gleiche Domschule in Hildesheim besucht hatte, zum Bischof ernannt worden war.

1017 trat das Kaiserpaar sogar in eine Gebetsverbrüderung mit dem Domkapitel ein. Die dafür ausgestellte Urkunde bestätigt die Schenkung von neun Hufen an die Paderborner Kirche unter der Bedingung, dass an Heinrich wie an Kunigunde in gleicher Weise jeweils Kleidung und Nahrung eines Domherrn durch den residierenden Bischof übergeben werden solle. Scherzhaft hat man gesagt, dass den würdigen Domkapitularen nie eine Frau so nahe gekommen sei wie Kunigunde.

Die kinderlose Ehe

Ein großes Problem für Heinrich II. und Kunigunde war die andauernde Kinderlosigkeit ihrer Ehe. Die fromme Legende hat daraus später eine Josephsehe gemacht, die Kinderlosigkeit also als Ausdruck heiligmäßiger Enthaltsamkeit zu deuten versucht. Mehrere Urkunden sprechen eine andere Sprache. So hieß es z.B. 1017 in einer Schenkungsurkunde für Paderborn, sie sei das Resultat von "Bitten unserer geliebtesten Gemahlin, der hohen Kaiserin Kunigunde, die wir zwei in einem Fleische sind". Natürlich werden die beiden also alles versucht haben, um eine Fortsetzung der Dynastie zu gewährleisten.

Letzte Jahre und Tod

Nach dem Tode Heinrichs II. im Jahre 1024 zog sich Kunigunde als einfache Nonne in das von ihr für ihr Seelenheil und das ihres Mannes gegründete Kloster Kaufungen bei Kassel zurück. Hier ist sie am 3. März 1033 gestorben und begraben worden. Nach bisheriger Auffassung wurden ihre sterblichen Überreste vor 1125 nach Bamberg an die Seite ihres Mannes überführt, wo sie bis heute in einem prachtvollen Doppelsarkophag ruhen sollen, den der große Künstler Tilman Riemenschneider 1513 geschaffen hat. Neuerdings haben Wissenschaftler Zweifel an dieser Überführung angemeldet.

Die heilige Kunigunde

1146/47 wurde Heinrich II. und 1200 auch seine Gemahlin Kunigunde heilig gesprochen. Als Zeichen der Heiligkeit galten vor allem die angebliche Josephsehe, mehrere Kirchengründungen, besonders die der Bischofskirche von Bamberg, viele Werke der Mildtätigkeit, aber auch allerlei Wunder.

Am bekanntesten ist die Legende, dass Kunigunde, als verleumderische Gerüchte ihr Unkeuschheit vorwarfen, mit bloßen Füßen unversehrt über glühendheiße Pflugscharen gegangen sei und so durch eine Feuerprobe, eine Art Gottesurteil, ihre Unschuld erwiesen habe.

Günter Wißbrock



Kunigunde (Doppelsarkophag des Kaiserpaares v. Tilmann Riemenschneider im Bamberger Dom; aus: Bamberger Dom

in un

„Das Licht aus dem Osten“ Spurensuche nach byzantinischen Einflüssen in der St. Dionysius-Kirche in Elsen

Die Paderborner Byzanz-Ausstellung

“Byzanz – Das Licht aus dem Osten. Kult und Alltag im Byzantinischen Reich vom 4. bis 15. Jahrhundert”, so war der Titel einer erfolgreichen Ausstellung des Diözesanmuseums in Paderborn von Dezember 2001 bis März 2002. Wie das Geleitwort des damaligen Generalvikars Kresing zum Katalog der Ausstellung betont, wollte diese “ein facettenreiches Bild von Alltag und Glauben in Byzanz” entwerfen und zugleich den Blick öffnen “für gemeinsame Wurzeln und die vielfältigen Verbindungslinien, die den Westen Europas mit dem byzantinisch geprägten Kulturkreis verbinden.” Es gibt also offensichtlich solche Verbindungslinien, auch wenn uns ein Reich des Mittelalters im Südosten Europas und in Vorderasien zeitlich und räumlich noch so fern und fremd erscheint.

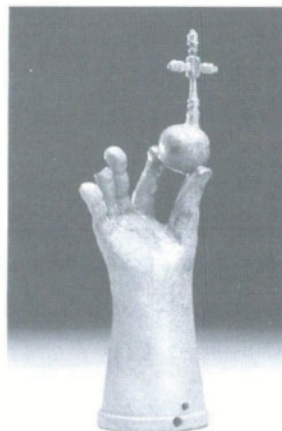
Ein greifbares Beispiel in der Architektur ist die berühmte Bartholomäuskapelle in Paderborn, die Bischof Meinwerk 1017 durch “griechische Bauleute” errichten ließ.

In dem Geleitwort zum Ausstellungskatalog werden aber noch zwei weitere Bereiche genannt, in denen byzantinische Einflüsse bis heute wirksam sind: “Große Heilige, deren Verehrung im Osten begründet wurde, fanden den Weg in den Westen” und die sakrale Kunst der Ikone, “der Urform des europäischen Bildes”, hat ebenfalls in Byzanz ihren Ursprung.

In beiden Bereichen werden wir auch in Elsen fündig: Die Entfaltung des Dionysius-Kultes ist geradezu ein Paradebeispiel für die frühe religiös-kulturelle Begegnung des byzantinischen Ostens mit dem fränkischen Herrschaftsbereich im Westen. Außerdem ist das Muttergottes-Bild des Marienaltars eine typische Ikone.



Hi. Dionysius; Elsen, Pfarrkirche



Votivhand mit Globus und Kreuz / Logo der Byzanz-Ausstellung

Das Zusammenwachsen der fränkischen und der byzantinischen Dionysius-Tradition

Bekanntlich hat der Kult des seit der frühen Merowingerzeit als Apostel Galliens und Patron der fränkischen Könige verehrten ersten Bischofs von Paris und Märtyrers im 9. Jahrhundert durch seine Identifikation mit dem Paulus-Schüler Dionysius Areopagita eine bedeutende Steigerung und Neuakzentuierung erfahren.

Diese Gleichsetzung war die Folge eines fruchtbaren Austauschs zwischen östlicher und westlicher Theologie, der auf diplomatischem Wege zustande kam.

824 entsandte der byzantinische Kaiser Michael II. eine Delegation an Ludwig den Frommen, den Sohn Karls des Großen und Kaiser des weströmischen Reiches. In Gesprächen wurde deutlich, dass im Osten der mit dem fränkischen Heiligen namensgleiche Paulus-Schüler Dionysius zugleich für den Verfasser wichtiger theologischer Schriften gehalten wurde, die in Wahrheit einem wohl aus Syrien stammenden anonymen Autor des 6. Jahrhunderts zuzuschreiben sind, der sich des Namens Dionysius Areopagita als Pseudonym bediente. Dem erwachten fränkischen Dionysius-Interesse entsprach Kaiser Michael II., indem er als diplomatisches Geschenk einer 2. Gesandtschaft im Jahre 827 das vollständige theologische Werk des Pseudo-Dionysius-Areopagita in den Westen bringen ließ. Ludwig der Fromme übergab es gleich nach Erhalt zur Aufbewahrung und Übersetzung dem als Grablege nach dem hl. Dionysius benannten Königskloster St. Denis.

Hilduin von St. Denis

Hier wurde nun der Klosterabt Hilduin, der zugleich Erzkaplan Ludwigs des Frommen war, in mehrfacher Hinsicht tätig: Er übersetzte die pseudodionysischen Schriften – wenn auch ziemlich mangelhaft – ins Lateinische. Ebenfalls im Auftrage Ludwigs des Frommen verfasste Hilduin eine Lebensbeschreibung des hl. Dionysius, in der er die drei Dionysii, also den Athener Paulus-Schüler des 1. Jahrhunderts, den Pariser Märtyrerbischof des 4. Jahrhunderts und den großen byzantinischen Theologen des 6. Jahrhunderts als ein und dieselbe Person gleichsetzte. Diese Legende blieb für das ganze Mittelalter bestimmend. Hilduin erreichte durch die neue Identität des Dionysius nicht nur eine Rangerhöhung von dessen Grabkloster St. Denis, sondern auch eine Aufwertung des wichtigsten karolingischen Reichs- und Königsheiligen.

Hilduin in Ostwestfalen

Den gleichen Abt Hilduin von St. Denis verschlug es aber 830 in den ostwestfälischen Raum, denn er wurde nach einer Verstrickung in einen Putschversuch 830-832 in das Kloster Corvey an der Weser verbannt. Hilduin erlangte nach seinem Corveyer Exil die Gnade Ludwig des Frommen wieder und wurde erneut zum Abt in St. Denis eingesetzt. Als solcher sorgte er 836 dafür, dass die Reliquien des hl. Vitus nach Corvey transferiert wurden, im gleichen Jahre also, in dem auch Bischof Badurad die Reliquien des hl. Liborius aus Le Mans nach Paderborn überführen ließ.

Historiker nehmen deshalb wohl zu Recht an, dass auf Hilduin auch die Verbreitung des Dionysius-Patroziniums in Ostwestfalen zurückgeht. Über den gleichzeitigen Bischof von Paderborn, Badurad (815-862), wird berichtet, dass er sich sehr um die Gründung von Pfarrkirchen in seinem Bistum bemühte. Über Abt Hilduin könnten also Dionysius-Reliquien in unseren Raum gelangt sein und von Bischof Badurad zur Ausstattung von Pfarrkirchen in seiner Diözese, vielleicht auch in Elsen, verwandt worden sein.

Der Dionysius-Kult unter Karl dem Kahlen

Eine weitere Intensivierung des Dionysius-Kults brachte die Regierungszeit von Ludwigs des Frommen Sohn Karl dem Kahlen im Westfränkischen Reich (838-877). Er fühlte sich sein Leben lang dem hl. Dionysius eng verbunden und veranlasste eine neue Übersetzung der Werke des Pseudo-Dionysius durch den genialen irischen Philosophen Johannes Scotus Eriugena, die der Erstübersetzung Hilduins weit überlegen war. Karl dem Kahlen lag nicht so sehr an einer Ausweitung der Kultpropaganda für den hl. Dionysius, sondern er wollte das schwierige Werk des griechischen Kirchenvaters, der,

wie man glaubte, den kanonischen Autoren des Neuen Testaments an Alter und Würde kaum nachstand, wirklich lesen und verstehen. Johannes Scotus feiert Karl deshalb als "König und Theologen". Indizien deuten darauf hin, dass es Karl aber nicht nur um theologische Erkenntnis, sondern um eine Art "Gleichziehen" mit der überlegenen theologischen Bildung der byzantinischen Kaiser ging.

Fazit

Unsere heutigen Vorstellungen einer Trennung von Kirche und Staat dürfen wir keineswegs auf das frühe Mittelalter übertragen. Vielmehr ist die Verehrung des hl. Dionysius an mehr als 1200 Kultstätten, von denen Elsen eine ist, die Folge des Zusammenwirkens theologisch interessierter byzantinischer und fränkischer Herrscher einerseits und gelehrter Mönche andererseits, die zum Teil zugleich hohe weltliche Ämter innehatten. Ohne den vertiefenden Beitrag von Byzanz aber ist die ungeheure Breitenwirkung des Dionysius-Kultes auch dann nicht zu verstehen, wenn Dionysius schon vorher fränkischer Reichs- und Königsheiliger war.

Im nächsten Heft werden wir uns mit dem zweiten Element der Elsener Kirche beschäftigen, das ohne seine byzantinischen Grundlagen nicht zu erklären ist: der Marien-Ikone.

Günter Wißbrock

Die "Muttergottes der Passion"

Das Marienbild der Elsener Kirche ist ursprünglich eine kretische Ikone

Das Licht aus dem Osten

Angeregt durch die Ausstellung "Byzanz – Das Licht aus dem Osten" im Paderborner Diözesanmuseum haben wir im letzten Heft nach byzantinischen Einflüssen in der Elsener St. Dionysius-Pfarrkirche gefragt und dabei auf die interessante Entstehungsgeschichte des Kultes unseres Pfarrpatrons mit ihren westlich-fränkischen und östlich-byzantinischen Elementen verwiesen.

Auch das Marienbild, das ursprünglich an einem Pfeiler nahe dem Haupteingang befestigt war und dann in den neu aufgestellten Seitenaltar eingefasst worden ist, zeigt unverkennbar byzantinische Züge: Die typische Art der Ikonenmalerei mit ihrem flächig-linearen Stil, die abgekürzten griechischen Inschriften, die Form des Kreuzes sind erste Indizien dafür.

Beschreibung des Marienbildes

Doch schauen wir uns das Bild erst einmal genauer an: Auf einem Goldhintergrund hebt sich scharf konturiert und den Raum der Ikone fast bis zu den Rändern füllend die Muttergottes als Halbfigur ab. Ihr weites Obergewand, ein so genanntes Maphorion (Schultertuch), das auch über den Kopf reicht, ist dunkelblau mit grüner Unterseite, während das Untergewand, das am Hals und am Arm sichtbar wird, eine rote Farbe hat. Das entspricht dem katholischen Brauch, während im ostkirchlichen Bereich die Farben traditionell gerade umgekehrt verwendet werden. Dieser Befund mag zunächst etwas verwirren, aber bei unserem Marienbild handelt es sich um ein Gnadenbild, das in der katholischen Kirche als "Immerwährende Hilfe" verehrt wird, eigentlich aber auf eine kretische Ikone, also auf ein Bild aus dem Bereich der griechisch-orthodoxen Kir-



Marienbild in der Elsener Kirche

che, zurückgeht. Bei allen kretischen Ikonen der "Passionsmadonna", wie man das Bild dort bezeichnet, sind die Farben der Gewänder deshalb umgekehrt wie die in Elsen.

Auf dem linken Arm trägt die Mutter das Jesuskind, dem sie auch die Rechte entgegenstreckt und die kleinen Hände des ängstlichen Knaben schützend umfängt. Das ist zugleich eine Art Gestus des Zeigens und der Verehrung, durch den der Blick des Betrachters unwillkürlich auf das Kind gerichtet wird. Dessen rotes Obergewand und der hell glänzende, kronenartige Heiligenschein um das kleine Köpfchen tragen ebenfalls dazu bei, das Kind in den Vordergrund zu rücken.

Die ineinander gefügten Hände bilden genau den Schnittpunkt der Diagonalen des Bildes. Das innige Miteinander von Mutter und Kind wird also ins Zentrum gestellt. Das wird auch dadurch unterstrichen, dass die Körperneigung von Mutter und Kind einander genau entspricht: Die Mutter wendet ihren Kopf schützend dem Kinde zu, das sich ihr schutzsuchend entgegenbeugt.

Auffällig ist nur, dass das Kind den Kopf entgegen der Körperneigung zur Seite, also von der Mutter wegdreht. Das gewinnt seinen Sinn durch zwei zu beiden Seiten des Kopfes der Mutter schwebende Engel, die das Kind auf diese Weise beobachten kann. Die griechischen Buchstaben über den beiden Himmelsboten machen deutlich, um wen es sich handelt: Es sind die Erzengel Michael und Gabriel. Beide zeigen mit verhüllten Händen dem ängstlich bei der Mutter Zuflucht suchenden Jesusknaben die "arma Christi", die Leidenswerkzeuge seiner zukünftigen Passion: Der Erzengel Gabriel hält das Kreuz in seiner orthodoxen Form mit einem längeren und zwei kürzeren Querbalken und der Erzengel Michael die Geißeln.

Das Bild hat also eine Gegenwarts- und eine visionäre Zukunftskomponente. Diese ist allerdings doppelschichtig: Deuten die Leidenswerkzeuge auf Passion und Tod voraus, so weisen der Strahlennimbus Jesu und die Krone Mariens auf die Überwindung des Todes in der Auferstehung und himmlischen Erhöhung hin.

Häufig trägt das Bild auch noch eine - in Elsen fehlende - vierzeilige Inschrift erklärenden Charakters, die sowohl in griechischer als auch in lateinischer Version zu finden ist. Übersetzt lautet sie: "Bevor er (der Erzengel Gabriel) der ganz Reinen (also Maria) den Gruß entbot, zeigte er die Leidenswerkzeuge; Christus aber, sterbliches Fleisch geworden, sah sie furchtsam in Todesangst." Hier wird also auf die zweifache Verkündigung von Inkarnation und Passion durch denselben Erzengel hingewiesen.

Auf eine unscheinbare Einzelheit, die einem aber auf kretischen Ikonen häufig begegnet, sei noch hingewiesen: Eine gelöste Sandale hängt vom untergeschlagenen linken Fuß des Kindes herab, ein ergreifendes Motiv, das den Betrachter auf die Menschlichkeit Christi hinweist und ihn emotional berührt.

Kunstgeschichtliche Einordnung des Bildes

Was haben nun die Kunsthistoriker über die Entstehung und Verbreitung des Bildes herausgefunden?

Vorbilder lassen sich seit dem 12. Jahrhundert im balkanisch-kleinasiatischen Raum finden. Doch erst im 15. Jahrhundert fand der voll entwickelte Typus der "Passionsmadonna" durch zahlreiche Ikonen der so genannten italo-kretischen Schule auf Kreta und den Kykladeninseln große Verbreitung.

Möglicherweise geht die Popularisierung dieses Typus auf Andreas Ritzos aus Heraklion auf Kreta zurück, der dort um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts tätig war und von dem drei signierte Ikonen der Passionsmadonna erhalten sind.

Schon damals wurde diese im ganzen Osten beliebte Ikone von der römisch-katholischen Kirche übernommen, besonders in Süditalien und Venedig, wo enge Handelsbeziehungen zum byzantinischen Osten bestanden. Schließlich wurde aus der kretischen Ikone der "Passionsmadonna" das berühmte katholische Gnadenbild "Maria von der immerwährenden Hilfe".

Das kam so: Wegen der Besetzung der Insel Kreta durch die muslimischen Türken wurde die Ikone zunächst in die Kirche S. Matteo nach Ostia, dem Vorhafen Roms, gebracht. Dort wurde sie zuerst verehrt, denn die während der Überfahrt in Seenot geratenen Flüchtlinge hatten vor dieser Ikone inständig um den Beistand der Muttergottes gebetet und waren errettet worden.

Seit 1866 befindet sich dieses Gnadenbild als Geschenk des Papstes Pius IX. in der Redemptoristenkirche S. Alfonso auf dem Esquilin-Hügel in Rom, wohin es in einer feierlichen Prozession überführt wurde. Am 23. Juni 1867 wurde das Bild im Auftrage des Vatikanischen Kapitels gekrönt. Seit dieser Zeit verschickte der Vatikan unzählige Kopien des Gnadenbildes, wodurch es auch in sehr vielen katholischen Kirchen in Deutschland seinen Platz fand.

Hier verdankt die Darstellung ihre Popularität aber auch der Verbreitung durch Redemptoristen und Augustinereremiten. Zum Beispiel wird es auch in der Marienkapelle des Bochumer Redemptoristenklosters, dessen Kirche den Titel "Mutter von der immerwährenden Hilfe" trägt, schon seit 1868 von den Gläubigen verehrt.



Madonna in der Jesuitenkirche in Köln

Fazit

Unsere Eisener Muttergottes ist also keineswegs etwas Außergewöhnliches, aber doch ein schönes Beispiel für eine Synthese östlich-orthodoxer und westlich-katholischer Einflüsse. Umso betrüblicher ist es, wenn man heute liest, in welcher Weise sich Teile der orthodoxen Kirche abschotten: Sie verweigern sich sogar gemeinsamen ökumenischen Wortgottesdiensten mit der evangelischen Kirche und sie verfolgen in Zusammenarbeit mit dem russischen Staat die katholische Kirche durch die Ausweisung von Priestern.

PS: Ein herzliches Dankeschön gebührt Frau Dr. Eva Haustein-Bartsch vom Ikonenmuseum Recklinghausen für ihre fachliche Beratung.

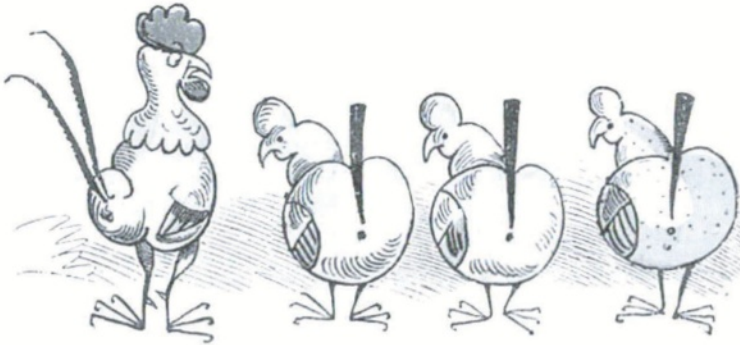
Günter Wißbrock

“... und ein stolzer Hahn dabei” Zum Turmhahn der Elsener Dionysius-Kirche

Der stolze Hahn

Wer kennt sie nicht, die berühmten Verse, mit denen Wilhelm Busch in seinem “Max und Moritz” den Hühnerhof der Witwe Bolte beschreibt?

Ihrer Hühner waren drei
Und ein stolzer Hahn dabei.



Ob sich Wilhelm Busch wohl bewusst war, dass er damit ein Bild des Hahnes zeichnete, das ganz ähnlich fast 3000 Jahre früher in den Sprüchen Salomos (30,31) zu finden ist, wo von dem Hahn, “der einherstolziert”, die Rede ist?

Der Stolz, als eine hervorstechende Eigenschaft des Hahnes, ist den Menschen also offensichtlich schon seit Jahrtausenden aufgefallen, wenn sie den gravitatisch schreitenden Gang, den hoherhobenen Kopf mit dem leuchtend roten Kamm und den gleichfarbigen Kehllappen und das farbenprächtige Gefieder mit den imposanten Schmuckfedern betrachteten.

Beim ersten Hahnenschrei

Neben dem optischen ist auch der akustische Eindruck des Hahnes, sein dominantes lautes Krähen, von alters her besonders beachtet worden. Das macht eine Stelle des Markus-Evangeliums deutlich, wo es heißt: “Seid also wachsam. Denn ihr wisst nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob am Abend oder um Mitternacht, ob beim Hahnenschrei oder erst am Morgen.” (Markus 13,35). Hier lässt sich erkennen, dass in Gesellschaften ohne Uhr im heutigen Sinne die Eigenart des Hahnes, regelmäßig in den sehr frühen Morgenstunden zu krähen, auch der Zeiteinteilung diene.

Zugleich war der Hahn sozusagen der “Wecker”. Sehr klar formuliert das der bekannte Kanon “Wachet auf, wachet auf, es krähte der Hahn, die Sonne betritt ihre goldene Bahn”. Dass es aber auch in alten Zeiten Menschen gab, die das Signal zum allzu frühen Aufstehen nur zu gern überhörten, zeigt Theodor Storm in einem kleinen Gedicht:



In der Frühe
Goldstrahlen schießen übers Dach,
Die Hähne krähen den Morgen wach;
Nun einer hier, nun einer dort,
So kräht es nun von Ort zu Ort;
Und in der Ferne stirbt der Klang -
Ich höre nichts, ich horche lang.
Ihr wackern Hähne, krähet doch!
Sie schlafen immer, immer noch.



Anderen dagegen, die in der Landwirtschaft oder im Haushalt beschäftigt waren, blieb gar nichts anderes übrig, als sich – wenn auch oft widerwillig - beim ersten Hahnenschrei aus den Federn zu erheben. So lässt Eduard Mörike in seinem Gedicht "Das verlassene Mägdlein" eine junge Magd klagen:

Früh, wann die Hähne krähen,
Eh die Sternlein verschwinden,
Muss ich am Herde stehn,
Muss Feuer zünden.

Noch verschlafener böse Zeitgenossen müssen anscheinend sogar Mordgedanken gegen den allzu früh krähenden Hahn gehegt haben. Oder wie soll man sich sonst erklären, dass es in einem Kanon, den es auch in englischer, französischer und lateinischer Sprache gibt, geradezu triumphierend heißt: "Der Hahn ist tot, der Hahn ist tot! Er kann nicht mehr krähen, ko-ko-di, ko-ko-da"? Nicht verwunderlich ist allerdings, dass Ingrid Noll einen so makabren Text wie "Der Hahn ist tot" zum Titel eines Krimi-Bestsellers gemacht hat. Dabei hat der Hahn gerade dem Krähen seinen Namen zu verdanken. Das althochdeutsche "hano" hängt nämlich mit der indogermanischen Wurzel "kan" zusammen, die "singen", "klingen" oder "tönen" bedeutet. So ist das Wort "Hahn" verwandt mit dem Kantor, der Kantate oder dem Chanson.

Nicht zufällig ist der Hahn deshalb auch einer der vier Bremer Stadtmusikanten, denn der Esel begründet seine Aufforderung an den Hahn, mit nach Bremen zu ziehen, ausdrücklich mit den Worten: "Du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muss es eine Art haben."

Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen

Die vielfältigste Ausdeutung hat jene Bibelszene gefunden, die mit leichten Varianten in allen vier Evangelien erzählt wird und die das mit Abstand bekannteste Vorkommen eines Hahnes in der Heiligen Schrift bildet: Die Verleugnung Petri (Vgl. z.B. Matth. 26,69-75) und deren Voraussage durch Christus auf das vorschnelle Treuebekenntnis des Petrus hin (Vgl. z.B. Matth. 26,20-35).

Eine Deutung knüpft an das Ende der Szene an: Ein Hahn kräht und Petrus erinnert sich an die Worte Jesu "Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen". Schlagartig wird ihm seine Verfehlung bewusst und er ging hinaus und weinte bitterlich" (Matth. 26,75). Daraus folgt in der Kunst die Darstellung des Hahns - oft auf einer Säule stehend – im Zusammenhang mit Petruszenen als Sinnbild des reuigen Sünders.

Sehr viel stärker ins Bewusstsein der Menschen gerückt aber ist die Deutung des Hahnes als Symbol der Wachsamkeit. Er weckt also nicht nur andere auf, sondern ist selbst

aufgeweckt, wachsam und aufmerksam. Diese Interpretation lässt sich sowohl an sein regelmäßiges frühes Krähen als auch an seine spezielle Rolle bei der Verleugnung Petri anknüpfen. Der wachsame Hahn kündigt schon vor Sonnenaufgang das kommende Licht an, setzt also ein Zeichen für das baldige Ende der oft mit dem Wirken dämonisch-teuflicher Mächte verbundenen Nacht. Damit weist er schließlich auf Christus hin, der von sich gesagt hat: "Ich bin das Licht der Welt". Der Hahn stellt zugleich den Mahner und Rufer dar, der vor Anbruch des Tages die säumigen Christen rechtzeitig zum Gebet ruft und sie daran erinnert, dass sie alle wie Petrus in Versuchung geraten können, ihren Herrn zu verleugnen. Was wäre auch eine Botschaft, von der man sagen müsste, dass kein Hahn danach krähte? Die Wachsamkeit ist aber im weiteren Sinne besonders auch auf die Parusie, die Wiederkehr Christi am Jüngsten Tage, bezogen, auf die ja sehr viele Stellen des Neuen Testaments hinweisen, man denke nur an das Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen.

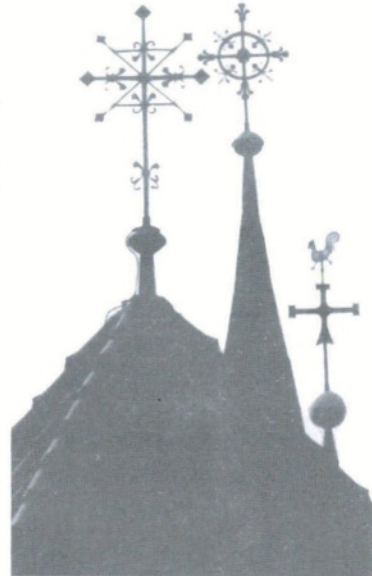


Otto Dix (1891 - 1969), Petrus und der Hahn, 1958

Der Elsener Turmhahn

Hier sind wir im Zentrum der Symbolik angelangt, die sich mit den Turmhähnen auf Kirchen verbindet. Wenn wir uns unseren Elsener Turmhahn genauer anschauen, dann fällt zunächst auf, dass er – wie in vielen Gemeinden - nicht allein die Bekrönung des Kirchturmes ist, sondern dass Weltkugel, Kreuz und Hahn einen dreistufigen Aufbau des Turmschmucks bilden. Die Basis ist die Weltkugel. Sie zeigt den universalen Anspruch der christlichen Religion: Christus ist das Heil der ganzen Welt. Das Kreuz, das sich über der Weltkugel erhebt, weist darauf hin, dass Christus durch seinen Tod am Kreuz alle Menschen erlöst hat. Darüber steht der Hahn, das Symbol der Wachsamkeit und der Verkündung des Lichtes.

Heribert Schübler ist es vor einigen Jahren gelungen, zwei besonders interessante Fotos des Elsener Turmhahnes zu schießen, die jeweils zu Ostern 1991 und 1997 das Titelblatt der "Elsener Nachrichten" schmückten.



Das eine zeigt die drei Kreuze auf der St. Dionysius-Pfarrkirche und macht auch den dreistufigen Aufbau des Turmschmucks auf dem Hauptturm mit dem Hahn auf der Spitze anschaulich.

Das andere aber ist eine besondere Kostbarkeit: Herr Schübler fotografierte am Spätabend des 22. 12. 1996 bei Fast-Vollmond aus dem Garten von Pfarrrer Wollweber den Hahn so präzise, dass auch die von unten mit bloßem Auge nicht erkennbare Jahreszahl 1686 deutlich lesbar ist. Mehr als drei Jahrhunderte Tradition verbinden sich also mit dem Elsener Kirchturmschmuck. Zugleich wird durch das Bild klar, dass die in Wilhelm Huckes Elsener Heimatgeschichte (S. 34) genannte Jahreszahl 1668 der Korrektur bedarf.



Geschichte der Turmhähne

Seit wann es Brauch wurde, einen Hahn auf den Kirchturm zu setzen, ist nicht eindeutig belegt. Die ältesten erhaltenen Zeugnisse stammen jedoch aus dem Mittelalter.

So wird erstmals zu Beginn des neunten Jahrhunderts ein Kirchturmhahn bezeugt. Bischof Rampertus von Brescia hat ihn im Jahre 820, also sechs Jahre nach dem Tode Kaiser Karls des Großen, aus Bronze gießen und auf dem Turm der Kirche San Faustino Maggiore anbringen lassen.

Besonders interessant ist eine bildliche Darstellung aus dem Mittelalter. Der berühmte, fast sieben Meter lange "Teppich von Bayeux" schildert in 58 Szenen die Invasion Englands durch den Normannenherzog Wilhelm den Eroberer. Der Teppich zeigt auch die gerade neu errichtete Westminster-Abtei. Die segnende Hand



Teppich von Bayeux, Westminster-Abtei

Gottes aus einer Wolke symbolisiert die Weihe der Abtei am 28. Dezember 1065. Zu diesem Anlass sieht man einen der Bauleute mit einer Leiter auf das Dach steigen. In der linken Hand hält er den Turmhahn, den er offensichtlich als letzten Akt der Fertigstellung des Baues heraufbringen will.

Eduard Mörike: "Der alte Turmhahn"

Eduard Mörike, der oben schon erwähnte große schwäbische Dichter, war im "Zivilberuf" evangelischer Pfarrer. Allerdings heißt es von ihm, dass er manchmal lieber im Grase liegend seinen dichterischen Träumen nachhing, als seine Amtspflichten zu erfüllen. Viel-

leicht ist ihm auf diese Weise im Jahre 1834 auch die Idee gekommen, den alten Turmhahn seiner Pfarrkirche in Cleversulzbach bei Heilbronn, der gerade durch einen neuen ersetzt werden sollte, zum Gegenstand eines Gedichtes zu machen, das sich nach Jahren zu 17 Strophen mit insgesamt 293 Versen auswuchs. Die erste Strophe sei hier zitiert:

Zu Cleversulzbach im Unterland
Hundertunddreizehn Jahr ich stand,
Auf dem Kirchenturm ein guter Hahn,
Als ein Zierat und Wetterfahn.
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab ich allzeit das Dorf bewacht,
Manch fahler Blitz hat mich gestreift,
Der Frost mein' roten Kamm bereift,
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man gern Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt.
So ward ich schwarz vor Alter ganz,
Und weg ist aller Glitz und Glanz.
Da haben sie mich dann zuletzt
Veracht't und schmäählich abgesetzt.
Meinthalb! So ist der Welt ihr Lauf,
Jetzt tun sie einen andern 'hauf.
Stolzier, prachtier und dreh dich nur!
Dir macht der Wind noch andre Cour.

Wenn auch die geistliche Dimension des Hahnes bei dem Pfarrer Mörike erheblich zu kurz kommt, so sind doch die übrigen mit dem Hahn verbundenen Charakteristika fast alle genannt: Stolz, Pracht und Glanz, Turmzier, Wetterfahne und Wächteramt, hier allerdings verbunden mit einem Unterton der Vergänglichkeit.

Im weiteren Verlauf des Gedichts verabschiedet sich der Hahn voller Wehmut von seinem weiten Überblick auf dem Turm und es scheint ihm ein schlimmes Schicksal zu drohen, denn er wird zum alten Eisen des Hufschmieds geworfen. Aber Mörike nennt sein Gedicht eine "Idylle" und deshalb kommt es natürlich doch zu einem Happy End: Der Pfarrer rettet den "alten Kirchendiener" und bietet ihm in seinem Studierzimmer einen "anmutsvollen Ruhesitz", wo er jetzt, angeschmiedet an den Ofen, die Darstellungen auf den Ofenplatten und die theologischen Werke in den Bücherschränken betrachten und dem Pfarrer beim Verfertigen der Predigt über die Schulter blicken kann. Nachts langweilt er sich ein wenig, freut sich aber auch:

Um zwei, gottlob, und um die drei
Glänzt empor ein Hahnenschrei.

Schließlich zieht er das Fazit:

Nun sagt, ob es in Dorf und Stadt
Ein alter Kirchhahn besser hat?

Vielleicht widerspiegelt sich hier auch die typische Haltung der Biedermeierzeit, die angesichts der widrigen politischen Lage etwas resigniert den Rückzug in das private "Glück im Winkel" pries.

Der rote Hahn

Mörikes eben zitierte Verse

„In Sturm und Wind und Regennacht
Hab ich allzeit das Dorf bewacht.“

machen aber auch deutlich, dass die Wachsamkeits-Symbolik des Turmhahnes im Volksglauben eine gewisse Verengung und Verweltlichung als Antwort auf das allzu menschliche Sicherheitsbedürfnis erfahren hat.

Ein schönes Beispiel für dieses Gefühl der Geborgenheit im Schutze des Hahnes findet sich in Kirchborchen. Hier, wo sich – anders als in Elsen – in einem typischen Haufendorf die Häuser eng um den Kirchturm mit dem charakteristischen Treppengiebel drängen, heißt eine Straße nahe der Kirche nicht etwa "Kirchstraße", sondern "Unterm Hahnen".

Wenn der Kirchturmshahn im Bewusstsein der Menschen so sehr mit dem Gedanken an Schutz und Sicherheit verbunden ist, dann ist es umso merkwürdiger, dass eine der größten Gefahren für Dorf und Stadt – gerade auch in älteren Zeiten – , nämlich das Feuer, ausgerechnet mit dem Bilde vom "roten Hahn" bezeichnet wird.

Die Redewendung "Jemandem den roten Hahn aufs Dach setzen" als Synonym für eine Brandstiftung, findet sich erstmals im 16. Jahrhundert bei dem Nürnberger Schuster und Poeten Hans Sachs (1494 – 1576).

Wie es zu diesem sprachlichen Bild gekommen ist, wie also der Haushahn zum Sinnbild des Feuers, des Feuerbringers werden konnte, ist nicht wirklich geklärt. Man hat jedoch auf den brandroten, flammengezackten Kamm, die gleichfarbigen Kehllappen und das häufig rotbraune Gefieder verwiesen und auch auf das chaotische Herumflattern, das dem Flackern der Flammen auffällig ähnelt. Vielleicht hilft außerdem die Beobachtung weiter, dass Hühnervögel und Tauben, die bei einem Brand Feuer gefangen haben, oft in Panik brennend Schutz unter einem anderen Dach suchen, wo sie einen zweiten Brand verursachen können.

Der Erntehahn

In manchen Gemeinden ist es auch üblich, beim Erntedankfest als Abschluss der bäuerlichen Jahresarbeiten einen Umzug zu veranstalten, bei dem auf dem letzten, besonders geschmückten Wagen ein in einem Erntekranz hängender bemalter Holzhahn durch das Dorf gefahren wird. Ein Beispiel aus unserer Gegend ist der alljährliche Erntedankfestzug in Espeln. Hinter diesem Brauchtum steckt die dem Hahn wegen seines starken Fortpflanzungstriebes zugeschriebene Fruchtbarkeitssymbolik. Vielleicht ist aber auch an die Abhängigkeit des Ernteertrags vom Wetter zu denken, mit dem der Hahn traditionell in Verbindung gebracht wird.

Übrigens zeigt das zum 950jährigen Jubiläum Elsens im Jahre 1986 vom Heimat- und Verkehrsverein herausgegebene Buch "Elsen – Alte Gemeinde – Junger Stadtteil" ein Foto des Hofes Hußmann, der an der Stelle des heutigen Hotels "Kaiserpfalz" lag, mit einem Erntehahn vor dem Giebel.



Erntekranz mit Erntehahn aus Espeln

Der Wetterhahn

Zu guter Letzt sei an die auch schon in Mörikes Gedicht angedeutete Funktion des Turmhahnes als Wetterhahn erinnert. Selbst hier lässt sich möglicherweise eine biblische Wurzel finden. Zumindest deuten Theologen die an Gott gerichtete rhetorische Frage: "Wer gab Einsicht dem Hahn?" (Hiob 38,36) nicht nur als Hinweis auf die allgemeine Klugheit und Wachsamkeit des Hahnes, sondern beziehen diese Textstelle auf den Hahn als Wetterpropheten, besonders als Bote des Regens. Auch in dem schon erwähnten Märchen von den "Bremer Stadtmusikanten" prophezeit der Hahn seiner Besitzerfamilie zwar zum Feiertag gutes Wetter, aber undankbarerweise will sie den Propheten trotzdem in der Suppe essen. Mögen auch moderne Skeptiker die prophetischen Gaben des Hahnes in Bezug auf das Wetter mit dem Spottvers "Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt, wie es ist" bezweifeln, so hat das doch etliche Hausbesitzer – auch bei uns in Elsen – nicht daran gehindert, sich einen metallenen Hahn, meist umgeben von der Windrose mit den vier Himmelsrichtungen, aufs Dach zu setzen.

Wilhelm Busch, der das erste Wort in unserem Aufsatz hatte, hat sich auch über den Wetterhahn seine hintergründigen Gedanken gemacht und soll darum auch das letzte Wort behalten. Allerdings wollen wir weder dem Kirchturmhahn noch den Wetterhähnen auf manchen Privathäusern wünschen, was Busch hier beschreibt:

Der Wetterhahn
Wie hat sich sonst so schön der Hahn
Auf unserm Turm gedreht
Und damit jedem kundgetan,
Woher der Wind geweht.

Doch seit dem letzten Sturme hat
Er keinen rechten Lauf,
Er hängt so schief, er ist so matt,
Und keiner schaut mehr drauf.

Jetzt leckt man an dem Finger halt
Und hält ihn hoch geschwind.
Die Seite, wo der Finger kalt,
Von daher weht der Wind.

Günter Wißbrock

Eisen und Napoleon Was berichtet die Dorfchronik?

Napoleon hat Konjunktur

Mit einem Paukenschlag begann das Zweite Deutsche Fernsehen das Jahr 2003. Ein dreiteiliger Film ließ das Publikum in einem Rausch der Farben das Liebesleben des französischen Kaisers ebenso wie das Schlachtengetümmel seiner Kriege nacherleben.

Im gleichen Jahre 2003 erinnern laut einem Verzeichnis des Landschaftsverbandes Westfalen/Lippe allein in Westfalen über 350 Veranstaltungen an die Säkularisation, die Überführung der Fürstbistümer und Fürstbistümer in weltliche, meist preußische Hand, die vor 200 Jahren ebenfalls zumindest indirekt durch Napoleon verursacht worden sind.

Es bedarf keiner Prophetengabe, um vorauszusagen, dass auch im kommenden Jahre, wenn sich die Kaiserkrönung zum zweihundertsten Male jährt, das öffentliche Interesse an der umstrittenen Person des Kaisers und seiner Zeit anhalten wird.

Vielleicht geht es manchem wie mir: Der Napoleon-Film weckte meine Neugier, wie denn unsere Vorfahren diese Zeit erlebt, erlitten und empfunden haben. Zugleich hinterließ der Film einen etwas schalen Beigeschmack, weil ich mir sagte, dass es ein gewaltiger Unterschied ist, ob man heute in Eisen gemütlich im Fernsehsessel sitzend sich das bunte historische Geschehen der napoleonischen Zeit zur Unterhaltung ansieht oder ob man als Zeitgenosse und häufig genug als Opfer die weitreichenden Maßnahmen des korsischen Emporkömmlings, die in ihren Auswirkungen über Jahre auch unser Dorf betrafen, miterlebt hat.

Auf den ersten Blick haben wir uns eine sehr leichte Aufgabe gestellt, wenn wir die Elsener Dorfchronik nach den Schicksalen unserer Vorfahren vor 200 Jahren befragen, denn sie liegt in gedruckter Form vor und es bedarf scheinbar nur des auswählenden Zitierens. Wenn man aber etwas eingehender nachdenkt, sind zwei Voraussetzungen für ein tieferes Verständnis unbedingt notwendig:

Die großen geschichtlichen Vorgänge auf dem europäischen Kontinent, besonders in Deutschland, in der Ära Napoleons, müssen in den Grundzügen dargestellt werden, um das Geschehen vor Ort in Eisen in den historischen Zusammenhang einordnen zu können. Das Motto "Mundus in gutta" – "Die Welt in einem Tropfen" bestimmt also unsere Fragestellung:

Wie widerspiegelt sich das Geschehen auf der großen Weltbühne in unserem kleinen Lebenskreis? Diese Frage kann aber nur beantwortet werden, wenn wir uns vorweg quellenkritisch mit dem Ursprung unserer lokalgeschichtlichen Kenntnisse, also der Dorfchronik, auseinandersetzen.

Die Ära Napoleons

Seit dem 20. April 1792 befand sich das revolutionäre Frankreich im Krieg gegen Preußen und Österreich, der mit der Freiheitsmission Frankreichs den anderen Völkern gegenüber gerechtfertigt wurde, aber gleichzeitig das Ziel der angeblich "natürli-



Napoleon Bonaparte (1769 - 1821)

chen" Rheingrenze für Frankreich erstrebte. Nach der Hinrichtung König Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793 traten u.a. auch England, Holland und Spanien dem Bündnis gegen Frankreich bei. Mit der Massenaushebung von Soldaten und einer modernen flexiblen Kampfes-taktik gelang es den Franzosen, den Feinden im Ganzen standzuhalten.

Preußen, das aus der dritten polnischen Teilung weite neue Gebiete gewann, konzentrier-te sich auf den Osten, schied 1795 im Sonderfrieden zu Basel aus der Koalition der Geg-ner Frankreichs aus, anerkannte den Rhein als französische Ostgrenze und bekam für seine linksrheinischen Verluste rechtsrheinische Entschädigungsgebiete zugesprochen. Österreich wurde in einem glänzenden Feldzug des jungen Napoleon Bonaparte (1769-1821) mehrfach in Italien besiegt und anerkannte schließlich 1797 im Frieden zu Campo Formio ebenfalls die Abtretung seiner linksrheinischen Gebiete an Frankreich gegen das Versprechen rechtsrheinischer Entschädigungen.

Napoleon überstand einen zweiten Koalitionskrieg (1799-1802) und gewann in drei Schrit-ten die alleinige Macht in Frankreich: Durch einen Staatsstreich stürzte er 1799 das in Paris regierende Direktorium und ernannte sich zum Ersten Konsul, 1802 zum Konsul auf Lebenszeit und schließlich 1804 zum Kaiser, Akte, die er jeweils durch anschließende Volksabstimmungen (Plebiszite) bestätigen ließ.

Im "Code Napoléon" erließ er ein Gesetzbuch auf der Grundlage der Rechtsgleichheit aller Bürger, unabhängig von ihrer Standeszugehörigkeit, das bis heute die Basis des französischen Rechtssystems bildet und auf alle von Napoleon später eroberten Länder einwirkte.

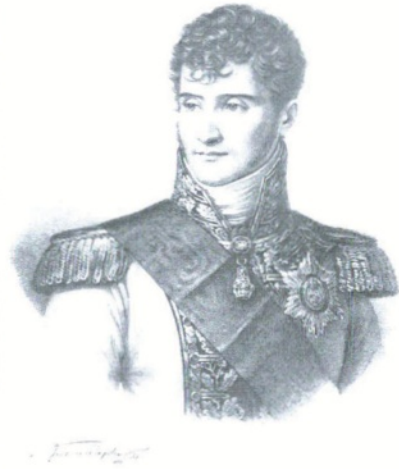
1803 war unter maßgeblichem Einfluss der napoleonischen Politik ein Gremium des Re-genburger Reichstags, eine Deputation, eingesetzt worden, die die konkrete Umsetzung der 1795 und 1797 verheißenen Landentschädigungen beraten sollte. Ergebnis der Bera-tungen war der sogenannte "Reichsdeputationshauptschluss". Unter diesem sperrigen Wort verbirgt sich eines der wichtigsten Gesetze der deutschen Geschichte, das dennoch wenig im allgemeinen Gedächtnis verankert ist. Durch dieses Gesetz wechselten etwa 3,2 Millionen Menschen, fast jeder siebte Deutsche, den Landesherrn und circa 10 000 Quadratmeter rechtsrheinisches Gebiet wurden umverteilt. Man vergriff sich an denen, die sich am wenigsten wehren konnten, den kleinen Reichs-ritterschaften, den Reichsstädten und vor allem den geistlichen Fürstentümern.

So wurde auch das Fürstbistum Paderborn, in dem Bischof Franz Egon von Fürstenberg nicht nur die kirchliche, sondern auch die weltliche Herrschaft besaß, ein Teil Preußens, das fast das Vierfache seiner linksrheinischen Verluste erhielt. Schon am 3. August 1802 marschier-ten die preußischen Truppen im Vorgriff auf den Reichsdeputationshauptschluss in Paderborn ein. Zeitgenössische Zeugen berichten von be-tretenem Schweigen der Bürger angesichts des Herrschaftswechsels nach Jahrhunderten des Lebens "unter dem Krummstab".



Franz Egon Freiherr von Fürstenberg – der letzte Paderborner Landesherr (1789 - 1802), als Bischof im Amt bis 1825.

Nachdem Napoleon 1805 sich auch im dritten Koalitionskrieg durchgesetzt hatte, ein großer Teil des Deutschen Reiches sich als "Rheinbund" 1806 mit Napoleon verbündet hatte und Kaiser Franz II. mit der Niederlegung der Kaiserkrone am 6. August 1806 das Ende des "Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" besiegelt hatte, ließ sich Preußen erneut im Bündnis mit Russland auf einen Krieg gegen Napoleon ein. Am 14. Oktober 1806 wurde es von Napoleon in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt vollständig besiegt und musste im Frieden von Tilsit 1807 alle seine westelbischen Gebiete abtreten. Nach vier Jahren preußischer Herrschaft wurde das ehemalige Hochstift Paderborn – und damit auch Elsen – Teil des neugegründeten sogenannten "Königreichs Westphalen", eines napoleonischen Satellitenstaates, der von Marburg bis vor Lüneburg und von Bielefeld bis Halle an der Saale reichte und in dem Napoleons jüngster



Jérôme Bonaparte, König von Westphalen (1807 - 1813)

Bruder Jérôme (Hieronymus) als König in Kassel regierte. Dessen Herrschaft wurde in Paderborn zunächst durchaus begrüßt. Ausschlaggebend war dabei nicht das noch wenig ausgeprägte Nationalbewusstsein, sondern die konfessionelle Gegnerschaft der Paderborner Katholiken gegen den evangelischen "Ketzer-König" Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dem man vor allem die Säkularisation der bedeutenden Klöster Abdinghof, Dalheim, Böödeken, Hardehausen und Marienmünster verübelte.

Nun wurden französische Verwaltungsstrukturen errichtet. Paderborn gehörte zum "Département der Fulda", in dem es Verwaltungssitz für einen "Distrikt" war, dem mehrere "Cantone" angehörten, so auch der Canton Neuhaus mit der Gemeinde Elsen.

Jérôme gilt in der Geschichte als Lebemann, war aber auch ein tüchtiger Verwalter. Aber sein Bruder Napoleon forderte für seine permanenten weiteren Kriege ständig neue Kontributionen, die, zusammen mit den Kosten von Jérômes aufwendiger Hofhaltung in Kassel, das Königreich Westphalen fast in den Staatsbankrott trieben und die Steuerlast für die Bevölkerung immer bedrückender werden ließen. Hinzu kamen häufige Aushebungen von Soldaten, die zum Beispiel für Napoleons Ruhm und Machtwahn 1812 mit nach Russland ziehen mussten, wovon nur wenige zurückkamen. So schlug die Stimmung mehr und mehr gegen die Franzosen um.

Napoleon wurde nach dem gescheiterten Russlandfeldzug in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 besiegt, später nach Elba verbannt, schließlich nach seiner erneuten Rückkehr nach Frankreich in der Schlacht bei Waterloo 1815 endgültig ausgeschaltet. Er starb in der Verbannung 1821 auf der Atlantikinsel St. Helena.

Schon im November 1813 wurde das ehemalige Hochstift Paderborn vorläufig wieder preußisch und im Jahre 1815 dann endgültig Teil der neugegründeten preußischen Provinz Westfalen mit der Hauptstadt Münster und dem Sitz des Regierungspräsidenten in Minden.

Der Historiker Dr. Alfred Heggen charakterisiert diese unruhige Zeit treffend: "Mehr als ein Jahrzehnt politischer Umwälzungen und kriegerischer Ereignisse waren über das Hochstift hinweggerollt. Die politische Herrschaft hatte mehrfach gewechselt, die Lasten waren

immer die gleichen: Steuern, außerordentliche Abgaben, Einquartierungen durchmarschierender Soldaten, alles in allem soziale Not. Das sollten wir bedenken, wenn wir in den Geschichtsbüchern die Geschichte der Kaiser und Könige und ihrer Taten lesen.“

Zur Quellenkritik der Elsener Dorfchronik

Bevor wir nun die Frage zu beantworten suchen, was sich in der Elsener Dorfchronik von den großen Ereignissen und Zuständen der napoleonischen Ära widerspiegelt, müssen wir uns der anderen Frage stellen, was überhaupt von der Chronik erwartet werden kann. Dazu bedarf es eines Blicks auf die Geschichte ihrer Entstehung. Sie reicht zurück auf eine Verordnung der Königlich Preußischen Regierung in Minden vom 12. Dezember 1817, die allen Gemeinden ab dem 1. Januar 1818 die regelmäßige Führung einer Ortschronik zur Auflage machte. Jede Chronik sollte mit der Verordnung beginnen und danach in einer kurz gefassten Einleitung die Geschichte der Gemeinde seit dem Jahre 1800 zusammenfassen.

Zum Inhalt dieser Einleitung heißt es in der Verordnung: „Dahin gehört die kurze Andeutung aller in dieser Periode erlittenen Regierungs- und Verfassungsveränderungen, die Erwähnung der stattgefundenen Kriege, mit summarischer Angabe alles dessen, was für den Zweck derselben freiwillig oder gezwungen von der Gemeinde geleistet worden ist.“ Die Chronisten wurden aufgefordert, sich auf die wahrheitsgemäße Darstellung von Tatsachen „ohne alle Einmischung von Privatansichten“ zu beschränken.

Was ist also zum Quellenwert der Ortschronik in Bezug auf die napoleonische Zeit zu sagen?

1. Es ist keine zusammenfassende, sondern eine knapp gefasste jährweise Darstellung zu erwarten, wie es dem Stil der Gattung „Chronik“ entspricht.
2. Der Chronist beschreibt das Geschehen im Rückblick, also schon im Wissen um das endgültige Desaster Napoleons und bereits in der zweiten Phase preußischer Herrschaft. Das könnte Auswahl und Bewertung der Fakten beeinflusst haben.
3. Auch wenn die Jahre unter Napoleons direktem oder indirektem Einfluss noch so aufwühlend für die Gemüter waren, wird man aufgrund der Vorgaben und auch mit Rücksicht auf die Kontrolle der Chroniken durch die preußischen Landräte mehr Tatsachenfeststellungen als Meinungen und Stimmungsbilder zu erwarten haben.

Die napoleonische Zeit in der Elsener Dorfchronik

Als erstes Ereignis wird ohne wertenden Kommentar zum Jahre 1802 die Einquartierung eines Teils des Königlich Preußischen Hofregiments Prinz Louis erwähnt. Lapidar heißt es dann: „Am 3. August erfolgte die Besitznahme für Preußen“. Höchstens indirekt hört man ein gewisses Bedauern über die politische Wende heraus, wenn im Zusammenhang mit einer Missernte des folgenden Jahres der als Landesherr abgesetzte Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg, der sonst eher als geizig gilt, als „ein großer Wohltäter der Armen in dieser Gegend“ bezeichnet wird.

Für den November 1806, also nach der Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt, wird ein Durchmarsch der Nordarmee der Niederlande, in denen Napoleons Bruder Ludwig König war, notiert. Von diesen Soldaten heißt es: „Sie betrogen sich nicht unartig.“ Offensichtlich benahmen sich die Franzosen mit Rücksicht auf ihre geplante Machtübernahme vorsichtig gegenüber der einheimischen Bevölkerung.

Der erneute Regierungswechsel im Jahre 1807 widerspiegelt sich mit deutlicher Distanz in der Formulierung „Hieronymus setzte sich auf den Thron und nannte sich König von Westphalen“. Nichts findet sich über die an Frankreich angelehnte Verwaltungsneuordnung,

die Einführung des "Code Napoléon", die Abschaffung der Adelsprivilegien, die Aufhebung der Leibeigenschaft oder andere Reformmaßnahmen König Jérômes.

Zum Jahre 1809 wird vielmehr von der "allgemeinen Unzufriedenheit" gesprochen, die sich "über die neuen, unter allerhand Namen eingeführten drückenden Steuern" ausbreitete. Also auch in Elsen wurden die verschwenderische Hofhaltung König Jérômes in Kassel und die ständigen Geldforderungen seines Bruders für seine Kriegsführung deutlich spürbar.

Noch viel schmerzhafter traf es das Dorf im Jahre 1812. Nun ist von einer Aushebung die Rede, "die alle erwachsene, fähige junge Mannschaft zum Dienst gegen Russland aussendete, wo verschiedene geblieben und wahrscheinlich getötet sind". Junge Elsener mussten also für den Machtwahn eines fremden Eroberers fern ihrer Heimat ihr Leben lassen.

Auf dem Waldfriedhof im benachbarten Schloß Neuhaus erinnert im Übrigen seit 1983 ein Denkmal an die von dort stammenden Opfer von Napoleons Russlandfeldzug.

1813, das Jahr der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig, war dann für Elsen vor allem ein Jahr der militärischen Durchmärsche. Von flüchtenden Truppen des französischen Rigouldschen Corps heißt es, sie hätten die Elsener "auf alle Art und Weise sehr mitgenommen. Neunzehn Pferde wurden mit Gewalt verschiedenen Colonen weggenommen, halbe und ganze Wagen entrissen und weggefahren, Requisitionen an Geldern, Früchten in der Eile beigetrieben. Kurz, wir wurden feindlich behandelt." Jetzt, da die Franzosen ihr Heil in der Flucht suchten und das Königreich Westphalen gescheitert war, fielen offensichtlich alle früheren Rücksichten weg.

An den Truppen der die Franzosen bis Paris verfolgenden verbündeten Monarchen ist dem Elsener Chronisten nur das bunte Völkergemisch aus "Preußen, Kosaken, Baschkiren, Schweden und Dänen" aufgefallen.

Napoleons politisches Ende wird dann kurz dargestellt. Schließlich heißt es in auffallendem Gegensatz zu der bisher gewohnten schneidenden Kürze in der Benennung der handelnden historischen Personen: "So traten wir zum zweiten Male unter das mächtige Zeppter seiner Majestät, des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III."

Daraufhin werden die Meldungen für viele Jahre fast ganz unpolitisch, konzentriert auf das Geschehen vor Ort abseits der großen Weltpolitik.

Fazit

Die Geschichte des "großen" Napoleons, wie sie uns, gefiltert durch das Medium Fernsehen heute ins Haus geliefert wird, sah für unsere Elsener Vorfahren, die sie persönlich erlebten, anders aus. Keinerlei positive Erwähnung findet Napoleons Programm, den anderen Völkern die Segnungen der Französischen Revolution zu bringen, ebenso wenig die Absicht der Preußen, einer zurückgebliebenen geistlichen Herrschaft eine moderne Verwaltungsstruktur zu verleihen.

Haften geblieben ist vielmehr die erlittene Geschichte, die die "großen" Männer den "kleinen" Leuten bereitet haben: Wirtschaftliche Not und Unsicherheit durch Einquartierungen, Durchmärsche, willkürliche Beschlagnahmen und Steuererhöhungen, vor allem aber das Leid durch den Tod junger Menschen für fremde Interessen in fremdem Lande.

Günter Wißbrock



Friedrich Wilhelm III., König von Preußen (1797 - 1840)

Stäbe

Varianten eines Motivs in der Elsener St. Dionysius-Kirche



Josua mit dem Stab; Paderborn, Dom

Der Stab als Leitmotiv der Paderborner Domfenster

Als in den Jahren 1982 bis 1988 als krönender Abschluss einer über 30 Jahre währenden Restaurierung die gotischen Maßwerkfenster im Langhaus des Paderborner Domes durch den Essener Künstler Nikolaus Bette neu verglast werden sollten, entschlossen sich die Verantwortlichen, die großen Fensterbahnen der Verkündigung dienen zu lassen.

Markante Szenen und Personen aus dem Alten und Neuen Testament von der Sintflut bis zur Wiederkunft Christi, Marksteine auf dem Pilgerweg des Volkes Gottes, sollten dargestellt werden. Obwohl also jedes Fenster ein eigenes Motiv hat, sollte doch die innere Einheit des Gesamthemas "Pilgerndes Gottes-

volk" deutlich werden. Dazu bot sich der Wander- und Hirtenstab als symbolisches Zeichen an, das auf allen Fenstern wiederkehrt.

Der Stab in der St. Dionysius-Kirche

Schaut man sich in der Elsener Kirche nach dem Zeichen des Stabes um, so findet man es zwar keineswegs in einer ähnlichen durchgängigen, bewusst beabsichtigten Leitfunktion, wohl aber dennoch in einer erstaunlichen Variantenfülle. Hirten und Pilger, Apostel, Bischöfe und ein Papst, die Muttergottes, schließlich die Person des Heilands selbst sind die Träger unterschiedlicher Stäbe, die teils eine konkret-praktische, teils eine symbolische Bedeutung haben.

Der Hirtenstab

Das Rundfenster im Nordquerhaus zeigt die Szene der Verehrung des neugeborenen Jesuskindes durch die Hirten, denen es durch die Engel als der Messias offenbart worden ist. Das entscheidende Attribut, durch das sie dem Betrachter kenntlich gemacht werden, ist der Hirtenstab, hier in zweierlei Formen sichtbar, nämlich einerseits mit einer Krümme, andererseits mit einem Knäuf als oberem Abschluss.

Wenn ausgerechnet die Hirten, ein in der Agrargesellschaft der Zeit Jesu zwar unentbehrlicher, aber wenig geachteter Stand, als erste den Heiland sehen dürfen, so zeigt das auch, dass er sich als König sein Volk gerade unter den Niedrigen und Verachteten sucht. Andererseits wird der Hirte wegen seiner liebevollen Fürsorge und seines Schutzes für die ihm anvertrauten Schafe in der Bibel häufig als Bild benutzt.

Jesus selbst bezeichnet sich als der "gute Hirte", der sein Leben hingibt für die Schafe (Johannes 10,11f.). Oft wird er deshalb mit einem Schaf auf der Schulter dargestellt.

In dem bekannten Psalm 23 ("Der Herr ist mein Hirte...") wird das Bild des Hirten und seines Stabes sogar auf Gottvater selbst übertragen. Mit großer Sicherheit und Überzeugtheit heißt es hier: "Muss ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir, dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht". An dieser Stelle lassen sich mit dem "Stab" Vorstellungen wie "Stütze", "Unterstützung", "Führung" und "sicheres Geleit" verknüpfen.

Neben den Königen im Alten Testament werden im Neuen Testament auch Amtsträger, die eine Gemeinde leiten, als Hirten bezeichnet (Apostelgeschichte 20,28; 1. Petrus 5, 1-4; Epheser 4,11), deren Aufgabe es ist, für die Gemeinde zu sorgen und ihr ein Vorbild zu sein. So ist es nicht verwunderlich, dass das Bild des Hirten in der Tradition der Kirche bis zum heutigen Tage das Reden über die Amtsträger beherrscht, vom Gemeindegirten (Pastor) über den Oberhirten (Bischof) bis zum Hirtenamt des Papstes.

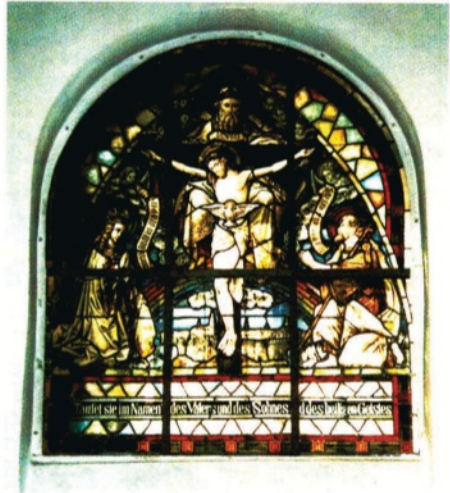
Der Stab der Apostel

An zwei Stellen finden sich in der St. Dionysius-Kirche Bilder von Aposteln mit einem Stab: Auf dem Glasfenster in der Taufkapelle unter dem Turm, das den Gnadenstuhl, also Gottvater, den gekreuzigten Sohn und den Heiligen Geist in Gestalt einer Taube zeigt, knien die Muttergottes und der Lieblingsjünger Johannes unter dem Kreuz. Johannes hat seinen Stab mit kreuzförmigem Abschluss an seine Schulter gelehnt. Ein zweiter Apostel mit einem Stabe steht als Skulptur auf einer Konsole an einem



Jakobus der Ältere; Eisen, Langhauspfeiler

Langhauspfeiler im hinteren Teil der Kirche. Es ist der heilige Jakobus der Ältere. Die künstlerische



Johannes; Eisen, Taufkapelle

Gestaltung dieser Figur ist in unserem Zusammenhang besonders interessant. Denn nahezu alles an dem Apostel ist gerichtet auf den Stab, den er in der rechten Hand hält: Kopf- und Körperhaltung, Blickrichtung der Augen und Zeigegestus der linken Hand. Der weite braune Mantel ist genau an der Stelle zurückgeschlagen, wo der gleichfarbige Stab mit seiner Krümme vor dem weißen Untergewand umso deutlicher hervortritt. Auffällig ist außerdem, dass die einfache Krümme des Stabes viel zu hoch angesetzt ist, als dass der Apostel sich darauf stützen könnte. Er fasst den Stab weiter unten sozusagen nur mit dem "spitzen Finger" an. Das kann doch wohl nur heißen, dass der Stab hier gar nicht in seiner praktischen Funktion benutzt, sondern dem Betrachter in seiner symbolischen Bedeutung gezeigt wird.

Wenn man sich fragt, worin diese speziell im Zusammenhang mit den Aposteln liegen könnte, wird man beim Evangelisten Markus (Kap. 6,7-9) fündig. Hier heißt es über die Aussendung der Jünger als Apostel durch Jesus: "Er rief die Zwölf zu sich und sandte sie aus, jeweils zwei zusammen. Er gab ihnen die Vollmacht, die unreinen Geister auszutreiben, und er gebot ihnen, außer einem Wanderstab nichts auf den Weg mitzunehmen, kein Brot, keine Vorratstasche, kein Geld im Gürtel, kein zweites Hemd und an den Füßen nur Sandalen."

In den Darstellungen der gleichen Szene bei Matthäus (Kap. 10) und Lukas (Kap. 9) wird den Aposteln nicht einmal der Stab gestattet. Alle diese Textstellen wollen offensichtlich sagen, dass die Apostel einzig aus dem Vertrauen, ohne Rücksicherungen ihren Auftrag erfüllen sollen. Wenn bei Markus aber der Wanderstab der einzige erlaubte Gegenstand ist, gewinnt er dadurch auch eine bestimmte Würde und Symbolik. In ihm verkörpern sich zugleich der Aufbruch ins Ungewisse und die Gewissheit der doppelten Zusage Gottes (Psalm 23) und Jesu Christi: "Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt." (Matthäus 28,20).

Das lässt sich auch auf das Leben jedes Menschen übertragen: Leben heißt Aufbruch, Wagnis, sich auf den Weg machen, aber es kann nur gelingen mit der Zuversicht, getragen, gestützt und geborgen zu sein.



Mittelalterliche Santiago-Pilger

Der Pilgerstab

Der Stab des Apostels Jakobus des Älteren lässt aber auch noch an eine andere Bedeutung denken: Seit der Auffindung seines vermeintlichen Grabes im nordwestspanischen Santiago de Compostela unter König Alfons II. (798-842) wurde die Wallfahrt zum Jakobusgrab zu einem der großen europäischen Pilgerziele, in seiner Reichweite und Bedeutung nur den Wallfahrten nach Jerusalem und Rom vergleichbar.

Jakobus wurde deshalb als Pilger- und Wegeheiliger verehrt und in seiner Darstellung – wie in Eisen – oft selbst zum Prototyp des Pilgers.

Neben der Jakobsmuschel wurde der Pilger-

stab sein typisches Attribut. In der Realität war der Stab den Pilgern auf vielfältige Weise dienlich: Er bot Halt im Gebirge; man stützte sich auf ihn, wenn man einen reißenden Fluss durchwatete oder ein kleines Gewässer überspringen wollte; man konnte mit ihm bössartige Tiere oder gar Menschen abwehren. Vor Beginn der Wallfahrt wurden der Stab und die Tasche des Pilgers in einer Messe gesegnet und es wurde um Schutz und Erbarmen Gottes auf dem gefährlichen Pilgerwege gebetet.

Der Bischofsstab

Bilder dreier heiliger Bischöfe erinnern in der Elsener Kirche an die Frühzeit des Christentums in unserem Raum: Bonifatius, der große angelsächsische Missionar und "Apostel der Deutschen"; Liborius, der Diözesan- und Dionysius, der Pfarrpatron.

Die Figur des heiligen Bonifatius steht an einem Langhauspfeiler, die Skulptur des heiligen Dionysius flankiert zusammen mit dem heiligen Urban den Chorraum und der heilige Liborius ist auf einem Chorfenster abgebildet.



Bonifatius; Elsen, Langhauspfeiler



Liborius; Elsen, Chorfenster



Dionysius; Elsen, Querhaus

Alle drei sind neben ihrer Amtstracht durch den Bischofsstab gekennzeichnet, das Symbol ihres Hirtenamtes und ihrer Amtsgewalt, mit dem sie die Pontificalien, wichtige liturgische Handlungen, vollziehen. Der Bischofsstab reicht bis zur Haupteshöhe und besteht aus einem Schaft, einem Knauf und einer meist reich verzierten Krümme. Erwähnt werden Bischofsstäbe zuerst in Spanien im 7. Jahrhundert.

Im Mittelalter entstand zwischen Kaiser und Papst eine heftige Kontroverse, der sogenannte Investiturstreit, über die Frage, in wessen Kompetenz die Überreichung von Ring und Stab als Zeichen bischöflicher Amtsgewalt fiele, wer also letztlich über die Besetzung der Bischofsstühle zu entscheiden habe. Im Wormser Konkordat von 1122 endete der Streit damit, dass der König oder Kaiser in Zukunft auf die Investitur des Bischofs mit Ring und Stab als Zeichen der geistlichen Aspekte des Bischofsamtes verzichtete, wohl aber ein Zepter als Symbol der Übertragung weltlicher Herrschaftsrechte überreichte.

Die Ferula – Der Stab des Papstes

Die Figur des heiligen Urban, des Mitpatrons der Elsener Kirche, ist mit einer besonderen Form des Stabes, dessen oberen Abschluss statt einer Krümme ein Doppelkreuz bildet, ausgestattet. Grund dafür ist, dass es sich bei dem Heiligen um einen frühen Papst, Urban I. (222 – 230), handelt. In der vom Bischofsstab abweichenden Form des Kreuzstabes mit einem



Urban; Elsen, Querhaus

oder mehreren Querbalken wurde der Unterschied zwischen dem Papst und den Bischöfen sichtbar. Die letzten Päpste – so auch Johannes Paul II. bei seinem Besuch in Paderborn 1996 – tragen einen Kreuzstab mit Korpus, um ihre besondere Verbundenheit mit Christus zu betonen.



Muttergottes; Eisen, Hauptaltarbild

Das Zepter – Königliches Hoheitszeichen

Ein Zepter – eine kürzere Form des Stabes – als Zeichen ihrer königlichen Würde hält die als gekrönte Himmelskönigin auf einer Wolke schwebend dargestellte Muttergottes auf dem Gemälde der Mitteltafel des Hauptaltars der Elsener Kirche in ihrer rechten Hand.

Ein ähnliches Zepter hält auch der geschundene und gefesselte Christus auf einem Relief des rechten Seitenaltars. Hier wird die Paradoxie des Leidens Christi auf sinnfällige Weise deutlich: Rechts und links neben ihm stehen zwei kostbar gekleidete Römer, ein Würdenträger mit Lorbeerkranz, wohl Pilatus, und ein mit Lanze und Schwert bewaffneter Soldat. Trotz allen äußeren Glanzes und aller handgreiflichen Symbole der Macht der beiden

ist aber der barfüßige, blutende und gefesselte Christus durch seine Position auf einem erhöhten Podest, durch das Zepter und durch den Heiligenschein als der eigentlich Herrschende gekennzeichnet.

Schließlich ist noch die steinerne Christusskulptur an der äußeren südlichen Querschiffwand der Kir-



Christus; Eisen, Seitenaltar



Christus als König; Eisen, Südliche Außenwand des Querhauses

che zu erwähnen. Ein sehr ernst und herrscherlich wirkender Christus steht auf einer Konsole mit der Umschrift "Christus, du unser König!". Wie ein mittelalterlicher König trägt er Krone, Reichsapfel und Stab als Herrschaftszeichen. Die Bekrönung des Stabes ist offensichtlich dem deutschen Reichszepter nachempfunden. Die Figur an dem 1926 entstandenen Erweiterungsbau der Kirche dürfte mit der 1925 durch Papst Pius XI. erfolgten Einführung des Christkönigsfestes, die auch ein Protest gegen Säkularisation und Staatsallmacht war, zusammenhängen.

Ausblick: Der Stab in der Literatur

In der Eisener Kirche haben wir den Stab als praktisches Instrument von Hirten und Pilgern, als Amtselement von Bischöfen und Päpsten und als Hoheitszeichen der Muttergottes und des Heilandes entdeckt. Immer also war mit dem Gebrauch des Stabes ein positiver Zweck verbunden.

Dass die Menschen ihn aber, wie so viele Gegenstände, durchaus auch in negativer, gewaltsamer Weise benutzt haben, mag ein kurzer Blick in bekannte Beispiele der drei literarischen Gattungen Dramatik, Epik und Lyrik zeigen.

In *Schillers Drama "Wilhelm Tell"* geht es um den Freiheitskampf der drei Schweizer Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden gegen ihre Unterdrückung durch die österreichischen Habsburger. Beide Seiten bedienen sich dabei des Stabes als Mittel der Gewalt. Der habsburgische Fronvogt treibt mit dem Stabe die schweizerischen Arbeiter dazu an, eine Burg zu bauen, die ihrer eigenen Unfreiheit dienen soll. Der Schweizer Melchthal, dem der habsburgische Landvogt durch seinen Burschen die Ochsen ausspannen lässt, wehrt sich und bricht mit dem Stabe dem Burschen den Finger. Schließlich planen die Schweizer, die Burg des Landvogts einzunehmen, indem sie unter ihren Kleidern Eisen spitzen verbergen, durch die sie ihre scheinbar harmlosen Wanderstäbe schnell in gefährliche Lanzen verwandeln können.

In *Annette von Droste-Hülshoffs Novelle "Die Judenbuche"* ist der brennend ehrgeizige, um soziale Anerkennung ringende Friedrich Mergel auf einer Hochzeit vor den meisten Dorfbewohnern durch den Juden Aaron als säumiger Schuldner und Angeber entlarvt worden. Diese Schande erträgt er nicht und erschlägt den Juden mit dessen eigenem Stab. Der Mörder flieht und kehrt nach 28 Jahren in algerischer Sklaverei zunächst unerkannt in sein Heimatdorf zurück. Dass er sich jetzt auf einen Krückenstab stützt, symbolisiert, wie gebrochen an Leib und Seele er ist, und spielt zugleich noch einmal auf das Mordwerkzeug an. Schließlich endet er im Selbstmord.

Rainer Maria Rilke stellt in seinem berühmten Gedicht "*Der Panther*" dar, wie das Wesen des früher einmal wilden Tieres sich verändert, wenn es sich nur noch im Kreise hinter den Stäben seines Käfigs – oder besser Gefängnisses - bewegen kann, auch ein Gleichnis für die Folgen der Unfreiheit:

"Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, dass er nichts mehr hält."

Fassen wir kurz zusammen: Der Stab ist wie jeder Gegenstand zunächst wertfrei und neutral. Es kommt darauf an, ob der Mensch ihn zum Guten oder zum Bösen nutzt.

Nun aber, lieber Leser, wird es höchste Zeit, dass ich den Stab weitergebe an den Verfasser des nächsten Artikels, damit Sie nicht den Stab über mich brechen, weil Ihnen nach so vielen Stäben so zumute ist wie Rilkes Panther:

"Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt."

Günter Wißbrock

Frisch, fromm, fröhlich, frei Turnerspruch und Turnerkreuz

Die frühere Elsener Turnhalle

Der "Lindenhof" an der Wewerstraße – heute das "Antik-Cafe" – trägt seinen Namen mit Recht: Rechts deckt eine Reihe Linden das Grundstück zu der schmalen Straße "Auf dem Geste" ab, links verbirgt eine zweite Reihe an der Wewerstraße das Nebengebäude.

Diese unscheinbare kleine Halle mit einem Walmdach hat eine bewegte Vergangenheit. 1934 als zweite Elsener Turnhalle von Franz Elpmann errichtet, diente sie in den Wintermonaten auch den Proben und Aufführungen von Theaterstücken durch die Laienspielschar des Turnvereins. Im Keller übte in der Zeit des "Dritten Reiches" der Fanfarenzug der Hitler-Jugend. Nach dem Kriege wurde zunächst weiter geturnt, bis 1956/57 die neue Turnhalle an der Dionysius-Schule entstand. In der nun funktionslos gewordenen alten Halle hatte das Autohaus Hißmann zeitweilig Neuwagen abgestellt. 1964 bis 1975 übte die Schießabteilung des Schützenvereins auf der Empore des Saals, weil der ab 1961 genutzte Saal der Gaststätte Heimann 1964 abgebrochen worden war. 1969 bis 1976 betrieb das Ehepaar Hermesmeier in der Halle ein Lebensmittelgeschäft unter dem Namen "Aliso-Markt". Schließlich siedelte sich bis heute hier ein kleines Elektronikunternehmen an.

Wenn man im Spätherbst oder im Winter, nachdem die letzten Lindenblätter abgefallen sind, den nun freien Blick auf das Dach richtet, fällt ein Mast auf dem First auf. Vier große F, die im rechten Winkel von vier weiteren großen F geschnitten werden, sind so an dem Mast befestigt, dass sie zwei Kreuze ergeben. Darüber dreht sich ein Wetterfännchen und über ihm bildet ein von einem großen T durchschnittenes D in einem an einer Seite offenen Kreis den oberen Abschluss. Damit wird auch den jüngeren Elsenern, die das Gebäude vielleicht nur in seiner gewerblichen Nutzung kennen, klar, dass es sich um eine ehemalige Turnhalle handeln muss. Denn die vier F sind die Abkürzungen des Turnerwahlspruchs "Frisch, fromm, fröhlich, frei" und das DT bedeutet "Deutsche Turnerschaft".



Das Elsener Turner-Kreuz

Turnvereine in Elsen

Einen Turnverein gibt es in Elsen schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, den TV 1894 Elsen. 1911 kam als zweiter Verein die DJK Schwarz-Weiß hinzu. Nach dem 2. Weltkrieg schlossen sich beide Vereine am 2. September 1946 zur „Turn- und Rasensportgemeinde Elsen 1894/1911e.V.“ – abgekürzt: TuRa Elsen – zusammen.

Der Turnerwahlspruch

Wie aber kam es zu dem Turnerwahlspruch "Frisch, fromm, fröhlich, frei"?

Es ist nicht verwunderlich, dass er auf den "Turnvater" Friedrich Ludwig Jahn (1778 – 1852) zurückgeht, der 1816 in einer Turnerzeitschrift schrieb: "Frisch, frei, fröhlich und

fromm – das ist des Turners Reichtum“. Jahn, der stark durch den aus den Befreiungskriegen gegen Napoleon entstandenen deutschen Nationalismus geprägt war, verstand darunter Tugendhaftigkeit, Pflichterfüllung gegenüber dem Vaterland, aber auch ein frisches, optimistisches Lebensgefühl. Körperliche Ertüchtigung und „sittliche Erhebung“ gehörten für ihn zusammen.

Während sich die Turner problemlos mit „frisch und fröhlich“ identifizierten, waren die beiden Adjektive „frei“ und „fromm“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts umstritten. Sollte „frei“ mehr privat als Freiheit von Ängsten und Vorurteilen oder mehr politisch als Kampf gegen die Alleinherrschaft der Monarchen in der deutschen Kleinstaatserei verstanden werden? Je nach politischer „Großwetterlage“ wechselten die Deutungen des Freiheitsbegriffes zwischen diesen beiden Polen.

Kritik an dem Begriff „fromm“ entzündete sich weniger aus etwaiger Religionsfeindschaft, sondern weil gerade die Anhänger der Freiheitsbewegung im 19. Jahrhundert fürchteten, das Wort „fromm“ könne auch im Sinne von „lammfromm“, also kritikloser Obrigkeitshörigkeit, verstanden werden. Jahn verteidigte den Begriff dagegen und interpretierte „fromm“ als sittlich gut, tugendhaft, gesetzestreu und gottesfürchtig, gab dem Wort also eine stark ethische Ausrichtung.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzte sich schließlich der Turnerspruch oder – wie es hieß – die „vier Grundworte des Turners“, in der neuen Reihenfolge „Frisch, fromm, fröhlich, frei“ endgültig als unumstrittenes Motto der Turner durch. Bald zierte er alle Turner-Objekte, die sich irgendwie beschriften ließen, wie Zeitungen, Programme, Urkunden, Fahnen und Pokale.

Das Turnerkreuz

Eine neue Phase in der äußeren Gestaltung des Turnerspruchs, aber auch in der Kontroverse um ihn wurde durch den Darmstädter *Heinrich Felsing* eingeleitet. Er war als Kupferstecher zugleich Künstler, aber auch ein begeisterter Turner und gilt als hessischer Turnvater. Er machte sich Gedanken darüber, wie die vier F, die Anfangsbuchstaben des Turnerwahlspruchs, graphisch zu einem aussagekräftigen Organisationswahrzeichen – heute würde man sagen: einem „Logo“ – zusammengestellt werden könnten. Das Ergebnis war 1846 das dem Maltezerkreuz ähnelnde Turnerkreuz aus den vier Buchstaben, so wie es heute noch auf der ehemaligen Elsener Turnhalle zu sehen ist.

Felsing schlug 1846 auf dem „Deutschen Turnfest“ in Heilbronn vor, das von ihm entwickelte Symbol als „allgemeines Turnerzeichen“ anzunehmen. In seiner Begründungsrede hieß es dazu: „Den Spruch in seinen vier Anfangsbuchstaben habe ich zusammengestellt in vier F. Ich habe sie zum Zeichen vereint, ... sie bilden wie die Turnerschaft gleiche Kraft, gleiche Form, gleiche Stärke nach allen Seiten. Es ist das Viereck überall gleich stark, fest in den vier Ecken stehend, ... es ist das F aus dem FF. Vergesst mir nicht, dass es auch das Christenzeichen ist!“

Gerade das Letztere aber, die Ähnlichkeit mit dem christlichen Kreuz, gab Anlass zu Auseinandersetzungen auf



Postkarte zum Deutschen Turnfest in Frankfurt/M. 1908

dem Turnfest, denn besonders jüdische Delegierte wandten sich aus diesem Grunde gegen das Turnerkreuz, so dass Felsing's Vorschlag schließlich abgelehnt wurde. Dieser Beschluss änderte jedoch nichts daran, dass das Felsing-Kreuz sich inoffiziell mehr und mehr als das entscheidende Emblem der Turnerbewegung durchsetzte und bald schon alles turnerische Zubehör als Erkennungszeichen schmückte, meist in den Turnerfarben rot auf weißem Grund.

Die "Deutsche Turnerschaft" im frühen 20. Jahrhundert

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Turnerkreuz durch das DT ergänzt, wodurch sich die Deutsche Turnerschaft von konkurrierenden Verbänden absetzte.

Im "Dritten Reich" führte die Deutsche Turner-Zeitung ab 1933 neben dem Turnerkreuz das Hakenkreuz in ihrem Kopf. Die "Deutsche Turnerschaft" wurde in den nationalsozialistischen Einheitsverband des Sports, den "Deutschen Reichsbund für Leibesübungen (DRL)" integriert. Dessen Banner zeigte einen schwarzen Adler auf weißem Grund mit einem großen Hakenkreuz auf der Brust und eingrahmt durch einen Eichenkranz.



Abzeichen der Deutschen Turnerschaft

Der "Deutsche Turner-Bund"

Als Neugründung entstand nach dem Zweiten Weltkrieg im September 1950 der "Deutsche Turner-Bund" (DTB). Turnerspruch und Turnerkreuz standen zunächst nicht zur Diskussion. Es wurde aber immer stiller um sie. Immerhin werden die vier F auch heute noch in Festreden als Alternativen zu Faulsein, Fernsehen, Flaschenbier und Filzpantoffeln empfohlen.

Schritt für Schritt aber wandelte sich auch das Selbstverständnis des "Deutschen Turner-Bundes". Im Gegensatz zur ideologischen Vereinnahmung in der NS-Zeit setzte man jetzt auf Entideologisierung und stellte sich mit einem breiten Angebot den neuen Trends des Freizeit-, Fitness- und Gesundheitssports.

Dieser "Modernisierung" des Turnens entsprechend wollte man sich auch nach außen ein "neues Gesicht", ein modernes Image geben. Beim Hamburger Turnfest 1994 stellte man ein neues Logo des Verbandes vor: Ein Strichmännchen in Bewegung, das nur noch sehr entfernt an die vier F erinnert. Man sprach von einer "vitalen, fröhlichen Turnfigur", die dem Verband einen "bunten, modernen Anstrich" geben solle. Die Unterschrift unter dem Männchen lautete "Deutscher Turner-Bund DTB" mit dem Turnerkreuz in Rot. Das traditionelle Turner-Symbol wurde also am Rande beibehalten. Auf der aktuellen Website des DTB im Internet aber ist nur noch das Strichmännchen als Logo zu sehen.

Gerade deshalb aber lohnt es sich, einmal über die älteren Traditionen, in denen Turnen immer mehr war als bloße Körperübungen, nachzudenken. Das Elsener Turnerkreuz auf der alten Turnhalle gibt uns dazu den Anlass.



Abzeichen des Deutschen Turner-Bundes



Das DTB-Strichmännchen

Günter Wißbrock

Pfarrer Mentrop half einer verfolgten Jüdin im „Dritten Reich“

Gemeindepfarrer in Calbe/Saale und Elsen

Pfarrer Heinrich Mentrop (1889-1967), der Vorgänger von Herrn Dechant Wollweber, ist vielen älteren Elsenern sicherlich noch in guter Erinnerung, zumal er am 13. August 1963 anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums zum Ehrenbürger der Gemeinde Elsen ernannt worden ist und auch eine Straße seinen Namen trägt. Obgleich von Geburt ein Westfale aus Rhynern bei Hamm, erhielt er seine erste Pfarrstelle im östlichen Magdeburger Teil der Erzdiözese Paderborn in Calbe an der Saale, einer Kleinstadt etwa in der Mitte zwischen Dessau und Magdeburg. Hier, im heutigen Sachsen-Anhalt, gab und gibt es nur einen sehr geringen Katholikenanteil. Es herrschte also eine ziemlich extreme Diasporasituation. 1942 wurde Pfarrer Mentrop von Calbe nach Elsen versetzt, pflegte aber nach wie vor den Kontakt mit seinen ehemaligen Pfarrangehörigen, besonders auch, als nach dem Zweiten Weltkrieg in der Sowjetischen Besatzungszone bzw. ab 1949 der DDR die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung sehr schlecht war.



Pfarrer Heinrich Mentrop

Geschenkpakete in die DDR

So wurden Ende der 50er Jahre die Elsener Schüler aufgefordert, aus Anlass des alljährlichen Martinsspiels, bei dem die Symbolik des Teilens natürlich besonders nahe lag, Lebensmittel in die Schule mitzubringen, die in die DDR verschickt werden sollten. Da aber die Schulen und Kirchengemeinden offiziell nicht als Absender von Geschenkpaketen auftreten durften, verteilte Pfarrer Mentrop Adressen aus seiner ehemaligen Pfarrei Calbe an Elsener Gemeindeglieder, woraus oft langjährige Verbindungen entstanden.

So erhielt auch Frau Apothekerin Ine Limpinsel eine Adresse. Sie war die unverheiratete Schwester von Frau Erika Bothe und wohnte damals mit dem Lehrerehepaar Bothe im Lehrerhaus gegenüber der Dionysius-Schule an der Stelle der heutigen Volksbank. Es war die Adresse der Schwestern Martha und Hedwig Reseck aus Calbe. Nach jahrelangem Kontakt durch Briefe und Pakete konnten die Geschwister Reseck in den 70er Jahren als Rentnerinnen aus der DDR ausreisen und Frau Limpinsel und die Familie Bothe in Elsen besuchen. Am Ende des Aufenthalts antworteten sie zur völligen Überraschung der Anwesenden auf die Frage, ob sie nun gleich wieder in die DDR zurückreisen wollten, sie wollten zunächst noch Frau Krebs besuchen, eine ihnen bekannte gebürtige Jüdin, die Pfarrer Mentrop in der NS-Zeit zeitweise im Elsener Pfarrhaus vor ihren Verfolgern versteckt habe. Pfarrer Mentrop hatte darüber zu Lebzeiten offensichtlich nie gesprochen.

Die Quelle unseres Wissens

Nach dem Tode ihrer Schwester im Jahre 1995 bat Frau Bothe die Geschwister Reseck schriftlich um nähere Einzelheiten über das Leben von Frau Krebs und die Hilfe Pfarrer Mentrops für sie. In einem ausführlichen Brief vom 18.6.1995 teilten die Schwestern Reseck dann Folgendes über Frau Liesi (Elise) Krebs mit: Sie habe nach "schwarzer" Flucht der Familie aus der DDR in Lauenau am Deister gelebt und sei von dort im Alter in eine Senioren-Residenz im benachbarten Bad Nenndorf gezogen. Im August 1988 habe man sie zuletzt besucht, Briefe seien später nicht mehr beantwortet worden.

Elise Krebs – ein deutsch-jüdischer Lebenslauf

Dann folgen biographische Angaben: Liesi (Elise) Krebs wurde am 31.12.1902 als Tochter der jüdischen Eheleute Freudenberg in Barby an der Elbe, einer Kleinstadt unweit von Calbe, geboren. Ihre Eltern erzogen Elises Bruder Kurt Freudenberg noch in der jüdischen religiösen Tradition, während Elise, die spätere Frau Krebs, evangelisch getauft wurde und wohl auch zur Konfirmation gegangen ist.

Elise Freudenbergs späteren Mann, Georg Krebs, hatte es zusammen mit seinem älteren Bruder Hans nach dem Ersten Weltkrieg aus dem katholischen Oberschlesien, das bekanntlich nach dem verlorenen Krieg im Versailler Vertrag teilweise Polen zugesprochen wurde, nach Barby verschlagen, wo sie sesshaft wurden. Bis zur NS-Zeit war das Verhältnis beider Brüder gut, dann aber kam es aus politischen Gründen zu einer Entzweiung, weil Hans Krebs dem Nationalsozialismus positiv gegenüberstand, während sein Bruder Georg, schon weil er mit einer Jüdin verheiratet war, ein Nazi-Gegner war.

Die von Georg Krebs gewünschte katholische Eheschließung mit Elise Freudenberg stieß zunächst auf Schwierigkeiten, weil diese zwar getauft war, aber evangelisch. Sie trat dann zum katholischen Glauben über und Pfarrer Mentrop erhielt eine Sondergenehmigung für die Trauung der beiden Brautleute.

Der Drogist Georg Krebs betrieb ein Geschäft im Hause seiner Schwiegereltern Freudenberg in Barby, das in der Nazizeit des öfteren beschädigt wurde. Elises Bruder Kurt Freudenberg wurde von den Nazi-Schergen deportiert und ist wohl in einem KZ umgebracht worden. Auch der Vater sollte abgeholt werden, obwohl er krank im Bett lag. Elise gab vor, ihn anziehen zu wollen, aber er schluckte, wie vorher vereinbart, eine Giftkapsel und starb.

Georg Krebs meldete sich freiwillig zum Militär, in der Hoffnung, dass man seine Frau in Ruhe lassen werde. Doch im Gegenteil forderte man ihn auf, seine Frau sofort zu verlassen, und weil er es nicht tat, wurde er als "nicht wehrwürdig" entlassen.

Liesi Krebs aber wurde in Barby, obwohl sie dort aufgewachsen war und im Ort keine Feindschaften bestanden hatten, von vielen gemieden, ja sogar angepöbel.

In der schlimmsten Zeit lebte sie eine Zeitlang in einem Versteck in Süddeutschland, "welches wohl auch von H. Pfarrer Mentrop besorgt war." Wörtlich heißt es dann weiter in dem brieflichen Bericht der Schwestern Reseck: "Als H. Pfarrer Mentrop dann 1942 nach Elsen ging, ist Frau Liesi Krebs viele Monate in Elsen gewesen. Sie hat es uns selbst erzählt, dass sie nur abends im Dunkeln im Pfarrgarten ein bisschen an die Luft gekom-



Elise Krebs

men ist." "H. Pfarrer hat sich dadurch ja auch in große Gefahr begeben, aber das war eben Herr Pfarrer Mentrop!"

Nachdem die Herren Josef Segin und Heinrich Mersch vom Vorstand des Heimatvereins Elsen durch Frau Bothe von dem Schicksal von Frau Krebs und ihrer Unterstützung durch Pfarrer Mentrop erfahren hatten, hat Herr Mersch 1998 versucht, Frau Krebs zu finden. Durch Telefonate mit Frau Reseck in Calbe und einer von dieser benannten Bekannten von Frau Krebs, Frau Margret Levi in Lauenau, erfuhr er noch Folgendes: Hans Krebs muss Ende der 40-er/Anfang der 50-er Jahre in Lauenau am Deister tödlich verunglückt sein. Die kinderlose Familie Georg Krebs hatte nach dem Zweiten Weltkrieg zu seinen Kindern, ihrer Nichte und ihrem Neffen, wieder Kontakt aufgenommen. Diese hatten nach der Wende ihre Tante auch besucht.

Frau Elise Krebs lebte seit dem 1. April 1990 in der Senioren-Residenz in Bad Nenndorf. Sie war schwerhörig und litt seit "zig Jahren" an der Parkinsonschen Krankheit. Am 13.12.1999 ist sie dort nach Auskunft des Heimleiters hoch betagt im Alter von fast 97 Jahren verstorben. Er charakterisiert sie als eine sehr liebe und bescheidene Person. Ein zunächst von Frau Bothe und Herrn Mersch geplanter Besuch bei ihr war aus Krankheitsgründen unterblieben. Ebenso kam es nicht zu einer Veröffentlichung, weil man meinte, das sei nicht im Sinne des zurückhaltenden Pfarrers Mentrop.

Ein Stück Zeitgeschichte

Inzwischen aber ist der Abstand so groß geworden, dass das damalige Geschehen ein Stück Zeitgeschichte geworden ist, das gerade auch den jüngeren Menschen in Elsen nicht vorenthalten werden sollte.

Außerdem widerspiegelt sich in dem Schicksal von Frau Krebs und ihrer Angehörigen, aber auch in dem Verhalten von Pfarrer Mentrop über den Einzelfall hinaus sehr viel von der allgemeinen deutschen Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, insbesondere von dem leidvollen Los der jüdischen Mitbürger im sogenannten "Dritten Reich". Deutlich wird, wie durch eine verbrecherische Ideologie ein erträgliches Miteinander systematisch zerstört wurde. Verführt durch eine permanente Propaganda, die den Juden als Sündenböcke alles Unheil dieser Welt in die Schuhe schob, kam es zunächst zur gesellschaftlichen Ausgrenzung und Diffamierung der Juden. Wie die Boykottmaßnahmen vom April 1933 und besonders die Zerstörung von Geschäften im Zuge der sogenannten "Reichskristallnacht" am 9. November 1938 zeigen, wurde auch zunehmend massiv versucht, die wirtschaftliche Existenz der Juden zu unterminieren, um ihnen auf diese Weise ein weiteres Leben im Deutschen Reich unmöglich zu machen. Durch die "Nürnberger Gesetze" von 1935 wurden außerdem sogenannte "Mischehen" zwischen Juden und Nichtjuden verboten. Das bot dann die Grundlage dafür, dass auch Druck ausgeübt wurde, bereits bestehende "Mischehen" auseinander zu bringen. Zwei Beispiele mögen die Konsequenzen veranschaulichen: Der Schauspieler Heinz Rühmann ließ sich von seiner jüdischen Frau scheiden, die nach Schweden emigrierte. Der Dichter Jochen Klepper dagegen beging aus Verzweiflung gemeinsam mit seiner jüdischen Frau Selbstmord.

Wenn Georg Krebs trotz massiven Drucks und persönlicher Diskriminierung zu seiner Frau gehalten hat, spricht das sehr für ihn.

Elise Krebs hat an ihrem Vater und ihrem Bruder die äußerste Radikalisierung des nationalsozialistischen Rassenhasses erleben müssen, nämlich die physische Vernichtung in den Konzentrationslagern, der sich der Vater nur durch die Selbsttötung entziehen konnte.

Der Übertritt einer Jüdin zu einer der beiden christlichen Konfessionen war – wie das Beispiel von Elise Krebs zeigt – letztlich auch kein Schutz vor Verfolgung, weil der antisemitische Vernichtungswille nicht religiös, sondern rassistisch motiviert war. Deshalb blieb Frau Krebs schließlich nichts anderes übrig als eine Existenz im “Untergrund” in ständiger Angst um ihr Leben.

Das Beispiel von Pfarrer Mentrop (und auch das seiner Haushälterin und seiner Küchenhilfe, die ja ebenfalls “dichthalten” mussten) macht deutlich, dass es trotz des dauernden Propaganda-Trommelfeuers gegen die Juden und trotz des hohen persönlichen Risikos im “Dritten Reich” Menschen gab, die ihr Leben weiter nach den Grundsätzen der Mitmenschlichkeit und der christlichen Nächstenliebe ausrichteten. Wie groß das Risiko war, lässt sich ermessen, wenn man bedenkt, dass es z.B. im Konzentrationslager Dachau einen eigenen “Priesterblock” gab.

Wer einmal in Jerusalem die zentrale Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem gesehen hat, weiß, dass solcher Menschen in einem “Hain der Gerechten” gedacht wird, einer Allee von Johannisbrotbäumen, einer für jeden, der einem Juden in der Zeit der Verfolgung geholfen hat. Angesichts der ungeheuren Opferzahl sind es wenige, viel zu wenige, aber doch vielleicht noch einige mehr, als wir heute wissen.

Danken möchte ich Frau Erika Bothe für das Einverständnis zur Benutzung der schriftlichen Unterlagen und für mündliche Auskünfte.

Günter Wißbrock

Im Visier der Nazi-Spitzel

Ein Nachtrag zu: Pfarrer Mentrop half einer verfolgten Jüdin im „Dritten Reich“

Unter diesem Titel erschien im letzten Heft der „Elsener Nachrichten“ ein Bericht. Für diejenigen, die ihn nicht gelesen haben, sei er zunächst kurz zusammengefasst: Pfarrer Heinrich Mentrop (1889-1967) hatte nach seiner Versetzung von Calbe an der Saale nach Elsen im Jahre 1942 längere Zeit eine von den Nationalsozialisten verfolgte Jüdin im Elsener Pfarrhaus versteckt. Es handelte sich um Elise Krebs, geborene Freudenberg, die aus einem jüdischen Elternhaus in Barby an der Elbe stammte, aber evangelisch getauft war. Pfarrer Mentrop hatte sie in seiner alten Gemeinde Calbe mit dem katholischen Drogisten Georg Krebs getraut.

Eine weitere Quelle

Den Artikel über diese Ereignisse hatte ich auch Frau Dr. Margit Naarmann in Paderborn zugeschickt, die seit ihrer 1988 erschienenen Doktorarbeit über „Die Paderborner Juden 1802 -1945“ in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Erforschung der regionalen Geschichte der Juden dargestellt hat. Zu meinem Erstaunen übersandte sie mir daraufhin eine Kopie des nebenstehenden Dokuments aus dem Staatsarchiv Detmold, auf das sie während der Quellensuche für ihre Dissertation aufmerksam gemacht worden war.

Absender und Adressat

Um den Stellenwert des vorliegenden Schreibens erfassen zu können, muss man sich zunächst über Absender und Adressat klar werden.

Absender ist, wie ersichtlich, die Hauptaußenstelle Bielefeld des SD, die von einem SS-Obersturmführer geleitet wurde, dessen Rang etwa dem eines Oberleutnants der Wehrmacht entsprach.

Unter dem Kürzel „SD“ verbirgt sich der „Sicherheitsdienst des Reichsführers-SS“, also Heinrich Himmlers. Der SD unterstand Reinhard Heydrich und nach dessen Tod durch ein Attentat in Prag am 4. 6. 1942 ab dem 29. 1. 1943 dem Österreicher Ernst Kaltenbrunner. Ursprüngliche Aufgaben des SD waren die Aufspürung, Beobachtung und Registrierung gegnerischer Positionen und Aktionen innerhalb und außerhalb der NS-Bewegung. Der SD erledigte diese Aufgabe vor allem mit der Auswertung von Spitzel- und Zuträgerberichten, förderte also ein Heer von Denunzianten. Heydrich überzog nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten das ganze Deutsche Reich mit einem Netz von SD-Dienststellen. Sein „Idealziel“, das natürlich nicht erreicht werden konnte, war es, durch umfassende Buchführung praktisch jederzeit über jeden Bewohner Deutschlands sicherheitspolitisch Bescheid zu wissen. Eng war die Zusammenarbeit mit der ebenfalls Himmler und Heydrich unterstehenden „Geheimen Staatspolizei“ (Gestapo), die aufgrund der SD-Berichte immer mehr Menschen verhaftete und in Konzentrationslager einwies.

Vom Anschluss Österreichs (13. 3. 1938) bis zum Überfall auf die Sowjetunion (22. 6. 1941) folgten der vorrückenden Wehrmacht in SD-Uniform die mörderischen „Einsatzgruppen“, insgesamt 3000 Mann, deren wichtigste Aufgabe die systematische Tötung von Juden, kommunistischen Funktionären, Zigeunern und anderen „unerwünschten Elementen“ war. Ihnen fielen allein 1941/42 über eine Million Menschen zum Opfer.

Das Schreiben der SD-Hauptaußenstelle Bielefeld ist gerichtet an das „Reichssicherheits-

hauptamt" (RSHA) in Berlin. Dieses Amt war kurz nach Kriegsbeginn am 27. 9. 1939 ebenfalls unter Leitung Heydrichs und nach seinem Tode Kaltenbrunnners als zusammenfassende Spitzenbehörde für die Tätigkeiten der Sicherheitspolizei (Sipo), die sich aus der Gestapo und der Kriminalpolizei zusammensetzte, und des Sicherheitsdienstes (SD) der SS gebildet worden.

Das Amt III des RSHA unter der Leitung von Otto Ohlendorf, an das das vorliegende Schreiben adressiert ist, hatte als Hauptaufgabe die Beobachtung und Einschätzung der Stimmungslage in Deutschland, die "Meldungen aus dem Reich" für die Partei- und Staatsspitze, für die ein am Ende 30000 Köpfe umfassendes Informantenheer die Details lieferte. Amtschef Ohlendorf wurde nach dem Kriege wegen seiner Verantwortung für die Ermordung von 90000 Menschen als Leiter einer "Einsatzgruppe" in Nürnberg zum Tode verurteilt. Die Abteilung III B seines Amtes war für Volkstums- und Rassenfragen, die Abteilung III C, an die ein Doppel des Schreibens ging, war für die Überwachung des kulturellen und religiösen Bereichs zuständig.

Zeitliche Einordnung des Dokuments

Ein weiterer Ansatz zum besseren Verständnis des vorliegenden Schreibens ist seine Einordnung in den zeitlichen Zusammenhang.

Dem Tag seiner Absendung, dem 24. Februar 1943, war drei Wochen vorher die Katastrophe der deutschen 6. Armee in Stalingrad vorausgegangen, die sich im Nachhinein als die entscheidende Kriegswende herausstellen sollte. Am 18. Februar hatte Reichspropagandaminister Goebbels daraufhin in seiner berühmten Berliner Sportpalast-Rede versucht, den Stalingrad-Schock zur Mobilisierung der letzten Kräfte zu nutzen und den "totalen Krieg" erklärt.

Bereits ein Jahr früher, am 20. Januar 1942, war auf der "Wannsee-Konferenz" in Berlin unter Heydrichs Leitung die "Endlösung der Judenfrage" beschlossen worden. Der systematische Völkermord an den Juden wurde von der Abteilung IV B 4 des Reichssicherheitshauptamtes unter Adolf Eichmann organisiert.

Zum Inhalt des Schreibens

Das Schreiben wurde also in der Phase der extremsten Radikalisierung des Nationalsozialismus abgesandt und an das Amt, in dem die Fäden des Überwachungs- und Unterdrückungsapparates des NS-Regimes zusammenliefen, gerichtet.

Es zeigt, dass Frau Elise Krebs längst ins Visier des SD und der Gestapo geraten war und dass man in Paderborn und in ihrer Heimatstadt Barby Daten über sie gesammelt hatte. Der oben skizzierte Kontext macht unmissverständlich deutlich, dass sie in größter Lebensgefahr gewesen wäre, wenn man sie aufgefunden hätte.

Das gleiche gilt aber auch für den Geistlichen, der die Taufe von Frau Krebs vorgenommen hatte, bei dem es sich höchstwahrscheinlich um Pfarrer Mentrop handelte, der erst zwei Monate vorher, am 19. April 1942, in seine Elsener Pfarrstelle eingeführt worden war. Wenn sich herausgestellt hätte, dass er die Jüdin nicht nur getauft, sondern sie im Pfarrhaus verborgen hatte, wäre wohl auch für ihn die Einweisung in ein Konzentrationslager die Folge seines mitmenschlichen Verhaltens gewesen.

Etwa 60 % des Klerus der Erzdiözese Paderborn haben in der NS-Zeit Repressalien erlitten, abgestuft von Warnungen über Verhöre, Geldstrafen, Rede-, Aufenthalts- und Betätigungsverbote bis zur Festnahme und sogenannter Schutzhaft.

Einige Fragen, die man sich heute stellt, müssen offen bleiben: Woher hatte der SD seine Informationen über einen internen kirchlichen Vorgang? Warum wurde Elise Krebs

- wenn die Angaben des Schreibens zutreffen – nicht in Elsen, wo sie sich aufhielt, sondern im Dom getauft? Etwa zur Tarnung? Ein Nachweis über die Taufe von Frau Krebs ist leider nicht vorhanden, weil das Taufregister des Jahrgangs 1942 der Domgemeinde im Zweiten Weltkrieg verbrannt ist.

Typisch ist der letzte Satz des Schreibens: Die Entscheidung eines einzelnen Geistlichen wird verallgemeinert als Vergehen der gesamten Katholischen Kirche hingestellt. Mit dem sprachlichen Bild vom "Dolchstoß in den Rücken des Führers" wird bewusst ein Vokabular aufgegriffen, das gerade in rechtsextremen Kreisen einen ganz besonderen Beigeschmack hatte: Die "Dolchstoßlegende" besagte, dass der Erste Weltkrieg für das Deutsche Reich nicht durch das Militär an der Front verloren worden sei, sondern durch die vor allem von Sozialdemokraten getragene Revolution in der Heimat im November 1918. Folgerichtig wurden die Träger der Revolution, darunter später führende Politiker der Weimarer Republik, als "Novemberverbrecher" verunglimpft.

Wenn in dem Schreiben des SD das bekannte Bild vom "Dolchstoß" wieder aufgegriffen wird, soll die Taufe der Jüdin Elise Krebs also als ein hinterhältiges Verbrechen der Katholischen Kirche gegen die allein gültige nationalsozialistische Weltanschauung und ihren obersten Repräsentanten, den "Führer" Adolf Hitler, hingestellt werden. Anders ausgedrückt: Die Haltung der Kirche aufgrund ihres Selbstverständnisses als eine für alle Menschen ehrlichen Glaubens durch den Taufakt offene Institution wird also von dem nationalsozialistischen Regime als offensiv ausgerichtete, mit aktivem Widerstand vergleichbare Gefolgschaftsverweigerung gegenüber dem "Führer" bewertet.

Hier wird der Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus deutlich. Ebenso klar wird aber auch, dass die christliche Auffassung von der gleichen Würde aller Menschen vor Gott ohne Unterschied der Rasse völlig unvereinbar ist mit einer Ideologie, die zwischen einer zur Alleinherrschaft bestimmten Herrenrasse und zu vernichtenden "Untermenschen" unterscheidet.

Fazit

Das vorliegende Dokument zeigt, dass die Gefahr für Frau Krebs und Pfarrer Mentrop nicht eine irgendwie abstrakte und allgemeine war, sondern dass die tödliche Bedrohung sehr konkret war. Anschaulich wird auch, welcher Grad von Gemeinheit dazugehörte, sich angesichts der drohenden Folgen für die Opfer als Spitzel für ein solches System herzugeben. Möglich ist allerdings ebenso, dass der SD die Kenntnisse von seinem Informanten durch Druck und Erpressung erlangt hat.

Günter Wißbrock

Der Kirchenmaler Heinrich Repke (1877 - 1962)

Er schuf die Bilder des heutigen Hauptaltars
und einen Kreuzweg für die St. Dionysius-Kirche

Neugotik und Historismus

Die Gotik, der beherrschende Stil in Kunst und Architektur des späten Mittelalters, wurde zwar in den Zeiten der Wiederbelebung antiker Kunstformen, also in der Renaissance des 16. und dem Klassizismus des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, abgelehnt oder gar verachtet. Dennoch erwies sie sich als erstaunlich vital. So finden sich erste Rückgriffe auf gotische Formen, also auf den Architekturstil aus vorreformatorischer Zeit, bereits im späten 16. und im 17. Jahrhundert im Dienste der Gegenreformation in den Kirchenbauten der Jesuiten. Ein gutes Beispiel dafür ist das Deckengewölbe der Paderborner Marktkirche, der ehemaligen Jesuitenkirche, die in den Jahren 1682-86 erbaut worden ist.

Goethes enthusiastisches Lob für das gotische Straßburger Münster in seinem Aufsatz "Von deutscher Baukunst" (1772) bereitete die umfassendere Rückbesinnung auf das Mittelalter und seine Kunst in der Zeit der Romantik im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert vor. Die Folge war einerseits die Vollendung im Mittelalter Fragment gebliebener Bauten, wie etwa des Kölner Doms in den Jahren 1842 – 1880, andererseits die Entstehung der Neugotik. Das heißt, viele repräsentative Neubauten, vor allem Rathäuser, Schlösser und Kirchen, entstanden in gotisierendem Stil. Beispiele sind etwa die Rathäuser in München und Wien oder das Parlamentsgebäude in London.

In den katholischen Regionen Deutschlands setzte sich sogar weitgehend der Gedanke durch, gotische oder – in geringerem Maße – auch romanische Formen seien die eigentlich angemessenen Stile für den Bau von Kirchen und ihre Innenausstattung. Im späten 19. Jahrhundert kam es gerade wegen der Anfeindung der katholischen Kirche im sogenannten "Kulturkampf" zu einer bedeutenden Erneuerung und Festigung der Kirche. Zugleich waren auch die erhebliche Bevölkerungsvermehrung und die Binnenwanderung in die Großstädte im Zeitalter der Industrialisierung Gründe dafür, dass es zu einer Fülle an – zum großen Teil heute noch vorhandenen - Kirchenneubauten in neugotischem oder manchmal auch neoromanischem oder sogar neobarockem Stil kam. So ist es auch nicht verwunderlich, dass sich der spätere Diözesanbaumeister Clemens August Uhlmann 1851 entschloss, den Neubau des Elsener Kirchenschiffs als dreischiffige neugotische Hallenkirche zu planen, und dass der Erweiterungsbau des Architekten Franz Mündelein in den Jahren 1925/26 im Bereich des Querschiffs und des Chores ebenfalls in neugotischen Formen gestaltet wurde.

Den gleichzeitigen Rückgriff auf mehrere historische Stile vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und oft darüber hinaus bezeichnet man in der Kunstgeschichte als "Historismus". Neben begeisterten Befürwortern des historistischen Stilpluralismus fanden sich auch bald vehemente Gegner; die ästhetischen Werturteile schwankten zwischen Achtung und Ächtung. Der häufigste Vorwurf war der Mangel an Originalität und Kreativität. Das heißt, man bemängelte, dass der Historismus sich in der Nachbildung von Überliefertem erschöpfe, statt Eigenes, Neues, Zeitgemäßes zu schaffen. Weiter kritisierte man den Eklektizismus, also das Aufgreifen und Vermischen von Formelementen verschiedener Stilepochen. Oft hieß es auch, die virtuelle Kenntnis vergangener Kunsttechniken, die meist durch Musterbücher vermittelt wurde, habe z. B. an Altären zu schematischer, übertriebener Anwendung von Spitzbögen, Fialen und hochgestelzten

Baldachinen, aber auch zu einem Übermaß an Vergoldung geführt. Diese Kritik, verbunden mit einem allgemeinen Stil- und Geschmackswandel, führte bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts dazu, dass viele sakrale Kunstgegenstände aus der Zeit der Neogotik rigoros aus den Kirchen entfernt wurden.

Aus zwei Gründen ist das "Klima" gegenüber diesem Stil heute jedoch günstiger geworden. Erstens hat man erkannt, dass auch neogotische Kirchen mit ihrem Inventar ursprünglich als "Gesamtkunstwerk" gedacht waren, dass also z. B. Altäre, Beichtstühle und Glasfenster die gleichen gotischen Formelemente aufgriffen wie die Architektur der Kirche. Gerade in der Elsener St. Dionysius-Kirche lässt sich das beobachten. Konsequenterweise dürfen deshalb Eingriffe in das Ensemble der Inneneinrichtung nur sehr behutsam vorgenommen werden. Ein Beispiel ist die Paderborner Herz-Jesu-Kirche. Hier hatte man nach dem Zweiten Weltkrieg im Chor zuerst einen sehr klotzig wirkenden neuen Altar des Paderborner Bildhauers Rikus aufgestellt, hat ihn aber inzwischen wieder durch einen filigraneren neugotischen ersetzt, der viel besser zum gesamten Raumgefüge der Kirche passt.

Zum anderen ist in der neueren kunstgeschichtlichen Literatur deutlich die Tendenz zu spüren, den Akzent eher auf das Sammeln, Registrieren, Beschreiben und Bewahren der künstlerischen Schöpfungen vergangener Epochen zu setzen und sich mit zwischen "schön" und "scheußlich" schwankenden ästhetischen Werturteilen zurückzuhalten, auch wenn man sich des großen Unterschiedes im künstlerischen Stilempfinden und in den Frömmigkeitsformen sehr wohl bewusst ist. In die gleiche Richtung führt auch das Projekt der Kunstinventarisierung im ganzen Erzbistum Paderborn, das vom Erzbischöflichen Diözesanmuseum in Angriff genommen worden ist.

Die „Wiedenbrücker Schule“

In unserer Nachbarstadt Wiedenbrück bildete sich im späten 19. Jahrhundert eine ganze Kolonie von Künstlern und Kunsthandwerkern, deren Ziel vor allem die Innenausstattung der neugotischen Kirchen war. Hunderte von Kirchen in Westfalen und oft erheblich darüber hinaus bis nach Übersee sind bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von Wiedenbrücker Künstlern mit Altären, Kanzeln, Beichtstühlen, Kommunionbänken, Skulpturen, Gemälden und Kreuzwegen beliefert worden. Die meisten von ihnen hatten sich spezialisiert, etwa als Kunsttischler und Altarbauer, als Bildhauer, Ornamentiker, Vergolder oder Maler. Die verschiedenen Werkstätten arbeiteten aber gerade deshalb in arbeitsteiliger Weise in harmonischem Miteinander eng zusammen.

Franz Anton Goldkuhle (1827 – 1906) war der erste Wiedenbrücker Kunsthandwerker, der sich auf kirchliche Inneneinrichtungen spezialisierte. Er beschäftigte eine ganze Reihe Angestellte, von denen sich einige dann selbst wieder selbständig machten. Neue Werkstätten kamen hinzu, so dass sie schließlich am Ende des Jahrhunderts über die ganze Stadt verteilt waren.

Der Kirchenmaler Heinrich Repke

Der auch für die Elsener Kirche tätige Kirchenmaler Heinrich Repke wurde am 31. 3. 1877 in Werne an der Lippe geboren. Nach der Volksschule absolvierte er seit 1891 eine vierjährige Lehrzeit als Dekorationsmaler im Wiedenbrücker Atelier Franz Georg Goldkühles, der ein Großneffe des Begründers der "Wiedenbrücker Schule", Franz-Anton Goldkuhle, war. Nach weiterer vierjähriger Tätigkeit in dieser Werkstatt, in der er zusätzlich eine Ausbildung als Bildnismaler machte, besuchte er die Kunstakademie in Düsseldorf, musste das Studium aber bereits nach einem halben Jahr beenden, weil

sein Lehrmeister Franz Georg Goldkuhle starb und er dessen nicht zu Ende geführte Werke vollenden musste. Nach seiner zweijährigen Militärzeit arbeitete er wieder im Atelier Goldkuhle und bildete sich auf mehreren Studienreisen weiter. 1907 machte er sich in Wiedenbrück mit einem Atelier für Kirchenmalerei selbständig.

Seine Werke gelangten in weite Teile der Welt, in die Niederlande, die Schweiz, nach Frankreich, Italien, in die USA, nach Brasilien und China. Repkes umfangreiches Werk umfasst nicht allein Kirchenausmalungen und Gemälde mit christlichen Motiven, wie Altarbilder und Kreuzwegstationen, sondern auch Stilleben, Porträts und Landschaftsmalerei. In den zwanziger Jahren wurde Repke der wohl führende Kirchenmaler Westfalens und beschäftigte zeitweilig bis zu fünfundzwanzig Mitarbeiter.



*Heinrich Repke:
Selbstportrait vor der Staffelei (1937)*

Allein etwa dreißig gemalte Kreuzwege mit jeweils vierzehn Stationsbildern entstanden unter seiner Leitung. Viele seiner Kirchengemälde sind entweder im Zweiten Weltkrieg zerstört oder in den Jahren nach 1945 entfernt oder übermalt worden. Aber in unmittelbarer Nähe zu Eisen ist in der Gesamtausmalung der St. Nikolaus-Kapelle des Salvator-Kollegs in Hövelhof-Klausheide aus dem Jahre 1926 das am besten erhaltene Beispiel der Kirchenmalerei Heinrich Repkes vollständig überliefert und der Öffentlichkeit zugänglich. Nach dem Zweiten Weltkrieg wandte er sich mehr der profanen Malerei zu. Bis zu seinem Tode am ersten Weihnachtstage 1962 blieb Heinrich Repke in seiner zweiten Heimat Wiedenbrück.

Zwei von Repkes Bildern haben eine besondere Breitenwirkung gehabt. Sein Rundgemälde "Kinder an der Krippe" aus dem Jahre 1938 wurde 1985 vom Kinderhilfswerk der UNICEF als Kunstpostkarte herausgebracht und in hoher Auflage verkauft. Ein zunächst für eine Kapelle einer deutschen Adelsvilla gemaltes Bild Marias als "Frau aller Völker" wird nach den Erscheinungen der niederländischen "Seherin" Ida Peerdeman heute in Amsterdam hoch verehrt.

Ein Besuch im Hause Repke

Am Samstag, den 10. Juli 2004, hatte das Kirchliche Bildungswerk Delbrück zu einem Besuch im Hause Repke in Wiedenbrück eingeladen. Das 1907 von Heinrich Repke erbaute Haus mit einem Atelieranbau wirkt zunächst eher unscheinbar. Betritt man es aber, ist man überwältigt von der Fülle an Kunstwerken, die in allen Räumen des Hauses kaum einen Platz an der Wand freilassen.

Freundlich empfangen wurden wir von Heinrich Repkes Sohn, dem 93jährigen Willi Repke, und seiner Frau. Willi Repke, der als Maler in die Fußstapfen seines Vaters getreten ist, strahlt angesichts seines hohen Alters eine ganz erstaunliche körperliche und geistige Frische aus und greift auch heute noch manchmal zum Pinsel.

Nach der praktischen künstlerischen Ausbildung beim Vater schloss er ein Studium an den Kunstakademien in Kassel, München und Florenz sowie weitere längere Studienaufenthalte in Brüssel und Kopenhagen an. Besonders beeinflusst ist er durch den französischen Impressionismus.



Willi Repke: Blumenstilleben (1995)

Sein umfangreiches Werk, das auch auf vielen internationalen Ausstellungen gezeigt wurde, umfasst unter anderem Ölbilder, Zeichnungen, Aquarelle und Grafik. Motive sind vor allem Porträts, Landschaften und Blumenstilleben.

Auch sein Sohn, Willi Repke jun., geboren 1955, begrüßte uns. Im Hauptberuf Sonderschullehrer an der Westfälischen Schule für Blinde und Sehbehinderte in Bielefeld, hat er sich auf Glaskunst spezialisiert und sich dafür in seinem Elternhaus an der Wiedenbrücker Hauptstraße 24 ein eigenes Atelier eingerichtet. Er stellt Glasbilder her, gestaltet Fensterflächen und Türen, entwirft und fertigt bewegliche Glaselemente auf Federstahl und entwickelt Außeninstallationen aus Stahl und Glas.

In der dritten Generation entstehen also seit 1907, höchstens unterbrochen durch Kriegs- und Militärzeiten, in dem fast hundertjährigen Künstlerhaus Kunstwerke.

Die Elsener Altarbilder

Über die Stiftung des heutigen Elsener Hauptaltars findet sich eine Notiz im Protokollbuch des Kirchenvorstandes. Dort heißt es zu der Kirchenvorstandssitzung vom 2. 5. 1933:

„Die Geschwister Anna Lengeling und Maria Legge, geb. Lengeling, schenkten aus dem Nachlass ihrer verstorbenen Schwester Wilhelmine Lengeling der Kirche einen Rosenkranzaltar. Der Kirchenvorstand nahm das Geschenk dankend an. Er beschloss, dass für Wilhelmine Lengeling (gestorben 14. August 1932 in Haspe) jährlich ein Seelenamt gehalten werden soll auf dreißig Jahre, womöglich am Todestage. Die Kosten sollen jedes Mal aus der Kirchenkasse bestritten werden.“

Ein Photo des Chores der Kirche aus dem Jahre 1924, also vor dem Umbau der Jahre 1925/26, zeigt noch den alten neugotischen Hochaltar, der von 1856 bis 1963 in der



Heinrich Repke (rechts) und seine Mitarbeiter im Atelier (um 1919). Links oben die Elsener Rosenkranzmadonna.

Kirche gestanden hat. Wenn man genau hinsieht, macht man eine interessante Entdeckung: Am linken Chorpfeiler ist schon das mittlere Bild des heutigen Hauptaltars (Die Muttergottes spendet Dominikus den Rosenkranz) zu sehen, nicht aber die beiden anderen Bilder. In einem Katalog zu einer Repke-Ausstellung in der Volksbank Paderborn im Jahre 1996 wird ein weiteres Photo um das Jahr 1910 datiert. Man sieht auf ihm Heinrich Repke und zwei seiner Mitarbeiter im Atelier bei der Arbeit, von

denen offensichtlich einer das spätere Elsener Bild der Rosenkranzmadonna auf seiner Staffelei hat. Im gleichen Katalog wird eine Vorzeichnung Repkes in Kohle und schwarzer Kreide zum linken Bild des heutigen Hauptaltars, der Heimsuchung Mariens, erst auf die Jahre um 1930 datiert.

Aus diesen Indizien lässt sich folgende Vermutung anstellen: Offensichtlich ist das Elsener Bild von der Rosenkranzspende schon um 1910, also vor dem Ersten Weltkrieg, entstanden und einzeln in der Kirche aufgehängt worden. Später ist es dann, ergänzt um die beiden weiteren Bilder, in den von den Geschwistern Lengeling 1933 gestifteten Rosenkranzaltar eingefügt worden, der zunächst als Seitenaltar diente. Nach dem Abbruch des alten Hochaltars füllte die Lücke zuerst nur ein Kreuz. Erst als dann der heutige Marienaltar erworben wurde, rückte der Rosenkranzaltar als neuer Hauptaltar in die Mitte des Chores. Alle drei in den überreich mit vergoldeten gotisierenden Formelementen geschmückten Altaraufsatz eingepassten Bilder haben als Motiv biblische und legendäre Szenen aus dem irdischen und himmlischen Leben Marias, die Repke in ihrem weiten, faltenreichen blauen Obergewand und dem roten Untergewand in den seit Jahrhunderten traditionellen Farben dargestellt hat und die er durch ihre Körpergröße und ihre Positionierung auf den Bildern deutlich als die gegenüber den anderen Personen ranghöchste und beherrschende Person hervorhebt.

Der linke Flügel des Triptychons zeigt die sogenannte "Heimsuchung Marias": Der Erzengel Gabriel hat Maria verkündet, dass sie den Sohn Gottes gebären wird, und sie hat sich einige Tage später in das Bergland von Judäa aufgemacht, um ihre Verwandte Elisabeth, die mit Johannes ebenfalls schwanger ist, zu besuchen.

Repke lässt die Szene der Begegnung auf einem steinigen Weg vor den Bergen im Hintergrund und dem durch Säulen am rechten Bildrand angedeuteten Haus des Ehepaares Elisabeth und Zacharias spielen. Ein Wanderstab in der linken Hand Marias deutet an, dass sie gerade angekommen ist. Durch den Gestus der anderen Hand wird der Gruß Marias für Elisabeth veranschaulicht. Der hellgelbe Ton von Elisabeths Gewand hebt sich deutlich von dem tiefblauen Obergewand Marias ab. Beide Frauen blicken sich an, aber während Maria ihren Kopf zu Elisabeth herabbeugt, ist Elisabeth auf die Knie gesunken und hat die Hände zum Gebet erhoben. Gebet und Kniebeuge gelten als huldigende Handlungen dem Gottessohn unter



Heinrich Repke: Heimsuchung Mariens (Vorzeichnung zum Altargemälde in St. Dionysius, Elsen). Um 1930.



Heimsuchung Mariens (linker Altarflügel)

Marias Herzen. Auf einem Stein neben Elisabeth liegt ein aufgeschlagenes Buch, vielleicht ein Hinweis darauf, dass sich in dem gegenwärtigen Geschehen Prophezeiungen des Alten Testaments erfüllen.

Darstellungen der Begegnung der beiden Frauen mit einer Kniebeuge Elisabeths sind schon seit dem späten Mittelalter und der Renaissance bekannt. Das Motiv ist sehr häufig, und zwar auch von berühmten Malern, wie Giotto, Ghirlandaio, Raffael, Holbein, Altordfer und Rubens, gestaltet worden.

Nicht zufällig sind am rechten Bildrand Lilienblüten und ein Rosenstock zu entdecken. Beide Blumen haben einen symbolischen Bezug zu Maria. Das wird noch heute beim Singen des Marienliedes "Meersterne, ich dich grüße" deutlich, das die Muttergottes in ihrer jungfräulichen Reinheit und Schönheit als "Lilie ohnegleichen" und "Rose ohne Dornen" preist. Beide Frauen haben um den Kopf einen Heiligenschein, wodurch ihre Rolle im Heilsplan Gottes veranschaulicht wird.



Aufnahme Mariens in den Himmel (rechter Altarflügel)

Das rechte Altarbild zeigt die Aufnahme Mariens in den Himmel. Ein steinumrahmtes Rechteck, über dessen Rand Tücher gelegt sind, deutet Marias Grab an, aus dem sie auf einer Wolke nach oben entschwebt. Auch aus dem leeren Grab sprießen die Symbolpflanzen Lilie und Rose empor. Blätter und Blüten sind darüber hinaus teils über die vordere Randmauer des Grabes verstreut, teils schweben sie unterhalb der Gottesmutter in der Luft. Das knüpft an die Legende an, dass nur Rosen im Grab zurückgeblieben seien, als Maria in den Himmel aufgefahren sei. Traditionell versinnbildlichen außerdem die roten Rosen die Freuden und die weißen die Leiden Marias.

Zu ihren beiden Seiten fliegen jeweils zwei Engel und verstärken mit ihren nach oben gerichteten Augen und den zum Gebet bzw. zum Empfang erhobenen Händen die der Thematik angemessene vertikale, aufschwebende Tendenz des Bildes. Weiter oben wird die himmlische Sphäre noch durch zwei puttenartige Engel, von denen im Gewölk nur die Köpfe und je ein Flügel zu sehen sind, mit Leben erfüllt.

Der Maler Repke konnte auch bei der Gestaltung dieser Szene auf sehr berühmte Vorbilder zurückgreifen (Dürer, Tizian, Raffael, Rubens).

Das mittlere, größte der drei Bilder zeigt Maria in ihrem Zustand nach der Aufnahme in den Himmel: Nun ist sie die auf einer Wolke thronende, in ihrer Würde durch Szepter und Krone gekennzeichnete Himmelskönigin. Die Farben ihres jetzt mit einer kostbaren Perlenborte umrandeten Gewandes wirken im Himmelslicht heller als zuvor. Auf ihrem Schoß sitzt das Jesuskind, dessen Hände zum Segens- und Willkommensgestus bewegt sind.



Maria als die Himmelskönigin spendet Dominikus den Rosenkranz (mittleres Altarbild)

Maria lässt mit der linken Hand einen Rosenkranz in die zum Empfang geformten Hände des heiligen Dominikus, des Gründers des Dominikanerordens, gleiten, der zu ihr aufblickend vor ihr kniet. Durch die Tonsur und sein Ordenshabit, die weiße Tunika und den schwarzen Kapuzenmantel, ist er als Dominikanermönch erkennbar. Durch die Verbindung von himmlischer und irdischer Sphäre, von gebender Geste Marias und empfangender des Dominikus entsteht ein Bildaufbau entlang einer Diagonale von links oben nach rechts unten. Genau im Schnittpunkt mit der zweiten Diagonale ist der Rosenkranz positioniert, so dass deutlich wird, was das zentrale Motiv des Bildes ist. Der Gefahr, dass rechts oben eine größere Freifläche bleiben könnte, entgeht Repke auf geschickte Weise. Er lässt neben dem Kopf Marias und über dem des Dominikus – wie auf dem Nachbarbild – zwei puttenähnliche kleine Engel auf einer Wolke schweben. Sie halten ein Kästchen in der Hand, über dessen Rand ein zweiter Rosenkranz herunterhängt. Dadurch betont er noch einmal, dass der Rosenkranz und dessen himmlische Herkunft das zentrale Thema des Bildes sind. Zugleich wird deutlich, dass die Rosen auf den anderen beiden Bildern nicht nur allgemeine Mariensymbole sind, sondern auch schon Hinweise auf das Hauptmotiv des Rosenkranzes und seinen Ursprung in Maria. Die fälschliche Zuschreibung des Rosenkranzes an den Ordensstifter Dominikus geht auf den Dominikaner Alanus de Rupe (gestorben 1495) zurück. Die Legende besagt, Maria sei dem heiligen Dominikus in einer Vision erschienen, in der sie ihm den bis dahin noch unbekanntem Rosenkranz übergeben habe und ihn unterwiesen habe, wie man damit beten könne. Ein Namensvetter, der Trierer Kartäuser-Novize Dominikus von Preußen (gestorben 1460), hat dagegen eine bedeutende Rolle in der allmählichen Herausbildung des Rosenkranzes zu seiner heutigen Form gespielt, weil er als erster die Reihe der Ave Maria-Gebete mit Betrachtungen zum Leben Jesu verknüpfte. Bilder der Rosenkranzspende durch Maria und das Jesuskind an den heiligen Dominikus gibt es bereits seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, besonders nach der Gründung der ersten Rosenkranzbruderschaft in Köln im Jahre 1475. Das berühmteste stammt von Tintoretto.

Ein Kreuzweg im Verborgenen

Heinrich Repke hat für die Elsener Kirche noch einen zweiten Auftrag erledigt: 14 großformatige (1m mal 1,10m) auf Zinkblech gemalte, Holzgerahmte Kreuzwegstationen. Da in den siebziger Jahren im Zuge der Kirchenrenovierung die Orgel aus dem Turm in das Kirchenschiff verlegt wurde, fehlte es an Platz für die Bilder. So wurden sie abgenommen, auf dem Vikarieboden gelagert und durch den von Pfarrer Kämpchen erworbenen geschnitzten heutigen Kreuzweg unbekannter Herkunft ersetzt. In den achtziger Jahren sind sie dann durch die Schützen in die Turmstube, die frühere Glockenstube, verbracht worden. Sie sind heute dort aufgehängt und veranschaulichen noch jetzt in lebhaften Szenen vor leicht ornamentiertem dunklem Hintergrund die Stationen des Leidens Christi. Zwar sind sie etwas nachgedunkelt, aber im ganzen doch relativ gut erhalten. Vor einigen Jahren erbat sie sich Herr Willi Repke sen. als eventuelle Leihgabe für eine andere Kirche. Sie erwiesen sich aber als zu groß. So führen sie bis heute in der Turmstube ein für die Öffentlichkeit weitgehend verborgenes Schattendasein. Eigentlich schade...!

Herrn Dechant Wollweber und Herrn Wilhelm Wurtinger danke ich für freundliche Auskünfte.

Günter Wißbrock

Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1626 – 1683) und Elsen – Die Aliso-Legende in Wort und Bild

Der Forschungsstand

Vom 18. September 2004 bis zum 9. Januar 2005 erinnerten zwei Ausstellungen im Erzbischöflichen Diözesanmuseum in Paderborn und im Museum im Marstall in Schloß Neuhaus an Ferdinand II. von Fürstenberg, Fürstbischof von Paderborn (1661 -1683) und später auch von Münster (1678 -1683).

Anlass für dieses Gedenken war das Erscheinen des Buches von Jörg Ernesti, "Ferdinand von Fürstenberg (1626 -1683). Geistiges Profil eines barocken Fürstbischofs", einer Mainzer Habilitationsschrift, die die ungeheure Fülle des überlieferten Quellenmaterials gezielt wissenschaftlich auswertet. Zusätzlich wurde von Norbert Börste und Jörg Ernesti ein umfangreicher Forschungsband zur Ausstellung unter dem Titel "Friedensfürst und Guter Hirte" herausgegeben, in dem zahlreiche Wissenschaftler Teilaspekte von Leben und Wirken Ferdinands und seines Umfelds behandeln.

Außerdem ist in den letzten Jahren auch das Werk der beiden Hofmaler des Fürstbischofs, Carl Fabritius und Johann Georg Rudolphi, näher erforscht worden. Insgesamt sind durch diese intensiven Forschungen so viele neue Erkenntnisse gewonnen worden, dass sich auch ein erneuter Blick auf die in den Grundzügen in Elsen längst bekannte besondere Beziehung des Fürstbischofs zu unserem Heimatdorf lohnt.

Der Werdegang des Fürstbischofs

Warum Ferdinand ein weit über seine bischöflichen Verpflichtungen hinausgehendes Interesse an dem unweit seiner Residenz in Schloß Neuhaus gelegenen Bauerndorf Elsen hatte, lässt sich nur verstehen, wenn man sich seinen Werdegang vor Augen führt.

Ferdinand wurde am 21. 10. 1626, also während des Dreißigjährigen Krieges, im sauerländischen Bilstein geboren. Er entstammte einem der einflussreichsten Adelsgeschlechter des kurkölnischen Westfalens. Mit seinem Großonkel Dietrich (Theodor) hatte die Familie von 1585 bis 1618 schon einmal einen bedeutenden Fürstbischof von Paderborn gestellt, an den in Paderborn noch heute das nach ihm benannte Gymnasium Theodorianum und sein gewaltiges Grabmal im Dom erinnern.

Ferdinand, der von Jugend an für den geistlichen Stand ausersehen war, erwarb sich durch den Besuch des Jesuitengymnasiums in Siegen und anschließend der Jesuitenhochschule in Paderborn die Grundlagen einer gediegenen Bildung, vor allem auch hervorragende Lateinkenntnisse. 1646 musste er jedoch zur weiteren Ausbildung nach Münster ausweichen, weil im Zuge des Kriegsgeschehens die Schweden Paderborn besetzten.



Ferdinand von Fürstenberg; Marmorbrustbild von Johann Mauritiz Gröninger

In Münster kam es zu der wichtigen Begegnung, die Ferdinands gesamtes weiteres Leben entscheidend prägen sollte. Er lernte den päpstlichen Gesandten Fabio Chigi kennen, der die Interessen des Vatikans beim Westfälischen Friedenskongress in Münster vertrat.

Nach dem Friedensschluss von 1648 studierte Ferdinand Rechtswissenschaften in Köln.

1652 folgte er dann der Einladung Fabio Chigis, der inzwischen zum Kardinalstaatssekretär aufgestiegen war, nach Rom. Hier machte er im Umkreis seines gebildeten und kunstsinnigen Mentors Chigi die Bekanntschaft zahlreicher bedeutender Gelehrter und wurde zum Vorsteher der führenden gelehrten Akademie gewählt. Unmittelbar nach der Wahl seines Freundes Fabio Chigi zum Papst als Alexander VII. ernannte ihn dieser zu einem seiner vier Geheimen Kammerherren.

In den neun Jahren seines römischen Aufenthalts schrieb Ferdinand lateinische Gedichte und betrieb intensiv historische Studien, und zwar als Vorarbeiten für seine späteren regionalgeschichtlichen Veröffentlichungen. Dazu war er auch deshalb in der Lage, weil er zu dem sehr kleinen Kreis gehörte, dem der Zugang zu den reichen Beständen der Vatikanischen Bibliothek gewährt wurde. Hier zeigt sich ein besonderer Charakterzug Ferdinands: Er vereinigte in sich weltkirchliche Weite des Denkens und



Papst Alexander VII. (Fabio Chigi); Ölgemälde von Carlo Maratta

Interesses mit starker Heimatverbundenheit. 1659 wurde er zum Priester geweiht und 1661 musste er Rom verlassen, weil er in Abwesenheit zum Paderborner Bischof gewählt worden war. Ab 1667 war er auch Koadjutor des Münsteraner Bischofs Christoph Bernhard von Galen, dessen Nachfolger er 1678 wurde. So stand er bis zu seinem Tode an einem Steinleiden im Jahre 1683 gleichzeitig zwei Bistümern vor.

Die "Monumenta Paderbornensia"

1669 hatte Ferdinand als Ergebnis seiner historischen Studien die "Monumenta Paderbornensia" (Denkmale des Paderborner Landes) veröffentlicht. Inhalt des Buches sollte, wie der Autor in seiner Vorrede selbst schreibt, die Darstellung der "vortrefflichen Denkmale" seiner Diözese sein, "welche wir aus der römischen, fränkischen und sächsischen Geschichte erforscht haben."

Das Werk ist so aufgebaut, dass Ferdinand seinen Lesern 24 Sehenswürdigkeiten, meist geschichtlich bedeutende Stätten, jeweils in einem Gedicht vorstellt, auf das anschließend eine auf den Quellen und der damaligen historischen Fachliteratur beruhende Erörterung zu den betreffenden Orten und Ereignissen folgt.

Thematisiert werden das Römerkastell Aliso, die Lippequellen, die Schlacht im Teutoburger Walde, die Emsquellen, die Stadt Delbrück, die Weser, der Ort Rehme, die Eresburg, der Brunsberg, Boke, der Desenberg, die Paderquellen, die Stadt Lügde, die Trophäen Karls des Großen, Herstelle, die Wewelsburg, die Senne, Quellen in Altenbeken,

Schmechten und Driburg und die sauerländische Oldenburg, der erste Sitz des Geschlechtes der Fürstenberger.

Das Kastell Aliso

In unserem Zusammenhang interessieren vor allem Ferdinands Ausführungen über das Römerkastell Aliso, das er mit Elsen gleichsetzt, und über den gleichnamigen Fluss, den er als die Alme identifiziert. Wohl nicht zufällig ist das Aliso-Kapitel das erste des ganzen Buches. Hier geht es nämlich geradezu idealtypisch um einen geschichtlichen Ort, wie er Ferdinand interessiert: Er ist ein Schauplatz der großen römischen Weltpolitik, wie sie in unseren heimatlichen Raum ausgegriffen hat, und er wird von Ferdinand in die unmittelbare Nähe seiner Residenz in Schloß Neuhaus lokalisiert.

Wie in seinen anderen Beiträgen beginnt er seine Darstellung mit einem lateinischen Gedicht, das in der Übersetzung folgendermaßen lautet:

Das römische Aliso (Elsen)
Forschest vielleicht nach Aliso du, dem riesigen Bollwerk,
Das den Sicambren zum Schreck Claudius Drusus gesetzt,
Wo die Adler geragt, wo schmähslich geknechteten Völkern
Rom Gesetze aufdrang, die ihm vernichtet das Heer? -
Eil hierher! Noch führet das Dorf und der Fluss in der Nähe
Seinen Namen, den Ruhm schmücket in ältester Zeit.
Länge der Zeit hat umher die Gräben gefüllt, und des Feindes
Hand hat siegend zerstört Mauern, zum Himmel getürmt;
Leben so lang' wird der Ruhm, erhöht durch Romas Autoren,
Als durch Alisos Flut Luppias Welle sich mehrt.

(Sicambren: germanischer Volksstamm; Luppia: die Lippe)

In der sich anschließenden geschichtlichen Erörterung zu Kastell und Fluss Aliso zitiert Ferdinand zunächst wörtlich die einschlägigen lateinischen und griechischen Quellentexte (Dio Cassius, Velleius Paterculus, Tacitus und Ptolemäus). Dann setzt er sich mit den unterschiedlichen Auslegungen dieser Texte durch verschiedene Historiker auseinander und vertritt die These, dass das Kastell und der Fluss den gleichen Namen Aliso getragen hätten.

Ferdinand sieht in Aliso das älteste und an Tatenruhm ausgezeichnetste römische Denkmal in Westfalen. Er schreibt ihm eine zentrale Rolle in den mit der Schlacht im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) gipfelnden kriegerischen Auseinandersetzungen der Römer mit den Germanen, insbesondere mit dem Stamm der Sicambren, zu. Auch die Prominenz des Kastell-Erbauers Drusus, des Stiefsohnes des Kaisers Augustus und Bruders des späteren Kaisers Tiberius, vergisst er nicht zu erwähnen.

Aus der Wichtigkeit des Kastells schließt er auf seine sehr große Ausdehnung "von dem Dorfe Elsen bis zum Zusammenflusse der Lippe und Alme und noch weiter hin". Für die Identifikation des Dorfes Elsen und des Flusses Alme mit Aliso führt Ferdinand vor allem topographische Erwägungen und die Namensähnlichkeit an. So kann er abschließend feststellen, dass das Lager Aliso zwar durch die Germanen gänzlich zerstört, später aber möglicherweise durch Karl den Großen erneuert worden sei und dass sich gerade an der Stelle, wo Aliso gestanden habe, jetzt eine neue Burg erhebe, die "vom zwölfhundertsten Jahre n. Chr. an der gewöhnliche Wohnsitz der Bischöfe und Fürsten von Paderborn" sei.

Das Beispiel "Aliso" macht auch die grundsätzliche Eigenart der Geschichtsschreibung Ferdinands von Fürstenbergs deutlich: Einerseits steht sie in ihrer wissenschaftlichen Methode durchaus auf der Höhe der Zeit. Er schöpft ganz aus den Quellen, untermauert buchstäblich jede Aussage durch den Bezug auf die antiken Autoren und setzt sich kritisch mit den Thesen vieler Historiker seiner Zeit auseinander. Andererseits ist Geschichtsschreibung für ihn keineswegs nur ein zweckfreies Bemühen um eine möglichst objektive Darstellung. Vielmehr dient sie dazu, den Ruhm seines Fürstbistums zu mehren.

Es geht darum, durch den Stolz auf die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, die auf dem Boden seiner Diözese stattgefunden haben, eine Art "Paderborner Patriotismus", ein geschichtlich begründetes Selbstbewusstsein zu schaffen und die Bewohner der Diözese zu neuen Taten zu motivieren. Wenn Ferdinands fürstbischöfliche Residenz auf den Ruinen des römischen Kastells Aliso und einer Burg Karls des Großen steht, dann ist er in ungebrochener Kontinuität als Machthaber gleichsam der legitime Erbe der Römer und Franken und etwas von dem Ruhm ihrer großen Männer fällt für ihn ab.

Ferdinand sorgte im Übrigen selbst durch Geschenke für eine Verbreitung seines Buches unter den wichtigsten Gelehrten und den bedeutendsten kirchlichen und weltlichen Größen seiner Zeit. So gelangten die "Monumenta Paderbornensia" unter anderem in die Bibliotheken Kaiser Leopolds I., des französischen Königs Ludwig XIV. und des Papstes Alexander VII.. Sollten sie alle das Buch wirklich gelesen haben, müsste also auf allerhöchster europäischer Ebene die These Ferdinands von der Gleichsetzung des Dorfes Elsen mit dem Römerkastell Aliso bekannt geworden sein.

Die Landschaftsportraits des Hofmalers Carl Fabritius

Zum Großteil in den Jahren 1664 bis 1666 entstand auf Bestellung von Fürstbischof Ferdinand durch den Hofmaler Carl Fabritius ein Zyklus von ursprünglich 62 Gemälden. Dargestellt sind Städte, Dörfer, Burgen und Klöster des alten Hochstifts Paderborn, unter anderem Elsen.

Die Bilder wurden in allen von Ferdinand und seinen Gästen bewohnten Räumen des Schlosses Neuhaus aufgehängt. Durch ein im Familienarchiv in Schloss Herdringen bei Arnberg, dem Stammsitz der Fürstenberger, noch heute vorhandenes Inventarverzeichnis von 1683 lässt sich sogar genau sagen, wo das Elsen-Bild im Neuhäuser Schlosse gehangen hat: Im Nordwestturm, also dem zum Barockgarten und zum Marstall hin gelegenen Turm, in dem sich damals ein Gästeschlafzimmer befand. Heute hängt das großformatige Bild, die älteste Darstellung Elsens, mit 41 anderen noch erhaltenen Fabritius-Gemälden in der Theologischen Fakultät Paderborn am Kamp, wohin die Bilder nach der Säkularisation spätestens 1806 gelangten.

Sie sind im Jahre 2003 im Auftrage der Theologischen Fakultät durch die Paderborner Firma "ars colendi" restauriert worden. Wissenschaftlich begleitet worden ist die Restaurierung durch Dr. Roland Pieper aus Münster, der demnächst ein Buch über den Maler Fabritius veröffentlichen wird.

Die Gemälde sind Zeugnisse der Heimat- und Geschichtsverbundenheit des Fürstbischofs, der so auch in seiner Residenz seinen auswärtigen Besuchern Geschichte und Gegenwart seines Bistums anschaulich vor Augen führen konnte.

Das Fabritius-Gemälde des Dorfes Elsen

Das Bild unseres Heimatortes zeigt die Ansicht von Elsen aus südwestlicher Richtung, etwa vom Heiligenberg aus (s. nächste Seite).



Elsen; Gemälde von Carl Fabritius (1666). Zustand vor der Restaurierung

Eine Baumgruppe im Vordergrund schließt das Bild nach links ab. Hier erstreckt sich in der linken Bildhälfte eine Anhöhe, auf der Hirten mit ihren Kühen zu sehen sind. Baumwipfel, Wolken und ein Schriftband rahmen oben und der Grat der Anhöhe unten den Durchblick auf das Dorf im Hintergrund, das im Unterschied zu den Schattenpartien im Vordergrund in helles Licht getaucht ist. Dadurch wird der Blick des Betrachters unwillkürlich auf das Dorf als Zentrum der Darstellung gelenkt und das Bild gewinnt an Tiefenwirkung. Auch die Ackerfurchen und Buschhecken in der Elsener Feldflur dienen der gleichen Blickführung. Zugleich wird durch die Nutztiere und die Felder veranschaulicht, dass Elsen ein von Ackerbau und Viehzucht lebendes Dorf ist.

Der Ort mit der kaum erkennbaren Kirche und den von vielen Bäumen umstandenen Häusern hat eine ovale Grundform. Er breitet sich wie auf einer Bühne aus, auf der Architektur und Landschaft harmonisch miteinander verschmolzen sind.

Ein Blick auf das Schriftband am Himmel und auf den rechten Bildrand macht aber erst klar, welche Absicht Ferdinand von Fürstenberg verfolgte, als er Fabritius das Dorf Elsen malen ließ. Die Aufschrift lautet: "ALISO ROMANUS nunc Elsen pagus. Anno 1666" (Das römische Aliso, jetzt das Dorf Elsen. Im Jahre 1666). Am rechten Bildrande fließt die Alme und das Neuhäuser Schloss ist viel näher an das Dorf Elsen gerückt, als es der Realität entspricht.

Das Fabritius-Gemälde ist also nichts anderes als eine bildliche Unterstützung von Ferdinands These einer Identität Elsens und der Alme mit dem römischen Kastell und dem Fluss Aliso. Sicher ist es auch die Absicht des Fürstbischofs, seiner Residenz Schloss Neuhaus durch einen römischen Vorläufer einen höheren Rang zu verleihen.

Die Radierung von Elsen nach dem Entwurf von Rudolphi (s. nächste Seite)

Für diese Motivation Ferdinands spricht auch ein weiteres Indiz: Für die zweite Auflage der "Monumenta Paderbornensia", die als Prachtausgabe 1672 in Amsterdam erschien, ließ er 29 Radierungen nach Entwürfen seines zweiten Hofmalers, des aus Brakel stammenden Johann Georg Rudolphi (1633-1693), anfertigen. In 8 Fällen, so auch bei der Elsen-Radierung, hat Rudolphi Gemälde von Fabritius als Vorlage genommen, so dass fast die gleiche Ansicht Elsens einmal als Ölgemälde und einmal als weitgehend kopierte Radierung existiert. In den "Monumenta Paderbornensia" unmittelbar zu dem Gedicht und der historischen Erörterung über die Aliso-Frage gestellt, unterstreicht die Radierung suggestiv anschaulich die im Text vertretene Grundthese.

Auf den ersten Blick gleichen sich das Gemälde und die Radierung. Bei genauerem Hinsehen fallen aber einige Unterschiede auf: Die Zahl und der Umfang der Bäume und auch die Ausdehnung der Anhöhe im Vordergrund sind deutlich reduziert, so dass mehr Raum für das eigentlich zentrale Motiv des Dorfes bleibt. Auch die Zahl der Tiere ist geringer; dafür sind sie genau wie die Menschen bewegter und lebendiger dargestellt. Die Kirche überragt das mit einem Zaun umgebene Dorf jetzt deutlich sichtbar. Das Schloß Neuhaus ist ebenfalls klarer erkennbar.

Auf dem Inschriftband ist der Text geändert. Er lautet jetzt knapp: "Aliso Romanus, vulgo Elsen" (Das römische Aliso, in der Landessprache Elsen).

Letztlich laufen alle Änderungen Rudolphis gegenüber dem Fabritius-Gemälde darauf hinaus, die These von der Identität Elsens mit Aliso mit geradezu unumstößlicher Sicherheit und Klarheit bildlich zu belegen.

Fehlinformationen in den beiden Elsener Heimatbüchern

Beide Bücher über Elsen informieren nicht korrekt über die Bilder von Fabritius und Rudolphi.



Elsen; Radierung von Johann de Ram nach einer Vorzeichnung von Johann Georg Rudolphi

Die Schwarzweiß-Abbildung (S. 353) in der 2004 herausgegebenen Neuauflage von Wilhelm Huckes Werk "Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt" (1960) zeigt angeblich das "Gemälde vom Hochfürstlichen Maler Carolus Fabritius 1663" (so S. 349). In Wirklichkeit handelt es sich um die spätere Radierung nach dem Entwurf von Rudolphi. Außerdem stammt das Fabritius-Gemälde, wie das Schriftband zeigt, aus dem Jahre 1666.

In dem zum 950-jährigen Jubiläum Elsens im Jahre 1986 erschienenen zweiten Heimatbuch mit dem Titel "Elsen – Alte Gemeinde, Junger Stadtteil" heißt es: "Von seinem [Ferdinand von Fürstenbergs] Hofmaler Johann Georg Rudolphi stammt die erste bildliche Darstellung Elsens, das bekannte Bild mit der Überschrift "Aliso Romanum vulgo Elsen", das den Ort und das Neuhäuser Schloss vom Heiligenberg aus zeigt" (S. 31). Auch das ist nach der neueren Forschung falsch. Denn Rudolphi hat für die Vorlage der Radierung, die erst 1672 in der zweiten Auflage der "Monumenta Paderbornensia" erschienen ist, das Fabritius-Gemälde von 1666 - wie oben dargestellt - weitgehend kopiert. Dieses und nicht Rudolphs Bild ist also die älteste erhaltene Darstellung Elsens. Die richtige Form der Überschrift bei Rudolphi heißt: "Aliso Romanus, vulgo Elsen".

Nachwirkungen

Ferdinand von Fürstenberg hat die Gleichsetzung Elsens mit Aliso zwar nicht als erster vertreten, sondern er stützt sich auf eine Reihe damaliger Historiker, die er in seinen "Monumenta Paderbornensia" zitiert. Aber durch das Gewicht seiner Persönlichkeit und seines Amtes sowie durch die Verbreitung seines Werkes, das immerhin vier Auflagen und 1844 eine Übersetzung vom Lateinischen ins Deutsche erlebte, ist er mit Sicherheit derjenige, der in Elsen die bis heute nicht ausgestorbene Aliso-Tradition begründete, die über die Jahrhunderte nicht unwesentlich zum Selbstbewusstsein und zum Stolz der Elsener auf ihre Gemeinde beigetragen hat.

Als im Jahre 1817 durch die königlich-preußische Regierung in Minden den Gemeinden die Führung einer Ortschronik rückwirkend ab dem Jahre 1800 zur Pflicht gemacht wurde, begann der Chronist seine Ausführungen mit einem Rückgriff auf die Aliso-Legende, wie sie inzwischen auch schon in Lexika Eingang gefunden hatte. Aliso wurde bei ihm vergrößernd zu einer "Stadt von Jahrhunderten", die zwar "durch Kriege und Unruhen zerstört und gänzlich verheert" sei, auf die aber noch Mauerreste, Namen und zwei gefundene römische Streitäxte hinwiesen. Die "Burg" des Oberfeldherrn Nero Claudius Drusus lokalisierte er "auf dem vorderen Steinhofe".

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert führte die Aliso-These mehrfach zu archäologischen Grabungen in Elsen, die aber keine wirklich überzeugenden Spuren eines Römerlagers ans Tageslicht beförderten. Trotzdem hielt Hücke in seinem Elsener Heimatbuch von 1960 noch weitgehend an der Gleichsetzung von Elsen und Aliso fest. In dem zweiten, 1986 zum 950-jährigen Ortsjubiläum erschienenen Elsen-Buch wies Franz-Josef Jakobi dann jedoch eindeutig darauf hin, dass nach dem heutigen Stand der archäologischen und sprachwissenschaftlichen Forschung von einer Identifikation Elsens mit Aliso keine Rede mehr sein könne. Die Nähe Elsens zum neu entdeckten Römerlager Anreppen mache ein weiteres Lager in so geringer Entfernung außerdem sehr unwahrscheinlich. Das verhinderte aber keineswegs, dass auch in dem großen Jubiläumsfestzug von 1986 ein Aliso-Wagen Elsens vermeintliche römische Vergangenheit veranschaulichte. Der "Aliso-Markt" ist 1976 geschlossen worden. Das Hotel-Restaurant "Burg Aliso" ist abgerissen, jedoch in dem Namen der Gaststätte "Neue Burg" klingt, wenn auch nur für Eingeweihte erkennbar, die Bezeichnung "Burg Aliso" weiter nach.

Geblieden aber sind die Alisostraße und die Römerstraße, die Schwimmfreunde in Elsen treffen sich im "Aliso-Bad" und die Biertrinker im "Römerkrug". So lebt immer noch ein ferner Nachhall der Aliso-These Ferdinands von Fürstenberg fort, wissenschaftlich zwar widerlegt, aber mit Recht festgehalten als Erinnerung an eine Vorstellung, die die Elsener über Jahrhunderte bewegt und mit Stolz auf ihre Vergangenheit erfüllt hat.

Das zeigt allgemein, dass es nicht nur eine Geschichte der Tatsachen gibt, sondern auch eine der Bewusstseinsinhalte, die – gleich, ob wissenschaftlich erwiesen oder verworfen – ihre eigene historische Wirkung entfaltet haben und teilweise heute noch entfalten.

Günter Wißbrock

Prinzenhochzeit in Elsen

Natürlich sind wir heute alle gute Demokraten. Aber Hand aufs Herz, auch wenn wir uns die Privilegien des Adels keineswegs zurückwünschen, steckt nicht in den meisten von uns doch ein bisschen Sehnsucht nach dem Glanz und der Prachtentfaltung der Monarchie und des Adels als märchenhafte Gegenwelt zu unserem grauen Alltag?

Oder wie ist es sonst zu erklären, dass im Frühjahr des vorigen Jahres Millionen Menschen auch bei uns an den Fernsehern und in den übrigen Medien die Prinzenhochzeiten in den Niederlanden (24.4.), Dänemark (14.5.) und Spanien (22.5.) mitverfolgt haben? Nicht minder groß war das Interesse an der Eheschließung von Prinz Charles mit Camilla Parker-Bowles am 9. April dieses Jahres.

Dass es auch bei uns in Elsen einmal eine Prinzenhochzeit gegeben hat, dürfte aber den wenigsten bekannt sein, auch wenn in den "Elsener Nachrichten" auf der Basis von mündlicher Überlieferung früher schon einmal kurz darüber berichtet worden ist.¹⁾

Es handelt sich um die am 28. November 1893 in der katholischen St. Dionysius-Pfarrkirche in Elsen vollzogene Vermählung des Prinzen Otto Heinrich von Schaumburg-Lippe (1854-1935) mit Anna Luise von Köppen (1860 - 1932), der Tochter des Gutsbesitzers auf Haus Ringelsbruch in Elsen und Bauunternehmers Heinrich von Köppen und seiner Gemahlin Fanny, geborene Rosenkranz.



Heinrich von Köppen, Gutsbesitzer auf Haus Ringelsbruch und Bauunternehmer

Die schriftlichen Quellen

Naheliegenderweise ist als schriftliche Quelle zunächst das Trauregister der katholischen Pfarrei Elsen heranzuziehen. Aber es gab auch schon ein Personenstandsbuch des Standesamtes Elsen, denn bereits im Jahre 1874 war unter Reichskanzler Fürst Bismarck im Deutschen Reich die verpflichtende Zivilehe eingeführt worden.

Wie nicht anders zu erwarten, hat die Prinzenhochzeit ihren Niederschlag auch in dem schon damals in Paderborn existierenden "Westfälischen Volksblatt" gefunden.

Ergiebiger sind aber die im Niedersächsischen Staatsarchiv in Bückeburg aufbewahrten Archivalien des Fürstlich Schaumburg-Lippischen Hausarchivs. Wenn man sich mit ihnen näher beschäftigt, staunt man über die Fülle und Detailliertheit des Materials, entdeckt aber auch, wie viele Fehler sich in die bisherigen Darstellungen über die Eheschließung des Prinzen mit Anna von Köppen und ihre komplizierte Vorgeschichte eingeschlichen haben.

Die militärische Karriere des Prinzen

Prinz Otto Heinrich von Schaumburg-Lippe, der jüngere Bruder des damals regierenden Fürsten Georg (1846-1911), machte eine kontinuierliche militärische Karriere bei den Husaren, deren Offizierskorps damals noch weitgehend eine Domäne des Adels war.²⁾

¹⁾ Josef Hißmann, Eine ökumenische Trauung, in: Elsener Nachrichten 68 (Dez. 1981), S. 26 f.

²⁾ Vgl. Niedersächs. Staatsarchiv Bückeburg, Fürstlich Schaumburg-Lippisches Hausarchiv, Akte F 1 A XXV

Ein Foto aus dem Jahre 1882 zeigt ihn als Premier-Lieutenant im Kreise seiner Kameraden der 3. Escadron des 1. Westfälischen Husaren-Regiments Nr. 8, das in Schloß Neuhaus stationiert war.

Ob er wirklich, selbst hoch zu Ross, seine zukünftige Gemahlin als reitende Amazone kennen lernte, wie Josef Hißmann schreibt ³⁾, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war in Schloß Neuhaus die räumliche Nähe zu Haus Ringelsbruch in Elsen gegeben. Dass adlige Offiziere auf den adligen Gütern in der Umgebung ihrer Stationierungsorte verkehrten, war damals durchaus üblich, wie es zum Beispiel auch Theodor Fontane in seinem wenig später (1896) erschienenen Roman "Effi Briest" beschreibt.

1885 wurde Prinz Otto Heinrich zum 2. Garde-Ulanen-Regiment versetzt und 1888 zum Rittmeister ernannt. Seinen Dienst leistete er zunächst im Stab der Kavallerie-Division des 15. Armee-Korps und nach deren Auflösung ab 1890 im Stab des neugebildeten Generalkommandos des 16. Armee-Korps. Kurz vor seiner Hochzeit wurde er am 8. September 1893 durch Kaiser Wilhelm II. zum Major, später, 1901, noch zum Oberstleutnant und schließlich zum Oberst befördert. Zum Zeitpunkt seiner Eheschließung und in den folgenden Jahren war er in der lothringischen Hauptstadt Metz stationiert. Bekanntlich war Elsaß-Lothringen nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 zum Deutschen Reich gekommen. Es blieb aber – wie seit Jahrhunderten – ein Zankapfel zwischen Deutschen und Franzosen. Diese sann auf Revanche und erreichten nach dem Ersten Weltkrieg auch im Versailler Vertrag die Rückgabe des umstrittenen Gebietes.

Die unterschiedlichen Konfessionen des Brautpaares

Vor der Hochzeit des Brautpaares waren zwei potentielle Ehehindernisse zu überwinden. Anna von Köppen war als einfache Adlige für den hochadligen Prinzen aus einem regierenden Fürstenhause keine standesgemäße Partie und beide Partner gehörten unterschiedlichen Konfessionen an.

Während das Schaumburg-Lippische Fürstenhaus wie seine lippischen Verwandten in Detmold evangelisch-reformiert war, stammte Anna von Köppen aus einer "Mischehe", denn ihr Vater war evangelisch und die Mutter katholisch. Sie selbst wurde katholisch getauft.

Erstaunlicherweise wird in den erhaltenen Dokumenten über die Vorgeschichte der Eheschließung die konfessionelle Problematik überhaupt nicht angesprochen. Indirekt spielte sie aber sehr wohl eine Rolle.

Das Brautpaar entschloss sich zu einer katholischen Trauung, die am 28. November 1893 durch Pfarrer Dissen in der St. Dionysius-Kirche in Elsen vollzogen wurde, nachdem er vorher, wie es im Trauregister heißt, eine "Dispensatio in impedimento mixtae religionis", also eine Sondererlaubnis wegen des Hindernisses der unterschiedlichen Konfession, beim Bischof eingeholt hatte.

Von einer "ökumenischen Trauung" oder gar einer "Trauung nach evangelischem Ritus", wie Josef Hißmann an zwei Stellen seines Berichtes schreibt ⁴⁾, kann also gar keine Rede sein. Ökumenische Trauungen, das heißt gemeinsam von Pfarrern zweier Konfessionen vollzogene Verehelichungen, waren damals auch noch gar nicht möglich und üblich. Der konfessionelle Gegensatz war im Unterschied zu heute im Bewusstsein der

³⁾ Hißmann, a.a.O., S. 26

⁴⁾ ebd., S. 26 f.

Menschen noch sehr ausgeprägt, verstärkt durch den gerade eben überstandenen "Kulturkampf" Bismarcks gegen die katholische Kirche. So verwundert es nicht, dass Josef Hißmann auch von konfessionellen Ressentiments mancher Elsener gegen den "luthersken" Prinzen zu berichten weiß.

Von den drei Kindern aus der Ehe wurden die Jungen, Graf Wilhelm von Hagenburg (geb. 1895) und Graf Otto Heinrich (geb. 1901), evangelisch-reformiert und das Mädchen, Gräfin Hermine von Hagenburg (geb. 1898), katholisch getauft.

Der Standesunterschied

Standesgemäß waren für Mitglieder regierender Fürstenhäuser eigentlich nur Ehepartner aus ebensolchen. Man muss sich nur einmal klarmachen, mit wem die Geschwister Prinz Otto Heinrichs verheiratet waren, welche Schwägerinnen und Schwäger Anna von Köppen also nach ihrer Eheschließung bekam. Es waren ein Herzog von Württemberg, eine Herzogin von Sachsen, ein Fürst Reuss zu Greiz und sogar eine Prinzessin von Preußen, eine Tochter des deutschen Kaisers und preußischen Königs Friedrich III. und der britischen Kronprinzessin Victoria.

Die von Köppens waren dagegen schlichter Landadel, noch dazu "Briefadel". Das heißt, ein Vorfahr war wegen seiner soldatischen Verdienste am 17. Juli 1717 vom preußischen "Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. in den erblichen Adelsstand erhoben worden.⁵⁾ Außerdem war Anna von Köppens Mutter Fanny, geborene Rosenkranz, sogar bürgerlicher Herkunft.

Die geplante Ehe zwischen den beiden Verlobten konnte also nur eine morganatische Ehe oder "Ehe zur linken Hand" sein. Darunter versteht man eine zwar staatlich und kirchlich ordnungsgemäß zustande gekommene Ehe, bei der aber auf Grund der mangelnden Ebenbürtigkeit eines Partners nicht alle sonst üblichen Rechtsfolgen einer Eheschließung eintreten.

Eine solche Ehe bedurfte der Zustimmung Kaiser Wilhelms II.⁶⁾ Dieser ließ auf das Gesuch des Prinzen Otto Heinrich um Heiratserlaubnis zunächst bei dessen Bruder, dem regierenden Fürsten von Schaumburg-Lippe, um sein Einverständnis nachfragen. Als dieses unter bestimmten Bedingungen erklärt wurde, folgte am 18. November 1893 die Zustimmung des Kaisers, der sich damals auf Schloss Letzlingen in der südlichen Altmark befand, wo im Herbst die traditionelle Hofjagd stattfand.

Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe ließ am 26. November 1893 durch sein Ministerium seinem Bruder sein Einverständnis zu dessen Verehelichung mit Anna von Köppen mitteilen, stellte aber drei Bedingungen:

- 1) Die Bestimmungen des Artikels 5 des fürstlichen Hausgesetzes vom 21. April 1888 betreffend die von Mitgliedern des fürstlichen Hauses einzugehenden Ehen müssten eingehalten werden. In diesem Artikel heißt es: "Die in einer ohne des Fürsten Einwilligung geschlossenen oder in einer unebenbürtigen Ehe erzeugten Kinder und deren Nachkommen sind von der Thronfolge ausgeschlossen. Eine solche Ehe überträgt auf den angeheirateten Gatten und die in derselben erzeugten Kinder keinerlei

⁵⁾ Die Angabe von Adolf Markus, Chronik der Gemeinde Elsen, Band 1, Anmerkung 222, Heinrich von Köppen sei wegen seiner Verdienste um den Altenbekener Viaduktbau (1861 - 64) geadelt worden, ist also wohl falsch. Vgl. dazu auch: Fred Kaspar, Gut Ringelsbruch in Paderborn-Elsen, in: die warte 120 (Weihnachten 2003), S. 4 - 9. Laut Kaspar (S.4) ist der Altenbekener Viadukt bereits 1853 eingeweiht und von Köppen ist nicht der Bauunternehmer.

⁶⁾ Vgl. Niedersächs. Staatsarchiv Bückeburg, Fürstlich Schaumburg-Lippisches Hausarchiv, Akte F 1 A VIII., Nr. 9 (2)

Rechte in Bezug auf Stand, Titel und Wap- pen und begründet dem Fürstlichen Hau- se und dessen Mitglie- dern gegenüber kei- nerlei Sukzessions- und sonstige Ver- wandtschaftsrechte oder Vermögensan- sprüche. Die aus sol- cher Ehe erzeugten Kinder oder die zurück- gelassene Witwe ha- ben nur eine Alimenta- tion aus dem eigenen Vermögen des Vaters beziehungsweise Ehegemahls zu for- dern.⁷⁾

Es ging im vorliegen- den Fall also darum, etwaige aus der un- ebenbürtigen Ehe- schließung erwachse- ne standes-, vermö- gens- und erbrechtl- iche Forderungen der künftigen Gemahlin des Prinzen und ihrer Nachkommen an das Fürstenhaus auszuschließen.

- 2) Anna von Köppen solle vom Tage ihrer Verehe- lichung an den Titel einer Gräfin von Hagenburg füh- ren, welcher ihr damit verliehen werde. In Hagen- burg nahe dem Steinhuder Meer steht noch heute eines der Schlösser der Schaumburg-Lippischen Fürstenfamilie. Die offizielle Erhebung Annas von Köppen und ihrer Nachkommen in den erblichen Grafenstand des Fürstentums Schaumburg-Lippe erfolgte durch ein fürstliches Diplom vom 28. No- vember 1893, dem Tage der kirchlichen Hochzeit des Brautpaares.⁸⁾

*Fürstlich-lippischer Hof,
fürstlich lippischer Hof!*

*Ich beneidenswertigen Fürstlichen Hof, daß Ich mit
helfe Vater von Fürstlichen Hof von Köppen, dem Major
Prinzen Otto zu Schaumburg-Lippe, die Braut, à la
suite des 2. Hofe, Klamm. Beginnend sind kommen,
Ich zur Fürstlichen Hof, beim Hofe des Fürstlichen Hof,
mandat des XVI. Coburg, auf sein Hof auf
dem Hofe von Coburg, in welchem die
selben Fürstlichen Hof, die Fürstlichen Hof, die Fürstlichen Hof,
gebildet hat, die Hofe zu Fürstlichen Hof, die Fürstlichen Hof,
mit Anna v. Köppen verheiratet hat. Ich beneidete die,
für Hofe, die Hofe, die Hofe, die Hofe, die Hofe, die Hofe,
Fürstlichen Hof, die Hofe, die Hofe, die Hofe, die Hofe, die Hofe,
Fürstlichen Hof, die Hofe, die Hofe, die Hofe, die Hofe, die Hofe,*

*Lalpingen,
den 18. November 1893.*

*Fürstlicher Hof
fürstlich-lippischer Hof*

Der Hofe zu Schaumburg-Lippe.

Heiratserlaubnis Kaiser Wilhelms II. für Prinz Otto Heinrich von Schaumburg-Lippe und Anna von Köppen



Schloss Hagenburg

⁷⁾ Niedersächs. Staatsarchiv Bückeburg, Fürstlich Schaumburg-Lippisches Hausarchiv, Akte F 1 A VIII 7, Nr. 3

⁸⁾ Offensichtlich verwirrt durch die beiden unterschiedlichen Namen der Braut, nimmt Kaspar, a.a.O., S. 5, fälschlicherweise zwei aufeinanderfolgende Ehen Annas von Köppen mit einem Grafen von Hagenburg und mit Prinz Otto Heinrich von Schaumburg-Lippe an.

- 3) Anna von Köppen als Gräfin von Hagenburg solle niemals ihren – auch nur vorübergehenden – Aufenthalt auf dem Boden des Fürstentums Schaumburg-Lippe nehmen.

Die Vermählung

Das Personenstandsbuch des Standesamtes Elsen gibt Auskunft über die standesamtliche Eheschließung der beiden Verlobten.

Hier zeigt sich schon im äußeren Verlauf die Sonderstellung des Adels: Das Paar erschien nicht vor dem Standesbeamten Lengeling, sondern ließ ihn nach Gut Ringelsbruch kommen.

Er beurkundete am 27. November 1893, dass der evangelische "Prinz Otto Heinrich zu Schaumburg-Lippe, Durchlaucht, Königlich preußischer Major à la suite des 2. Gardelulanenregiments, kommandiert zum General-Kommando des 16. Armee-Korps", wohnhaft in Metz, mit der Katholikin Anna Luise von Köppen die Ehe geschlossen habe. Der Prinz sei der "Sohn des verstorbenen Fürsten Adolf Georg zu Schaumburg-Lippe und der noch lebenden Fürstin Hermine, geborene Prinzessin von Waldeck und Pyrmont."

Der Prinz war am 13. September 1854 in Bückeberg, die Braut am 3. Februar 1860 in St. Goarshausen am Rhein geboren worden. Die beiden Eheschließenden waren also bereits 39 bzw. 33 Jahre alt.

Als Trauzeugen fungierten Anna von Köppens Vater, Gutsbesitzer Heinrich von Köppen, und ihr Schwager Wilhelm Preußler, ebenfalls Königlich preußischer Major. Als Zusatz wurde beurkundet, dass Anna von Köppen als Ehegattin des Prinzen den Namen Gräfin von Hagenburg führen werde, mit dem sie auch bereits unterschrieb.

Am folgenden Tage, dem 28. November 1893, um 14 Uhr kam es zur kirchlichen Trauung in der Elsener St. Dionysius-Kirche durch Pfarrer Dissen. Über den äußeren Rahmen weiß Josef Hißmann zu berichten, dass das Brautpaar über einen roten Teppich von der Gaststätte Kröger, dem heutigen Römerkrug, durch ein Spalier von Husaren in blauen Uniformen zur Kirche schritt. Das "Westfälische Volksblatt" vom 29. November 1893 schreibt: "Die Kirche war hübsch geschmückt, eine große Anzahl Gemeindemitglieder wohnte dem feierlichen Akte bei, auch aus Paderborn und Neuhaus waren manche erschienen, der fürstliche Bräutigam war in Galauniform des Regiments, die Braut trug eine kostbare helle Seidenrobe."

Die anschließende Hochzeitsfeier fand auf Gut Ringelsbruch statt und an ihr "nahmen auch der Herr Regierungspräsident, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat von Pilgrim, sowie Herr Landrat Jentzsch teil."



Prinz Otto von Schaumburg-Lippe und Anna Gräfin von Hagenburg auf dem Bild vom ersten Elsener Schützenfest im Jahre 1921 (2. u. 3. von links)

Die Diskussion um das Wappen der Gräfin

Das Schaumburg-Lippische fürstliche Wappen stand der Gräfin von Hagenburg nach dem oben erwähnten Artikel 5 des fürstlichen Hausgesetzes nicht zu. Also war es notwendig, ein eigenes neues Wappen für sie zu entwerfen. Daraus ergab sich ein langwieriger Schriftverkehr, der erst nach anderthalb Jahren zu einem endgültigen Ergebnis führte.⁹⁾

Die fachliche Ausführung des Wappens und der damit verbundenen offiziellen Prachtsgabe des fürstlichen Diploms mit der Ernennung zur Gräfin wurde Professor Adolf M. Hildebrandt in Berlin übertragen, einem führenden Mitglied des 1869 gegründeten und noch heute aktiven Vereins "HEROLD", der sich besonders der Heraldik, der wissenschaftlichen Wappenkunde, widmet. Hildebrandt tauschte sich brieflich über die Gestaltung des Diploms und des Wappens mit seinem Freund und Vorstandskollegen im "HEROLD", Geheimrat Friedrich Warnecke, aus. Beide waren Herausgeber verschiedener heraldischer Handbücher.

Sozusagen hinter vorgehaltener Hand erwähnten sie dabei auch, dass ihnen das Gerücht zu Ohren gekommen sei, der Vater Annas von Köppen stamme ursprünglich gar nicht aus der 1717 geadelten Familie von Köppen. Wörtlich schreibt Warnecke am 10.10. 1894 an Hildebrandt: "Meines Erachtens hat Vater K., dessen Familie aus Holland stammen soll, ein gutes Stück Geld angelegt, um sich in die alte Familie v. K. hineinzuschmuggeln." Ob sich dieses Gerücht verifizieren ließ, geht aus den Quellen nicht hervor. Die beiden Heraldiker haben sicherlich auch nach außen über ihre Vermutung geschwiegen, weil sie sonst ihre Auftraggeber vor den Kopf gestoßen und in eine peinliche Lage gebracht hätten.

Bei der Gestaltung des Wappens waren verschiedene Aspekte zu berücksichtigen und auf unterschiedliche Interessen Rücksicht zu nehmen.

Zuerst wurde die Gräfin von Hagenburg selbst vom regierenden Fürsten nach ihren Wünschen befragt. Sie bat darum, den Stern mit der Schwalbe (für die lippische Grafschaft Schwalenberg) aus dem fürstlichen Wappen übernehmen und mit einem der Embleme des von Köppenschen Wappens kombinieren zu dürfen. Dieses Wappen der Familie von Köppen ist in Elsen auf dem von der Mutter der Gräfin von Hagenburg gestifteten Dionysius-Fenster im Südquerhaus der St. Dionysius-Kirche zu sehen.¹⁰⁾ Es enthält als Embleme den gekrönten preußischen Adlerkopf, weil die von Köppens ja preußischer Briefadel sind, einen Mohrenkopf als sprechendes Sinnbild zum Namen "Köppen" und eine Lilie.



Wappen der Familie von Köppen auf dem Fenster im Südquerhaus der Elsenener St. Dionysius-Kirche. (Das Fenster ist von der Mutter Annas von Köppen gestiftet.)

⁹⁾ Vgl. Niedersächs. Staatsarchiv Bückeburg, Fürstlich Schaumburg-Lippisches Hausarchiv, Akte F 1 A VIII 8, Nr. 8

¹⁰⁾ Die Annahme von Hucke, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960, S. 23, 49 u. 76, die Inschrift auf dem Dionysius-Fenster von 1904 im Südquerhaus der Elsenener Kirche "Gestiftet von Frau von Köppen" beziehe sich auf Anna von Köppen und das Fenster zeige "das gräfliche Wappen" (S. 76), ist falsch. Dann hätte nämlich das von Hagenburgsche Wappen von 1895 und nicht das der Familie von Köppen auf dem Fenster abgebildet sein müssen. Stifterin dreier Kirchenfenster ist vielmehr Annas Mutter Fanny, geb. Rosenkranz (gest. 1918). Vgl. dazu auch meinen Aufsatz "Heidnische Philosophen in der Elsenener St. Dionysius-Pfarrkirche? – Ein Kirchenfenster gibt Rätsel auf", in: Elsenener Nachrichten 141 (Ostern 1999), S. 31 – 43.

Die Experten Warnecke und Hildebrandt entschieden sich folgendermaßen: Das Schwalbenberger Wappen mit Stern und Schwalbe empfanden sie – und auch das fürstliche Ministerium – als unpassend, weil das junge Paar nicht mit dieser Grafschaft ausgestattet war. Sie empfahlen stattdessen die Übernahme des Stammwappens des fürstlichen Hauses, der lippischen Rose.

Bedenken gab es auch gegen eine Verwendung des gekrönten Adlerkopfes aus dem von Köppenschen Wappen, weil der Fürst von Schaumburg-Lippe möglicherweise nicht zur Verleihung eines ursprünglich preußischen Wappenbestandteils befugt sei.

Schließlich einigte man sich auf das hier in der endgültigen Form abgebildete Wappen. Sein Hauptbestandteil ist ein geviertelter Schild. Auf seinem ersten und vierten Feld sind je zwei lippische Rosen auf silbernem bzw. rotem Grund abgebildet. Im zweiten und dritten Feld finden sich Bestandteile des alten von Köppenschen Wappens, der Mohr mit Perlenkette auf goldenem und die goldene Lilie auf blauem Grund. Über dem Schild prangen die neunperlige Grafenkrone und darüber ein gekrönter Helm mit rot-silbernen bzw. blau-goldenen Helmdecken. Aus der Helmkrone erwachsen drei Fahnen, die die Embleme Rose und Lilie aus dem Wappenschild noch einmal aufgreifen.

Erst mit der Überreichung des kostbar eingebundenen und mit einem fürstlichen Wachssiegel in silberner Kapsel versehenen Diploms mit dem dazugehörigen Wappen im Frühjahr 1895 war für die Elsenerin Anna von Köppen der Prozess ihrer Erhebung zur Schaumburg-Lippischen Gräfin von Hagenburg endgültig abgeschlossen.



Wappen Annas von Köppen als Gräfin von Hagenburg (1895)

Ausblick

Das Ehepaar wohnte nach der Heirat zunächst in Longeville bei Metz, später in Darmstadt und auf Haus Ringelsbruch in Elsen und im fortgeschrittenen Alter schließlich auf dem nach dem Tode des Vorbesitzers im Jahre 1929 von dessen Erben durch die Gräfin von Hagenburg 1930 erworbenen Rittergut Cabel, Kreis Calau in der Niederlausitz, in der Nähe von Cottbus. Dort sind auch beide auf dem heute verwilderten Gutsfriedhof begraben.

Nach Angaben aus dem Jahre 1923 umfassten das Rittergut Cabel 428 ha, davon 290 ha Forst und 90 ha Ackerland und das Cabel unterstellte Rittergut Settinchen 536 ha, davon 494 ha Forst.¹¹⁾

Das spätere Schicksal des Rittergutes Cabel widerspiegelt den radikalen Bruch, den der Zweite Weltkrieg und seine Folgen für viele Deutsche bedeutete: Der Sohn und Erbe, Graf Wilhelm von Hagenburg, bewirtschaftete



Gutsfriedhof Cabel um 1995

¹¹⁾ Vgl. Götz von Houwald, Die Niederlausitzer Rittergüter und ihre Besitzer, Bd. 4, Kreis Calau, Teil 1 (1988), S. 453.

das Gut weiter. Als Oberstleutnant a. D. wurde er 1945 zum Leiter des Calauer Volkssturms verpflichtet. Nach den Kampfhandlungen wurde er zusammen mit seinem Adjutanten Erich Hermann am 20. 4. 1945 erschossen, vermutlich von Soldaten der Roten Armee. Die beiden Toten wurden wenige Tage später in einem kleinen Birkenwäldchen zwischen Calau und Cabel aufgefunden. Graf Wilhelm von Hagenburg fehlten die Stiefel und die Reithose, die Goldkronen waren ihm ausgebrochen. Der Gesamtbesitz wurde durch die Bodenreform vom 1. September 1945 nach russischem Besatzungsrecht gemäß dem Motto "Junkerland in Bauernhand" enteignet, das Herrenhaus Cabel wurde abgerissen, das Gutsarchiv verbrannt, der Grundbesitz aufgesiedelt und der Wald "Volks-eigentum".¹²⁾

Wilhelm Graf von Hagenburgs jüngerer Bruder, Otto Heinrich Graf von Hagenburg (geb. 1901), war ein begeisterter Motorsportler und vor allem Flieger, der es bis zum Deutschen Meister und Weltmeister im Kunstflug brachte.

Hermine (1898 – 1963), die Schwester der beiden, führt uns schließlich nach Elsen zurück. Sie heiratete 1920 den pommerschen Freiherrn Felix von Quernheim, der von 1925 -1927 als Pächter seiner Schwiegereltern das Gut Ringelsbruch bewirtschaftete.

Günter Wißbrock

¹²⁾ Freundliche Mitteilung von Herrn Fritz Jänchen, Calau.

Neuere Veröffentlichungen zur Geschichte Elsens

Viermal sind in den Jahren 2003 und 2004 aufschlussreiche Aufsätze zur Elsener Geschichte veröffentlicht worden. Damit sie nicht übersehen werden, seien sie an dieser Stelle den heimatgeschichtlich interessierten Mitbürgern in kurzen inhaltlichen Abrissen vorgestellt und zur vollständigen Lektüre empfohlen.

Drei der vier Aufsätze finden sich in der Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter „die warte“. Zweimal geht es dabei um Gut Ringelsbruch.

Fred Kaspar, Gut Ringelsbruch in Paderborn-Elsen

(in: die warte, Nr. 120, Weihnachten 2003, S.4-9)

Dr. Fred Kaspar vom Westfälischen Amt für Denkmalpflege in Münster stellt die Geschichte des Gutes, den Entstehungsprozess der Anlage und die einzelnen Bauten und Umbauten dar. Anlass für Kaspars Recherchen war die Frage, in welchem Umfang die Gutsanlage als Baudenkmal zu betrachten sei. Als Ergebnis des von ihm erstellten Fachgutachtens wurde die Gesamtanlage des Gutes 2002 in die Denkmalliste der Stadt Paderborn eingetragen, in der das Herrenhaus Ringelsbruch schon seit 1980 verzeichnet ist.

Leider hat Kaspar die örtliche Literatur zu seinem Thema nicht genügend zur Kenntnis genommen, insbesondere nicht den grundlegenden Aufsatz über Gut Ringelsbruch von Aloys Kullmann in den „Elsener Nachrichten“, Nr. 126 (1995), S.5 -16. So stellt er manches als neue Erkenntnis hin, was längst bekannt war, zum Beispiel, dass Herrenhaus und Park der Gutsanlage nach 1863 durch den Bauunternehmer und Gutsbesitzer Heinrich von Köppen errichtet worden sind.

Sachlich falsch ist die Darstellung Kaspars über die persönlichen Verhältnisse der Anna von Köppen, der Tochter und Erbin des Erbauers von Gut Ringelsbruch. Sie war nicht, wie Kaspar schreibt, „in erster Ehe verheiratet mit Graf Hagenburg“ und „in zweiter Ehe ... seit spätestens 1925 mit Prinz Otto von Schaumburg-Lippe“. Es gibt keine zwei Ehen bzw. Ehemänner. Vielmehr heiratete Anna von Köppen bereits am 28.11. 1893 den Prinzen Otto Heinrich von Schaumburg-Lippe. Da es sich um eine morgantische, also nicht standesgemäße Ehe handelte, wurde Anna von Köppen vom Zeitpunkt ihrer Eheschließung an unter dem Namen „Gräfin von Hagenburg“ in den Hochadel aufgenommen. Sie verdankt diesen Namen also nicht einem etwaigen ersten Ehemann. So erklärt sich auch, dass sich Gut Ringelsbruch seit 1919 im Besitz der „Gräflin Hagenburgschen Gutsverwaltung“ befand.



Gut Ringelsbruch von Norden, Zustand 1979

Der Schwerpunkt von Kaspars Darstellung liegt dann auf der fachmännischen Beschreibung des gesamten Baubestandes des Gutshofes, wobei auch die zahlreichen Umbauten und Abrisse von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden erwähnt werden.

Besonders betont Kaspar den baulichen Wert des Herrenhauses, das seit 1975 ohne Nutzung war, an dem aber einzelne Baumaßnahmen zur Bestandssicherung vorgenommen worden sind, um den drohenden Verfall zu stoppen. Neuerdings wird das Gebäude zeitweise auch gastronomisch genutzt. Auf jeden Fall sollten wir uns als Elsener bewusst sein, dass das Herrenhaus auf Gut Ringelsbruch ein "bedeutendes Beispiel klassizistischer Villen- und Landhausarchitektur schinkelscher Prägung" ist, das sich architektonisch an die großen Sommerresidenzen der preußischen Prinzen, etwa Schloss Glienicke, anlehnt, wie Kaspar aus einem denkmalpflegerischen Gutachten von 1979 zitiert.

Ulf-Dietrich Korn, Das Treppenhaufenster von 1896 im Herrenhaus Ringelsbruch

(in: die warte, Nr. 121, Ostern 2004, S. 9-10)

Dr. Ulf-Dietrich Korn, ebenfalls Mitarbeiter des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege in Münster, greift im nächsten Heft der "warte" ein Detail aus dem Herrenhaus Ringelsbruch auf: das Treppenhaufenster von 1896. Die kostbare Glasmalerei zeigt als Hauptfiguren Ceres, die antike Göttin der Landwirtschaft bzw. der Ernte, und Diana, die Göttin der Jagd, versehen mit vielerlei Attributen, die sich auf Ackerbau, Viehhaltung und Jagd, also auf das Leben auf einem Gutshof beziehen. Stilistisch werden Elemente mehrerer Kunstepochen zu einer Gesamtkomposition in einem neuen historistischen Stil verschmolzen, wie er am Ende des 19. Jahrhunderts üblich war. Ulf-Dietrich Korn fasst sein Urteil über das Fenster am Ende so zusammen: "Als zumindest hierzulande äußerst seltenem, wenn nicht sogar einzigartigem Exemplar profaner Glasmalerei des Historismus kommt dem Ringelsbrucher Treppenhaufenster ein besonderer Zeugniswert für die angemessene Ausstattung eines stattlichen Herrenhauses ebenso wie für die Entwicklung und Geschichte der Glasmalerei des 19. Jahrhunderts in Westfalen zu."



Fenster im Treppenhaus von Gut Ringelsbruch, Zustand 1979

Gerhard Franke, Vor 600 Jahren – Brockhof-Kapelle bei Elsen neu geweiht

(in: die warte, Nr. 119, Herbst 2003, S. 36-39)

Zwei weitere Aufsätze verdanken wir unserem Elsener Mitbürger Dr. Gerhard Franke. Mit dem Brockhof thematisiert er ein Elsener Gehöft, das durch seine Ersterwähnung in der Gründungsurkunde des Busdorf-Stiftes in Paderborn auf eine fast 1000jährige urkundlich abgesicherte Geschichte zurückblickt.

Als Basis seines Beitrags über die Kapelle auf dem Brockhof untersucht Franke zuerst – soweit es die lückenhafte urkundliche Überlieferung zulässt - die wechselhafte Besitz-

geschichte des Hofes in der Frühphase, der schließlich von 1353 bis zur Säkularisation 1803 dem Paderborner Kloster Abdinghof gehörte.

Im lateinischen Wortlaut und in deutscher Übersetzung zitiert der Verfasser dann eine bischöfliche Urkunde vom 25. August 1403, die von der Wiedererrichtung einer verfallenen steinernen Kapelle auf dem Brockhof durch den Abt Konrad II. von Abdinghof und deren Weihe durch Bischof Wilhelm I. von Paderborn berichtet. Spätere Nachrichten aus dem 17. und 18. Jahrhundert bezeichnen die Kapelle bereits als ruinös. Aus zwei Zeichnungen der Hofländereien, die um 1680 und 1805 datiert sind, gelingt Franke aber ein ziemlich genauer Nachweis, wo die Kapelle ursprünglich gestanden hat.

Gerhard Franke, Die Visitation durch Bischof Dietrich Adolf von der Reck in Elsen. Ein pfarrhistorischer Kommentar zu den Visitationsakten

(in: Westfälische Zeitschrift, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Band 154 (2004), S. 221-271)

Den mit Abstand umfang- und ertragreichsten Beitrag zur Elsener Geschichte liefert Dr. Gerhard Franke mit seinem Aufsatz über die Visitation durch Bischof Dietrich Adolf von der Reck in Elsen im Jahre 1654, also vor 350 Jahren.

Der Aufsatz greift über die engere Thematik sehr weit hinaus und setzt sich gründlich mit der schriftlichen Überlieferung und der wissenschaftlichen Fachliteratur auseinander, was sich in einem ausgedehnten Anmerkungsapparat widerspiegelt.

Da Frankes Interessenschwerpunkt auf den pfarrgeschichtlichen Aussagen der Visitationsakten von 1654 liegt, bietet er zunächst einen einleitenden Überblick über die pfarrgeschichtlich relevanten Schriftzeugnisse vor 1654. An seinen sehr scharfsinnigen und detaillierten Überlegungen dazu wird in Zukunft niemand mehr vorbeikommen, der sich zur Frühgeschichte Elsens und der Frage nach der Entstehungszeit seiner Pfarrei äußert.

Im Einzelnen untersucht der Verfasser hier die Erwähnungen des Hofes und späteren Dorfes Elsen mit seinen verschiedenen Namensformen in den frühen Quellen, die Rolle der Ministerialenfamilie "von Elsen", die frühesten überlieferten Elsener Pfarrer und die urkundlichen Belege der Existenz einer Pfarrei Elsen seit dem 14. Jahrhundert. Franke betont aber, dass auf der Grundlage dieser sporadischen Schriftzeugnisse keine Pfarrgeschichte der Frühzeit der Elsener St. Dionysius-Gemeinde geschrieben werden könne. Im Gegensatz dazu enthielten die von ihm für seinen Aufsatz herangezogenen Visitationsakten vielfältige Informationen zu den kirchlichen Verhältnissen in Elsen.

Franke dokumentiert anschließend die für die Elsener Pfarrgeschichte relevanten Passagen aus den Akten der Bistumsvisitation in lateinischer und deutscher Sprache. Diese kommentiert er dann ausführlich unter vier Aspekten:

- a) Pfarrgründung und Patrozinium
- b) Das Elsener Kirchspiel – die Zugehörigkeit der Gemeinde in Neuhaus
- c) Der Kirchenbau und seine Ausstattung
- d) Das sakrale Inventar

Mit Recht begegnet der Verfasser den Ansätzen einer Frühdatierung der Pfarreigründung in Elsen in die karolingische oder ottonische Zeit allein auf der Basis des Dionysius-Patroziniums mit der gebotenen wissenschaftlichen Skepsis. Ebenso zurückhaltend ist sein ausführlich begründetes Urteil zu der zweiten von ihm erörterten Fragestellung: "Ob und über welchen Zeitraum Neuhaus einmal zum Kirchspiel Elsen gehörte, ist momentan nicht zu sagen."

Zum Kirchenbau und seiner Ausstattung geht Franke unter anderem auf den Turm, das Längsschiff und den Chor der alten Kirche vor 1850 und den Taufstein ein. Schließlich benennt er detailliert das zum Zeitpunkt der Visitation 1654 vorhandene sakrale Inventar der Kirche, das er als nach dem Dreißigjährigen Kriege relativ bescheiden beschreibt. Diese Einschätzung belegt er auch durch die umfangreichen Zukäufe in den folgenden Jahren.

Durch seinen überaus reichhaltigen Aufsatz hat Franke wesentliche Teilbereiche der frühen Elsener Pfarrgeschichte auf eine neue Grundlage gestellt, dabei aber auch aus wissenschaftlicher Redlichkeit deutlich darauf hingewiesen, wo aufgrund fehlender, fragmentarischer oder nicht eindeutiger Quellen die Grenzen unserer heutigen Erkenntnismöglichkeiten liegen.

Zum Schluss sei noch einmal mit Nachdruck gesagt: Die vorliegenden kurzen Hinweise können und wollen die eigene Lektüre der besprochenen Aufsätze keineswegs ersetzen, sondern wollen gerade darauf neugierig machen.

Reiche Belehrung wird als Belohnung versprochen!

Günter Wißbrock

Abweichendes Verhalten

– Kriminalität und andere Anstößigkeiten in Elsen im 19. Jahrhundert –

Was heißt “abweichendes Verhalten”?

Als “abweichendes Verhalten” bezeichnen die Sozialwissenschaften Verstöße gegen gesellschaftliche Normen. Normen sind Verhaltenserwartungen, Verhaltensregeln, Ansichten über gut und böse, richtig und falsch, die in einer Gesellschaft gültig sind. Dabei ist zu unterscheiden zwischen staatlichen Rechtsnormen, also solchen Verhaltensregeln, die unter anderem im Strafgesetzbuch festgelegt sind und deren Nichtbeachtung Sanktionen in Form von meist gerichtlichen Strafen nach sich zieht, und außerrechtlichen Normen, also den Auffassungen der Gesellschaft, wie man sich angemessen zu verhalten hat, deren Nichtbeachtung mannigfache Formen der gesellschaftlichen Ächtung des Zuwiderhandelnden zur Folge hat. Im ersten Fall handelt es sich also – zumindest bei den schwereren Delikten – um Kriminalität, im anderen Falle um öffentliche Ärgernisse. Gab es im 19. Jahrhundert in einem Bauerndorf wie Elsen überhaupt schon solche Fälle in nennenswerter Zahl? Wer dazu neigt, die Vergangenheit nostalgisch als die “gute alte Zeit” zu verklären, wird im 19. Jahrhundert kaum viel Böses vermuten. Wer aber etwa an die Anfänge des Alten Testaments denkt, wird sich erinnern, dass bereits Adam als der erste Mensch eine göttliche Norm übertritt und als Sanktion aus dem Paradies vertrieben wird und dass schon in der zweiten Generation mit dem Brudermord Kains an Abel über ein Kapitalverbrechen berichtet wird.

Wer sich also dieses leider sehr realistische biblische Menschenbild zu Eigen macht, wird sich nicht wundern, dass auch im 19. Jahrhundert Kriminalität und andere gesellschaftliche Ärgernisse in Elsen ihre Rolle gespielt haben.

Das 19. Jahrhundert in Elsen

Dieses 19. Jahrhundert hat ein Doppelgesicht: Einerseits ist es geprägt von großer Dynamik der Entwicklung und andererseits doch von entschiedener Kontinuität.

Um die Bewegtheit dieses Jahrhunderts anzudeuten, mögen einige Stichwörter genügen: Das Zeitalter Napoleons und die Befreiungskriege gegen ihn, die Revolutionen von 1830 und 1848, die drei deutschen Einigungskriege 1864, 1866 und 1870/71, die Reichsgründung durch Bismarck 1871, die Industrielle Revolution und die Entstehung des Industrieproletariats.

Natürlich ging die Dynamik des 19. Jahrhunderts auch an Elsen nicht spurlos vorbei. Mehrfach änderte sich die Verwaltungsstruktur: War Elsen zu Beginn des Jahrhunderts noch ein fürstbischöfliches Dorf, so wurde es unter französischer Herrschaft im sogenannten “Königreich Westphalen” (1807 – 1813) Teil des Kantons Neuhaus und in preußischer Zeit ab 1856 eine selbstständige Landgemeinde innerhalb des Amtes Neuhaus mit gewählter Gemeindevertretung und von dieser gewähltem Gemeindevorsteher.

Tiefgreifend waren die Veränderungen im agrarischen Sektor, besonders die Aufhebung der Leibeigenschaft mit hohen Abfindungen an die bisherigen Grundherren, was zu existentieller Not vieler Kötter und Heuerlinge führte, die dann oft zu Wanderarbeitern wurden. Hinzu kam ab 1831 die Aufteilung und Privatisierung der vorher im Gemeinbesitz befindlichen Marken.

Vor allem durch den Bau der Eisenbahnstrecke Paderborn-Lippstadt (1850 – 1853) veränderte sich die bis dahin rein agrarische Dorfstruktur zu einer Mischgemeinde, in

der neben der nach wie vor dominierenden Landwirtschaft mehr als vorher Handwerk und Kleinindustrie (z. B. die Kettenschmiede) und die in Paderborn und anderswo beschäftigte Arbeiterschaft eine Rolle zu spielen begannen.

Andererseits zeigen sich gerade in Elsen trotz erheblicher Bevölkerungszunahme deutliche Konstanten: Es blieb die eindeutig katholische Prägung des Dorfes mit einer nur sehr unbedeutenden andersgläubigen Minderheit. Das widerspiegelte sich auch politisch im späteren 19. Jahrhundert in der kontinuierlichen Vorherrschaft der katholischen Zentrumspartei. So ist davon auszugehen, dass die informellen gesellschaftlichen Verhaltensnormen sehr stark von den damaligen Moralauffassungen der katholischen Kirche geprägt waren. Auch ist zu erwarten, dass in einem Dorf, wo noch fast "jeder jeden" kannte, die soziale Kontrolle, die abweichendes Verhalten bemerkte und sanktionierte, noch relativ engmaschig war.

Kriminalität und öffentliche Ärgernisse in der Darstellung der Elsener Chronik

Kriminalität und andere Anstößigkeiten – kein schönes Thema, mag mancher sagen. Aber es ist leider bis heute - und zwar verstärkt – ein Bestandteil unserer Realität, der sich nicht verdrängen lässt.

Das wusste auch die preußische Behörde, als sie allen Gemeinden die Führung einer Ortschronik zur Auflage machte. In der entsprechenden Verordnung vom 12. Dezember 1817 heißt es nämlich zu den Inhalten der in Zukunft zu führenden Chroniken, dazu gehörten unter anderem auch "alle schweren Verbrechen, welche etwa in der Gemeinde begangen werden und zur gerichtlichen Untersuchung und Bestrafung gelangen." Der Ausdruck "schwere Verbrechen" macht schon klar, dass wir in der Chronik nicht die Gesamtheit aller Fälle von Kriminalität und anderer Anstößigkeiten widergespiegelt finden werden, sondern nur die gravierenderen Vorkommnisse.

Zwar wurden die mit der Führung der Chroniken beauftragten Personen in der Verordnung aufgefordert, "Wahrhaftigkeit, einfache Darstellung, reine Beschränkung auf die Tatsache ohne alle Einmischung von Privatansichten" walten zu lassen, aber es verwundert nicht, dass sich in der Elsener Chronik doch gerade im Bereich unserer Thematik, verbunden mit der reinen Tatsachendarstellung, ein stark moralisierender Grundton der Empörung über das abweichende Verhalten einzelner findet.

Eigentumsdelikte

Eigentumsdelikte, wie Diebstähle und Einbrüche, werden in der Chronik für das 19. Jahrhundert nur fünfmal erwähnt. Hier wird sicherlich von einer erheblichen Dunkelziffer an Vorkommnissen von geringerem Gewicht auszugehen sein.

Die Darstellung der ersten beiden Fälle vom Februar 1831 und Januar 1833 in der Ortschronik sei hier wörtlich zitiert: "Am 22. des Morgens gegen 8 Uhr verbreitete sich das Gerücht, dass der wegen mehrerer Diebstähle inhaftiert gewesene, aber entwichene, sehr berüchtigte und höchst gefährliche Franz Kösters vulgo (= im Volksmunde so genannte) Hahne aus Elsen nebst anderen Dieben sich hier aufhielt. Als bald kamen die erwachsenen männlichen Einwohner Elsens, die gerade in der Kirche, wo die Andacht zu Ehren des heiligen Antonius abgehalten wurde, versammelt waren, zusammen und verfolgten die Diebe mit rühmlichem



Eifer. Den Gällen aus Paderborn ertappten sie bald und brachten ihn in Sicherheit. Dieser bekundete, dass sie in voriger Nacht in Bentfeld den Colon Wecker bestohlen hätten, und führte einige Elsener dahin, wo ein Teil des Gestohlenen versteckt war, unter anderem auch eine silberne Taschenuhr. Nicht so leicht konnten sie den Hahne ergreifen. Er war ins Elser Holz geflüchtet. Aus diesem vertrieben und vom schnellsten Läufer verfolgt, lief er auf Nesthausen zu, an der Lippe herauf. Von allen Seiten gedrängt, schwamm er durch die Lippe in den Neuhäuser Schlossgarten und wurde von den dortigen Kürassieren ergriffen und von den Elsenern nach Paderborn zum Inquisitoriate (=Untersuchungsgefängnis) transportiert. Eine rühmliche Tat, die auch von Seiten höherer Behörde billige Anerkennung fand. Tags darauf wurde auch der ebenfalls berüchtigte Hassenburs aus Leste von den Elsenern aretirt und dem Inquisitoriate eingeliefert."

Durchaus vergleichbar heißt es zum Januar 1833:

"Am Dritten wurde der berüchtigte Josef Wolslaus in Leste von den Elsenern aufgefangen und hierher transportiert. Er war tüchtig mitgenommen. Hier im Gefängnis wusste er sich so zu verstellen, dass man glaubte, er würde jeden Augenblick sterben, und man sich genötigt sah, den Geistlichen herbeizurufen. Am anderen Morgen wurde er jedoch wohl und gesund nach Paderborn transportiert. Am Fünften zog der Ortsbeamte mit mehreren Elsenern nach der Wohnung des sehr berüchtigten Oilkenpöhler in Stukenbrock, um den entwichenen Franz Kösters vulgo Hahne, der sich dort aufhalten sollte, zu fangen. Es gab bei diesem Zuge komische Auftritte, welche die Familie Oilkenpöhler so bald nicht vergessen wird. Kösters wurde nicht angetroffen, wohl aber wurde im Triumphzuge ein gewisser Droste, bei dem man mehrere gestohlene Sachen gefunden hatte, in Neuhaus der Polizei überliefert."

Nicht anders also als in unserer Zeit versuchten sich ertappte Diebe durch Flucht oder Verstellung der gerechten Strafe zu entziehen. Fremd wirkt auf uns aber heute, dass die Elsener Bürger die Verfolgung von Dieben weitgehend in die eigene Hand nahmen. Elsen war vor 1856 noch keine selbstständige Landgemeinde, sondern Teil des Kantons Neuhaus, und nur in diesem Kantonshauptort war eine Polizeistation. Wenn sich die Elsener also nicht widerstandslos Dieben und Einbrechern ausliefern wollten, mussten sie zur Selbsthilfe greifen und diese war offensichtlich auch behördlicherseits in einem bestimmten Rahmen durchaus erwünscht. Die Verfolgung von Kriminalität war auf jeden Fall noch nicht in gleichem Maße wie heute professionalisiert und bei den staatlichen Institutionen monopolisiert. Allerdings behielten sich Polizei und Gerichte die endgültige Bestrafung und Arretierung vor, um nicht etwa einer Lynchjustiz Vorschub zu leisten. Nicht ganz klar wird, wie die Wendung "hier im Gefängnis" zu verstehen ist. Wurden ertappte mutmaßliche Kriminelle in Elsen vor ihrer Überstellung ins Paderborner Untersuchungsgefängnis vorübergehend privat inhaftiert oder gab es dafür einen offiziellen Raum? In Atlern z. B. ist bis heute ein kleines Gemeindearresthaus mit zwei Zellen aus dem 19. Jahrhundert erhalten.

Im Spätherbst 1856 kam es zu einer ganzen Einbruchsserie, deren Täter im Gegensatz zu den eben erwähnten Fällen nicht ermittelt werden konnten. Im Oktober wurden in der Küsterei nach Herausnehmen einer Fensterscheibe Haushaltgeräte gestohlen; im November wurde bei dem Wirte Lengeling, genannt Burshille, eine Wand im Laden durchbrochen und Zucker, Kaffee und Geld entwendet; schließlich wurde im Dezember eine Tür des Kuhstalles der Witwe Lengeling, genannt Heschemeyer, aufgesprengt und sechs Schinken und mehrere Seiten Speck fortgenommen.

Vierzig Jahre später entwendeten unbekannte Täter bei einem Einbruch in der Weihnachtsnacht beim Colon Anton Hillemeier circa 400 Reichsmark.

Ein besonders kurioser Fall ereignete sich im Oktober 1841. Der Kornhändler Bernhard Peitz kam abends mit sechs Eseln aus Neuenkirchen, wohin er Korn gebracht hatte, im Zustand der Trunkenheit durch Elsen. Zwei Elsener nahmen den Eseln, die sich verlaufen hatten, 18 Reichstaler aus ihrem Gepäck ab. Die beiden Verdächtigen, bei denen das Geld teilweise wiedergefunden wurde, kamen wegen des Raubes in Haft. Der Kornhändler aber wurde am nächsten Morgen bewusstlos in der Nähe der Straße nach Wewer aufgefunden und nach Elsen gebracht, wo er verstarb. Da die Leichenobduktion keinerlei gewalttätige Verletzungen ergab, wurden die beiden Räuber vom Vorwurf der Gewaltanwendung gegen den Kornhändler freigesprochen.

Gewaltkriminalität

Mehr noch als Einbrüche und Diebstähle finden in der Chronik gewaltsame Übergriffe gegen die körperliche Unversehrtheit von Mitmenschen Erwähnung, oft unter Alkoholeinfluss und in einigen Fällen bis zum Totschlag oder gar Mord.

Bei den relativ häufigen Schlägereien fällt als Grundmuster auf, dass in allen Fällen Elsener mit Auswärtigen zusammenstießen, so als wolle man sein "Revier" gegen "die anderen" verteidigen.

Beispielsweise heißt es zum 24. Mai 1847: "Am Abend des Pfingstmontags entstand beim Wirt Lengeling bei der Tanzerei eine furchtbare Schlägerei zwischen 20 Ulanen (=berittene Soldaten) von Neuhaus und den Elsener Burschen. Es sind mehrere auf beiden Seiten, besonders aber auf Seite der Soldaten, nicht unbedeutend verwundet worden."

Ein ähnlicher Fall ereignete sich 1885. Nach einem Wortwechsel beim Gastwirt Lange zwischen Einheimischen und zum Manöver in Elsen einquartierten Soldaten eines Infanterieregiments lauerten der Tagelöhner Bernhard Poggenpohl mit dem Spitznamen "Garibaldi" (nach dem italienischen Freiheitskämpfer) und der Knecht Portsteffen einem in sein Quartier heimkehrenden Unteroffizier auf, überfielen und misshandelten ihn – wie es in der Chronik heißt – "sogar todesgefährlich". Jeweils zwei Jahre Gefängnis für beide Täter waren die Konsequenz.

Ebenfalls zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde 1896 ein aus Etteln gebürtiger, in Elsen wohnhafter Raufbold, der bei einer Verlosung in einem Privathause einem jungen Mann aus Sande mit einem Messer eine lebensgefährliche Wunde beigebracht hatte.

Tödlich endete am Abend des 8. Dezember 1839 auf dem Wege von Paderborn nach Elsen der Streit zweier alkoholisierten Berufskollegen. Der Musiker Ferdinand Bannenbergh und sein Sohn misshandelten den Elsener Musiker Johannes Siemens derart, dass er am 14. Dezember an den Folgen im Paderborner Hospital verstarb.

Zu einer ähnlichen Körperverletzung mit Todesfolge war es am 1. März 1875 bei einem Streit zweier Kleinlandwirte in Nordborchen gekommen. Das Opfer, der Elsener Heinrich Puls, wurde von seinem Borchener Kontrahenten August Fres derart an der Schläfe verwundet, dass er daran sofort verstarb.

Ebenso tödliche Folgen hatte 1895 ein gewaltsamer Übergriff von Elsener Jugendlichen auf einen lippischen Wanderarbeiter, einen Ziegler. Von den ursprünglich festgenommenen fünf jungen Männern wurden später zwei freigesprochen und zwei zu vier bzw. fünf Wochen Haft verurteilt. Der Haupttäter, der Maurer Johann Nacke, erhielt fünf Jahre Gefängnisstrafe.





Waren die tödlichen Konsequenzen in den eben benannten Fällen nicht unbedingt von vornherein beabsichtigt, was sich auch in dem relativ geringen Strafmaß widerspiegelt, so ist bei einem Tötungsdelikt aus dem Jahre 1877 schon eher an Absicht zu denken. Am 24. Juni wurde der 31-jährige Carl Reineke, der aus Brenken stammende Förster des Gutsbesitzers Heinrich von Köppen, auf dem Ringelsbruche durch einen Wilddieb aus

Scharmede erschossen, den das Schwurgericht dafür zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilte. In der Nähe des Tatortes, am Eingang der heutigen Kreis-Mülldeponie ist am 29. 11. 1993 ein Gedenkstein eingeweiht worden, der an dieses grausige Geschehen erinnert.

Ein wirklich brutaler Mord ereignete sich im Jahre 1861. Am frühen Morgen des 13. September wurde Franziska Berens, Ehefrau des Eisenbahnarbeiters Heinrich Berens, von Nachbarn in ihrem Hause tot aufgefunden. Der sofort verdächtige Ehemann leugnete die Tat zunächst, aber bei dem Schwurgerichtsprozess im Frühjahr 1862 trat sein eigener 11-jähriger Sohn gegen den Vater auf, indem er aussagte, er habe nicht nur die Mutter schreien gehört, sondern auch gesehen, wie der Vater sie von der Kammertreppe geschleppt und ihr noch mehrere Schläge mit einem Hammer auf den Kopf gegeben habe. Gegen Berens sprachen auch eine Reihe von Indizien: Er hatte ein ehebrecherisches Verhältnis mit einer Frau aus Bentfeld, hatte seine Frau schon früher misshandelt,



Paderborn. Zuchthaus von 1739 an der Königstraße (links mit Freitreppe). Aufnahme um 1900.

hatte auch ein Verlangen nach dem Tode seiner Frau ausgesprochen und hatte schließlich versucht, die blutbefleckten Betten und Kleidungsstücke seiner Frau auf dem Boden zu verbergen und ihr eines seiner Hemden angezogen. Für diesen entsetzlichen Gattenmord verurteilte das Schwurgericht Paderborn den Täter zu lebenslänglicher

Zuchthausstrafe – offensichtlich das einzige Mal im 19. Jahrhundert, dass eine so hohe Strafe für ein Tötungsdelikt gegen einen Elsener ausgesprochen worden ist.

Gewalt wendete sich auch gegen Tiere. So wurden durch unbekannte Täter 1832 zwei Pferde auf der Weide totgestochen.

Singulär ist ein Fall von Kindesaussetzung im Jahre 1889. Am Abend des 25. September wurde vor der Osttür des Kleehofes ein neugeborener Knabe aufgefunden, dem die Ortspolizeibehörde den sprechenden Namen "Feldmann" gab und der auf den Vornamen Eduard getauft wurde, aber schon im Oktober verstarb. Die Mutter, die der Chronist empört als "herzlose Verbrecherin" bezeichnet, wurde von der Staatsanwaltschaft ermittelt.

Alkoholprobleme

Bei einer Reihe der dargestellten Delikte, insbesondere den Schlägereien, spielte der alkoholisierte Zustand der Täter und manchmal auch der Opfer eine bedeutsame Rolle. Überhöhter Alkoholkonsum war sehr wohl ein Problem auch des 19. Jahrhunderts. Man sprach sogar von der "Branntweinpest", die in bestimmten Kreisen grassierte und oft Familien in Not brachte. Der Freiherr vom Stein, der im Jahre 1803 im Auftrag der preußischen Regierung das durch die Säkularisierung an Preußen gefallene ehemalige Fürstbistum Paderborn bereiste, bemängelte an mehreren Orten die starke Neigung der Bürger zum unmäßigen Alkoholverzehr. Die allgemeine Einstellung zum Alkohol war im 19. Jahrhundert so, dass geselliger Alkoholgenuss durchaus üblich war und nicht als tadelnswert angesehen wurde. Dieses Urteil wandelte sich aber zum Negativen, wenn jemand im Exzess der Trunkenheit durch sein unkontrolliertes Verhalten Anstoß zum öffentlichen Ärgernis gab. Erst recht entschieden abgelehnt wurde die meist als "Trunksucht" bezeichnete dauerhafte Alkoholabhängigkeit, dabei wieder umso stärker, je mehr sie öffentlich in Erscheinung trat und zur Verwahrlosung führte. Im Unterschied zu heute sah man Alkoholabhängigkeit auch nicht als Suchtkrankheit, sondern weithin als moralische Verfehlung. Das erklärt manches harte Urteil des Elsener Chronisten.

So heißt es zum Januar 1838: "Den 17. starb hier ein trauriges Opfer der Trunksucht nach langem schmerzlichen Krankenlager in noch rüstigem Mannesalter, der pensionierte Grenzaufseher Johann Hermann Wolf aus Werden."

Drei Jahre später, zum Dezember 1841, lesen wir: "Am 18., 2 Uhr nachmittags starb plötzlich am Schlagflusse und gerade beim übermäßigen Branntweintrinken im Elser Holz der Tagelöhner Conrad Langlau von Sande und blieb gleich beim Branntweintrinken auf der Stelle liegen! Müsste wohl ein Beispiel anderen Säufern sein."

Der auffälligste Trunkenbold des Dorfes Elsen war offensichtlich der Wirt Franz Kröger, dessen Gaststätte die Vorgängerin des heutigen "Römerkruges" war. In den elf Jahren von 1839 bis 1850 werden seine Exzesse dreimal in der Ortschronik erwähnt. Für den Chronisten ist Kröger ein Beispiel für ein Stadium der Sucht, an dem schließlich alle Besserungsversuche scheiterten, und er nutzt diesen Fall für eine grundsätzliche Bemerkung: Franz Kröger möge "für unsere Kinder und Kindeskinde eine heilsame Warnung sein vor der Leib und Seele, Herz und Verstand verderbenden Trunksucht, welche mehr Unglück anrichtet als jedes andere Übel." Kröger sei zunächst "ein tätiger, redlicher Wirtschaftler" gewesen, nach und nach aber zu einem "ausgebildeten Trunkenbold" geworden und er sei "in diesem Zustande kein Mensch mehr" gewesen, "sondern ein wahres Ungeheuer, das in der Gemeinde nicht nur Ärger, sondern auch jahrelang in mehr als einer Hinsicht zu großem Nachteil Unfug trieb."

Worin dieser "Unfug" bestand, verrät uns der Chronist leider nicht. Häufige Versuche, "verbunden mit Liebe, Ernst und Strafe" hätten bei Kröger zu keiner Besserung geführt, so dass er schließlich für drei Monate in die Trinkerheilanstalt nach Benninghausen bei Lippstadt geschickt worden sei. Nach seiner Rückkehr habe er sich nur kurze Zeit gebessert und sei dann wieder angefangen "zu saufen und Spektakel zu machen", so dass er erneut und dieses Mal gleich auf die doppelte Zeit, also ein halbes Jahr, nach Benninghausen abgeführt worden sei. Vier Jahre später folgte nach vielen weiteren Ärgernissen eine dritte Einweisung in die Anstalt. Der Kommentar des Chronisten ist in seiner Deutlichkeit kaum zu übertreffen: "Es ist ein schreckliches Beispiel, wie mit dem übermäßigen Genuss geistiger Getränke der Mensch entwürdigt wird, was ihn tief unter das Vieh zu stellen vermag. Ein scheußlicheres Exemplar von Säuferwahnsinn dürfte schwerlich sich irgendwo finden." Noch 1850 heißt es schließlich, "der alte Franz Kröger"

habe in Elsen "wieder viel Skandal gemacht".

Nebenbei bemerkt: Die Gebäude des 1821 in einem ehemaligen Zisterzienserinnenkloster eröffneten Landarmen- und Arbeitshauses Benninghausen sind heute Teil des Westfälischen Landeskrankenhauses für psychisch Kranke und die Institution heißt offiziell "Westfälisches Pflege- und Förderzentrum Lippstadt - Benninghausen".

Selbstmord

Mehrfach ist in der Chronik von Funden unbekannter Toter, zweimal, 1849 und 1880, direkt von Selbstmördern die Rede, wobei es sich jeweils um auswärtige Personen handelte, aus Trier bzw. Uslar. Während es im zweiten Falle lapidar heißt: "Derselbe liegt auf hiesigem Friedhofe beerdigt", liest man zu dem Fall von 1849: "Die Leiche des Selbstmörders wurde ohne Sang und Klang, d. h. des kirchlichen Begräbnisses verlustig, in aller Stille an einer besonderen Stelle am hiesigen Gottesacker eingescharrt."

Man fühlt sich bei dieser Beschreibung an die Schlusssätze zweier berühmter deutscher Dichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts erinnert, deren Hauptperson sich jeweils selbst tötet. Heißt es in Goethes Roman "Die Leiden des jungen Werther" über die Beerdigung des Titelhelden: "Kein Geistlicher hat ihn begleitet", so schreibt Annette von Droste-Hülshoff am Ende ihrer Novelle "Die Judenbuche" über den Mörder und Selbstmörder Friedrich Mergel: "Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt."

Damit sind die beiden Grundelemente der damaligen kirchlichen Reaktion auf die Selbsttötung benannt: Die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses und der Beisetzung in geweihter Erde auf einem Friedhof. Als Begründung wurde seit dem heiligen Augustinus (354 – 430 n. Chr.) die Gleichsetzung der Selbsttötung mit einem Mord, also einem Verstoß gegen das 5. Gebot "Du sollst nicht töten", genannt, der als Todsünde, für die eine Buße im Diesseits nicht mehr möglich war, vom ewigen Heil ausschloss.

Die katholische Kirche lehnt die Selbsttötung nach wie vor ab, weil der Mensch nicht das Recht habe, über das ihm von Gott anvertraute Leben zu verfügen. Sie urteilt aber heute differenzierter: Schwere psychische Ausnahmesituationen könnten die Verantwortlichkeit der am Leben Verweifelnden vermindern und man dürfe die Hoffnung auf das ewige Heil dieser Personen nicht aufgeben. Deshalb ist eine kirchliche Bestattung nach einem Suizid unter bestimmten Voraussetzungen nicht mehr ausgeschlossen.

Fazit

Selbstmord und Alkoholismus sind bis heute gesellschaftliche Ärgernisse geblieben, aber man beschränkt sich nicht mehr auf die moralische Verurteilung wie im 19. Jahrhundert, sondern fragt nach der physischen und psychischen Situation der gefährdeten Menschen und versucht auf diese Weise auch zu prophylaktischen Hilfsstrategien zu kommen.

Wer die Darstellung der Kriminalfälle in Elsen im 19. Jahrhundert in einem so gedrängten Bericht wie diesem gelesen hat, kommt vielleicht zu dem falschen Urteil, es seien doch beträchtlich viele. Aber wenn man sie sich auf hundert Jahre verteilt vorstellt, sind es im Vergleich zu heute eher relativ wenige, auch wenn man eine gewisse Dunkelziffer in Rechnung stellt.

Das hat mit vielen Faktoren zu tun. Man denke nur daran, dass sich die Bevölkerungszahl Elsens inzwischen gegenüber der Mitte des 19. Jahrhunderts verzehnfacht hat. Auch die Anzahl der verschiedenen Deliktarten war geringer. Sie beschränkte sich weitgehend auf Diebstahls- und Gewaltkriminalität. Jeder technische Fortschritt hat seitdem auch zu neuen Formen von Kriminalität geführt, z. B. die Computer- und Internet-Kriminalität oder

das durch unsere heutige Mobilität und den hohen Entwicklungsstand der Kommunikationsmittel ermöglichte internationale organisierte Verbrechen. Neben dem technischen hat es also leider keinen gleichlaufenden moralischen Fortschritt gegeben. Deshalb kommt der Dichter Erich Kästner am Ende seines satirischen Gedichtes "Die Entwicklung der Menschheit", in dem er den gewaltigen technischen Fortschritt seit den Anfängen der Menschheit dem Versagen der Menschen in der moralischen Weiterentwicklung gegenüberstellt, resignierend zu dem drastischen Schluss:

"So haben sie mit dem Kopf und dem Mund
den Fortschritt der Menschheit geschaffen.
Doch davon mal abgesehen und
bei Lichte betrachtet, sind sie im Grund
noch immer die alten Affen."

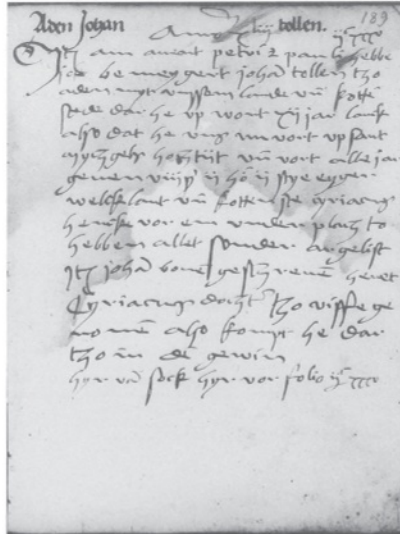
Günter Wißbrock

Vor 500 Jahren: Verheerende Großbrände in Elsen, Paderborn und Neuhaus im Frühjahr 1506

Die Chronik Bruder Göbels aus dem Kloster Böödeken als Quelle unseres Wissens

Am Sonntag, dem 18. September 2005, dem Wahlsonntag, hat Professor Dr. Heinrich Rüthing, Bielefeld, auf der Wewelsburg die von ihm in jahrzehntelanger Arbeit entschlüsselte und kommentierte Chronik des Böödeker Laienbruders Göbel in einer Neuausgabe dem Publikum vorgestellt.

Göbel, der aus Köln stammte, trat 1501 in den Augustinerchorherrenkonvent Böödeken ein, damals eines der größten Klöster Deutschlands mit 40 Chorherren und 150 Laienbrüdern, die meist in dem umfangreichen Wirtschaftsbetrieb des Klosters arbeiteten. Schon im Jahr nach seinem Eintritt wurde er zum Klostervogt ernannt. Nun war es seine Aufgabe, die dem Kloster zustehenden Natural- und Kapitaleinkünfte einzuziehen und darüber genau Buch zu führen. Daneben wurde er zu zahlreichen Sonderaufgaben eingesetzt, wofür häufig weitere Reisen notwendig waren. Göbel war für sein Kloster nicht nur mehrfach in Köln, Göttingen und Braunschweig, sondern auch in Lübeck, dem niederländischen Deventer und zweimal in Rom. Dadurch hatte er einen wesentlich weiteren Horizont als viele seiner Zeitgenossen. Und das Besondere war: Er schrieb alles auf, was er unterwegs erlebte oder irgendwie erfahren konnte. Dadurch nimmt er eine Sonderstellung in der westfälischen Geschichtsschreibung ein. Vor dem Auge des heutigen Lesers entsteht ein buntes Bild der unruhigen, vor allem durch die Wirren des Bauernkrieges und der Reformation geprägten ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwischen den Jahren 1502 und 1543.



Faksimile einer Textseite aus der Chronik Bruder Göbels

Der Elsener Großbrand von 1506

Einmal wird in der Chronik auch Elsen erwähnt, und zwar im Zusammenhang mit einer Serie von Großbränden im Paderborner Raum im Frühjahr 1506.

Die Elsen betreffenden beiden Sätze Göbels seien hier zunächst in der mittelniederdeutschen Originalsprache und dann in neuhochdeutscher Übertragung zitiert:

"Item in dusser vasten brante et ser in dem stichte van Paderborn. To den ersten: Tho Elsen brannten XIII huisse in der ersten wecken in der vasten. Wy voren darheyn unde brachten den armen vorbranten luden broit unde herinck un Godes willen."¹⁾

"Ebenso brannte es in dieser Fastenzeit sehr im Hochstift Paderborn. Zum ersten: Zu Elsen brannten 14 Häuser in der ersten Fastenwoche.²⁾ Wir fuhren da hin und brachten den armen brandgeschädigten Leuten Brot und Hering nach dem Willen Gottes."

Der Laienbruder Göbel gibt auf diese Weise knapp, aber präzise Auskunft darüber, wo

und wann die Brandkatastrophe stattgefunden hat, welche Folgen sie hatte und wie das Kloster darauf reagierte. Alle näheren Einzelheiten bleiben also ausgespart, und darüber nachzudenken, kann nur zu unbeweisbaren Spekulationen führen. Trotzdem reizt es, sich konkretere Vorstellungen zu machen: Bei einer Einwohnerzahl von wenigen hundert müsste bei 14 verbrannten Häusern, wenn man vorsichtig von nur 6 Bewohnern pro Haus ausgeht, schon mit 84 Betroffenen, die zumeist ihr ganzes Hab und Gut verloren hatten, gerechnet werden. Sehr wahrscheinlich ist aber die Zahl der Geschädigten noch viel höher gewesen. Solche "Berechnungen" sind natürlich mit vielen Unbekannten versehen, denn man weiß ja z. B. gar nicht, ob es sich um große Bauernhäuser mit Platz für mehrere Generationen unter einem Dach oder um kleine, ärmliche Heuerlings- oder Kötterhäuser handelte.

Jedenfalls war der Großbrand für Elsen eine echte Katastrophe, besonders in einer Zeit, in der es noch keinerlei Feuerversicherung gab. Die betroffenen Menschen waren also allein auf die spontane oder von der Kirche organisierte Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen, deren Leistungsfähigkeit aber oft begrenzt war.

Dass sich ein recht reiches Kloster wie Böödeken zu praktizierter Nächstenliebe in Form von Nahrungsmittel-Soforthilfe aufgefordert fühlte, ist naheliegend. Wenn außer Brot auch Hering geliefert wurde, hat das natürlich mit der Fastenzeit zu tun. Als es z. B. später, im Mai 1523, in Obermarsberg gebrannt hatte, sandte das Kloster den Brandgeschädigten einen Wagen mit Brot und Bier.

Heringe und nicht einheimische Fische als Fastenspeise weisen zugleich auch auf weite Beziehungen des Klosters hin. Zum 25. Februar 1522 berichtet Bruder Göbel zum Beispiel, dass er in Kassel gewesen sei, um Hering einzukaufen. Ein Teil davon sei verpackt worden in s'Hertogenbosch in den Niederlanden, der andere in Lübeck.³⁾ Vorher hatte das Kloster seinen Fisch direkt aus Deventer in den Niederlanden bezogen. Der in der Nord- und Ostsee gefangene Fisch wurde also in den Hansestädten direkt vermarktet oder auf auswärtige Märkte zum Verkauf geschickt.

Die Hilfe des Klosters für die betroffenen Elsener war sicherlich im Augenblick hoch willkommen, aber natürlich nicht nachhaltig. In Nachrichten über spätere Brände in Elsen hören wir immer wieder davon, dass zum Wiederaufbau der abgebrannten Häuser langfristige Darlehen bei der Kirche aufgenommen worden sind. So wird es wohl auch 1506 gewesen sein.

Wie sehr die Ängste und Sorgen um die Brandgefahr die Menschen noch Jahrhunderte später bewegten, widerspiegelt sich auch in Elsen in den alten Hausinschriften. Allein vierzehn der von Hucke in seinem Elsener Heimatbuch gesammelten Inschriften bitten Gott und die heilige Agatha um Schutz vor Feuer und Brand oder bezeugen, dass der Vorgängerbau durch eine Feuersbrunst vernichtet worden sei.

Die Brände in Paderborn und Neuhaus

Man darf den Elsener Großbrand aber nicht isoliert sehen, denn Bruder Göbel erwähnt ihn im Zusammenhang mit zwei weiteren, noch viel verheerenderen Bränden, die wenig später in Paderborn und Neuhaus ausbrachen. Dass die Auswirkungen hier noch viel gravierender waren, mag mit der unterschiedlichen Siedlungsstruktur zusammenhängen, denn in Elsen lagen die meisten Häuser zwar in einem Dorfverband, aber doch viel lockerer als etwa innerhalb der Paderborner Stadtmauern und rings um die Burg in Neuhaus. Dort konnte das Überspringen des Brandes von einem Haus auf das andere viel schneller geschehen. Dass es überhaupt so häufig brannte, hat natürlich mit der vorherrschenden Fachwerkbauweise, dem Hantieren mit offenem Licht, dem ebenso

offenen Herdfeuer usw. zu tun. Wenn es dann wirklich passierte, fehlte es vor allem auch an wirksamen Bekämpfungsmitteln. Mit Eimerketten aus oft weiter entfernten Wasserquellen war ein größerer Flächenbrand kaum zu löschen.

Über den Paderborner Brand, der am 17. März 1506 ausbrach, weniger als drei Wochen nach den Elsener Ereignissen, berichtet Bruder Göbel, dass er durch die Brandstiftung eines "verrückten" Mannes entstanden sei, der sein eigenes Haus in der Nähe der Marktkirche, die auf dem heutigen Marienplatz stand, angesteckt habe. Wahrscheinlich begünstigt durch den Westwind, breitete sich das Feuer von der Marktkirche über den Kamp aus,



Ledereimer zum Feuerlöschen aus Neuenbürg (Baden-Württemberg)



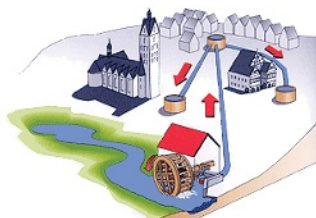
Großbrand in einer mittelalterlichen Stadt

Auch hier leistete das Kloster Böödeken Hilfe, indem es einen Wagen voll Brot und Heringe auf das Rathaus bringen ließ.

Da gerade die höher gelegenen, weiter von den Paderquellen entfernten südöstlichen Teile der Stadt von dem Feuer betroffen waren, machte sich der Wassermangel bei den Löscharbeiten offensichtlich besonders verhängnisvoll bemerkbar. Das gab 1523 den Anlass zum Bau der städtischen "Wasserkunst" an der Börnepader, an die noch heute die Straße "An der Wasserkunst" erinnert. Die Kraft des fließenden Paderwassers wurde dabei von einem Wasserrad auf eine Kolbenpumpe übertragen, die über ein Rohrleitungssystem Wasser "künstlich" bergauf in die höher gelegenen Stadtteile beförderte. Dort befanden sich die "Kümpe", große steinerne Becken, aus denen die Paderborner Trink-, Brauch- und Löschwasser entnehmen konnten. Vier Kümpe, vor der Franziskanerkirche, vor dem Rathaus, am Kamp und vor der Kapuzinerkirche bereichern noch heute das Stadtbild.

Fünf Tage nach dem Brand in Paderborn, am 22. März 1506, brannte es schon wieder, diesmal in Neuhaus. Als die Böödeker Klosterbrüder davon hörten und dreizehn von ihnen nach Neuhaus aufbrachen, um Hilfe zu leisten, sahen sie bei ihrer Ankunft ein Bild des Schreckens: Die bischöfliche Burg und der ganze Ort waren ein Raub der Flammen geworden, tote Kühe lagen auf der Straße. Die Löscharbeiten kamen zu spät. "Die

vernichtete auch den Böödeker Stapelhof an der Kasseler Straße auf dem Gelände des heutigen Vincenz-Krankenhauses und fraß sich weiter bis über die Stadtmauer, von der ein Turm zerstört wurde, den alle für sicher gehalten hatten. Insgesamt fielen nach Göbel mehr als 200, nach einer anderen Quelle⁴⁾ sogar 300 Häuser den Flammen zum Opfer. Man hat geschätzt, dass es sich dabei um den Verlust von einem Viertel oder mehr des damaligen Baubestandes der Stadt handelte.⁵⁾ Darüber hinaus waren fünf Todesopfer zu beklagen.



Die Paderborner Wasserkunst (schematische Darstellung)

ganze wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des aufblühenden Ortes wurde auf lange Zeit hin auf das Empfindlichste gestört."⁶⁾ Natürlich möchte man heute gern wissen, ob das Zusammentreffen dreier Großbrände innerhalb einer so kurzen Zeitspanne wirklich reiner Zufall war. Aber hier lässt uns unsere Quelle im Stich, denn über die Ursache der Brände in Elsen und Neuhaus macht sie keinerlei Angaben. Deshalb sollen hier auch keine Vermutungen angestellt werden.

Rückblick und Ausblick

Die Thematik der Brände von 1506 wirft natürlich die Frage auf, ob es früher oder später in unserem Raum ähnlich verheerende Katastrophen gab. Für Paderborn hat Dr. Rainer Decker die Vielzahl der überlieferten Großbrände im Mittelalter dargestellt.⁷⁾ Nur ein Beispiel davon sei hier erwähnt: Der Stadtbrand des Jahres 1000 legte die damalige kleine Stadt samt Dom und Kaiserpfalz dermaßen in Schutt und Asche, dass Bischof Meinwerk



Der Ükern nach der Brandkatastrophe von 1875

(1009 -1036), der ein großzügiges Wiederauf- und Neubauprogramm veranlasste, geradezu als zweiter Gründer Paderborns nach Karl dem Großen gilt.

Aus jüngerer Zeit seien der Ükernbrand im Jahre 1875 erwähnt, der ein ganzes Stadtviertel vernichtete, und vor allem die verheerendsten aller Brände, die durch die furchtbare Zerbombung Paderborns, vorwiegend im Frühjahr 1945, ausgelöst wurden. Bei Kriegsende waren 86 Prozent der Innenstadt zerstört.

Für Elsen liegen aus der Zeit vor 1506 keine Nachrichten über Brände vor, aber es wird sie natürlich dennoch gegeben haben. Für die spätere Zeit hat Hucke alle Belege in dem Kapitel "Feurio! Feurio!" seines Heimatbuches gesammelt.⁸⁾

Schluss

Sehr passend zitiert Hucke zu Beginn seines Kapitels einige Zeilen aus Schillers "Lied von der Glocke". Hier soll Schiller noch etwas ausführlicher zu Wort kommen. Denn dem Dichter gelingt zweierlei, was der Geschichtsschreiber Bruder Göbel nicht leisten kann und will:

Er macht sich grundsätzliche Gedanken über die Bedeutung des Feuers als Segen und Fluch für die Menschen, und er beschreibt anschließend als Beispiel für die Zerstörungskraft des Feuers mit großem Darstellungsvermögen in dramatischer Anschaulichkeit einen aus einem Blitzschlag entstandenen, sich rasend ausbreitenden Flächenbrand und seine schrecklichen Folgen für die Menschen:



"Wohlthätig ist des Feuers Macht,
 Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
 Und was er bildet, was er schafft,
 Das dankt er dieser Himmelskraft;
 Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
 Wenn sie der Fessel sich enttrafft,
 Einhertritt auf der eignen Spur
 Die freie Tochter der Natur.
 Wehe, wenn sie losgelassen,
 Wachsend ohne Widerstand
 Durch die volkbelebten Gassen
 Wälzt den ungeheuren Brand!
 Denn die Elemente hassend
 Das Gebild aus Menschenhand.
 Aus der Wolke
 Quillt der Segen,
 Strömt der Regen;
 Aus der Wolke, ohne Wahl,
 Zuckt der Strahl!
 Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
 Das ist Sturm!
 Rot wie Blut
 Ist der Himmel,
 Das ist nicht des Tages Glut!
 Welch Getümmel
 Straßen auf!
 Dampf wallt auf!
 Flackernd steigt die Feuersäule,

Durch der Straße lange Zeile
 Wächst es fort mit Windeseile,
 Kochend wie aus Ofens Rachen
 Glühn die Lüfte, Balken krachen,
 Pfosten stürzen, Fenster klirren,
 Kinder jammern, Mütter irren,
 Tiere wimmern
 Unter Trümmern,
 Alles rennet, rettet, flüchtet,
 Taghell ist die Nacht gelichtet.
 Durch der Hände lange Kette
 Um die Wette
 Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
 Spritzen Quellen, Wasserwogen.
 Heulend kommt der Sturm geflogen,
 Der die Flamme brausend sucht.
 Prasselnd in die dürre Frucht
 Fällt sie, in des Speichers Räume,
 In der Sparren dürre Bäume,
 Und als wollte sie im Wehen
 Mit sich fort der Erde Wucht
 Reißen in gewalt'ger Flucht,
 Wächst sie in des Himmels Höhen
 Riesengroß!
 Hoffnungslos
 Weicht der Mensch der Götterstärke.
 Müßig sieht er seine Werke
 Und bewundernd untergehen."

Günter Wißbrock

Anmerkungen:

- 1) Die Chronik Bruder Göbels, hrsg. Heinrich Rüthing, Bielefeld 2005, S. 83
- 2) 25. Februar bis 4. März oder 1. bis 7. März 1506 (Vgl. ebenda, Anm. 15)
- 3) Ebenda, S. 184
- 4) Nikolaus Schaten - Michael Strunck, Annales Paderbornenses, Bd. 3, S. 34f.
- 5) Vgl. dazu Heinrich Schoppmeyer, Die spätmittelalterliche Bürgerstadt (1200 – 1600), in: Paderborn, Geschichte der Stadt in ihrer Region, Bd. 1, Paderborn 1999, S. 411f.
- 6) Fr. Wurm, Schloss Neuhaus. Geschichte von Ort und Schloss, Paderborn 1957, S. 27
- 7) Vgl. Rainer Decker, Brände im mittelalterlichen Paderborn, in: Die Warte 33 (1972), S. 114ff.
- 8) Vgl. Wilhelm Hucce, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960, S.148f.

Gehen wir nach Canossa?!

Zur großen Paderborner Ausstellung „Canossa 1077. Erschütterung der Welt“

„Seien Sie außer Sorge, nach Canossa gehen wir nicht – weder körperlich noch geistig.“ Diese Worte des Reichskanzlers Otto von Bismarck in seiner Rede vor dem Reichstag am 14. Mai 1872 waren seine Reaktion darauf, dass der Papst den deutschen Gesandten beim Heiligen Stuhl abgelehnt hatte. Bismarck war nicht bereit nachzugeben, weil er das als eine Demütigung des im Jahr zuvor gegründeten Deutschen Kaiserreiches empfunden hätte, und er erinnerte deshalb an jenes fast 800 Jahre zurückliegende Ereignis der mittelalterlichen Reichsgeschichte, das im 19. Jahrhundert als tiefste Erniedrigung eines deutschen Herrschers angesehen wurde: König Heinrichs IV. Bußgang nach Canossa zu Papst Gregor VII. im Jahre 1077.

Die Kirchenreform im 11. Jahrhundert und ihre Ziele

Um diesen dramatischen Konflikt zwischen König und Papst zu verstehen, muss man zunächst den Blick auf die innerkirchliche Entwicklung des 11. Jahrhunderts richten. Immer lauter wurde damals, angestoßen vor allem von dem einflussreichen burgundischen Kloster Cluny, der Ruf nach einer Reform der Kirche. Besonders die Lebensführung der Geistlichen sollte sich ändern. Viele Kleriker waren nämlich verheiratet oder lebten mit Frauen zusammen; manche hatten sich ihre geistlichen Ämter auch mit Geld gekauft.

Demgegenüber traten die Reformler für eine strenge Einhaltung des Zölibats, also der Ehelosigkeit der Geistlichen, und gegen jede Art von Simonie, also den Handel mit geistlichen Ämtern, ein.

In Misskredit geriet bei ihnen auch die Gewohnheit, dass die Einsetzung (Investitur) von geistlichen Personen in ihre Ämter häufig durch weltliche Herren, das heißt im kirchlichen Sinne „Laien“, erfolgte. Die Speerspitze der Reformler richtete sich daher auch gegen die Laieninvestitur. Erheblich an Dynamik gewannen diese Forderungen, als sie etwa ab der Jahrhundertmitte auch zu zentralen Programmpunkten einer Reihe von Reformpäpsten wurden.

Kaiser Heinrich III. förderte ebenfalls die Reform, ja, er setzte 1046 sogar drei miteinander um die Kirchenleitung konkurrierende Päpste ab und ernannte einen vierten, der Reform geneigten Bewerber. Heinrich III. starb jedoch schon 1056 mit 39 Jahren, und seine Gemahlin Agnes führte für den unmündigen Sohn Heinrich IV. zunächst die Regentschaft. In dieser Zeit eines relativen Machtvakuaums gewannen geistliche und weltliche Fürsten immer mehr an Mitsprachemöglichkeiten im Reich.

In der Kirche verschärfte ab 1073 Papst Gregor VII. den Reformkurs, indem er erstens wie nie zuvor den päpstlichen Primat betonte, also die unbedingte gehorsame Unterwerfung der Bischöfe und der ganzen Kirche unter den Papst verlangte, und zweitens 1075 das Verbot der Laieninvestitur auch auf die Einsetzung der Bischöfe durch Könige und Kaiser ausdehnte.

Diese Art der Bischofsinvestitur, symbolisch gekennzeichnet durch die Überreichung von Ring und Stab, hatte sich seit der Zeit der Ottonen (10. Jahrhundert) mehr und mehr eingebürgert.

Ein typisches Beispiel für einen solchen ottonisch-salischen Reichsbischof war im frühen 11. Jahrhundert Meinwerk von Paderborn (1009 - 1036). Von Kaiser Heinrich II. wegen seiner hochadligen Herkunft und seines Reichtums nach Beratung mit den Fürs-

ten und den anderen Bischöfen ernannt und mit weltlichen Hoheitsrechten (Markt, Münze, Zoll, Grafschaftsverwaltung) ausgestattet, leistete er im Gegenzug das „servitium regis“, den Königsdienst mit Heeresfolge und relativ häufiger Gastung des reisenden Königs bzw. Kaisers und seines großen Gefolges.

Die Könige begründeten ihre Investiturpraxis mit althergebrachten Gewohnheiten und mit ihrer besonderen, fast priestergleichen Weihe als gesalbte Stellvertreter Gottes auf Erden (Sakralkönigtum).

Gegen die gewohnheitsrechtliche Begründung der Bischofsinvestitur durch König Heinrich IV. verwahrte sich Papst Gregor VII. jedoch mit den Worten, Christus habe nicht gesagt „Ich bin die Gewohnheit“, sondern „Ich bin die Wahrheit“. Statt der Investitur durch den König forderte er die Einhaltung des Kirchenrechts, das die freie Wahl des Bischofs durch Klerus und Volk der jeweiligen Diözese vorsah.

Außerdem war in den Augen der radikaleren Kirchenreformer der König ein bloßer Laie, gegen den sich deshalb auch der Schlachtruf der „libertas ecclesiae“, der Befreiung der Kirche von allem weltlichen Einfluss, richtete.

Die Eskalation des Konflikts

Als Heinrich IV. trotz des generellen päpstlichen Verbots der Laieninvestitur von 1075 im Herbst des gleichen Jahres unverdrossen Bischöfe in den italienischen Bistümern Mailand, Fermo und Spoleto ernannte, reagierte Papst Gregor VII. äußerst scharf und drohte im Dezember dem König die Exkommunikation an.

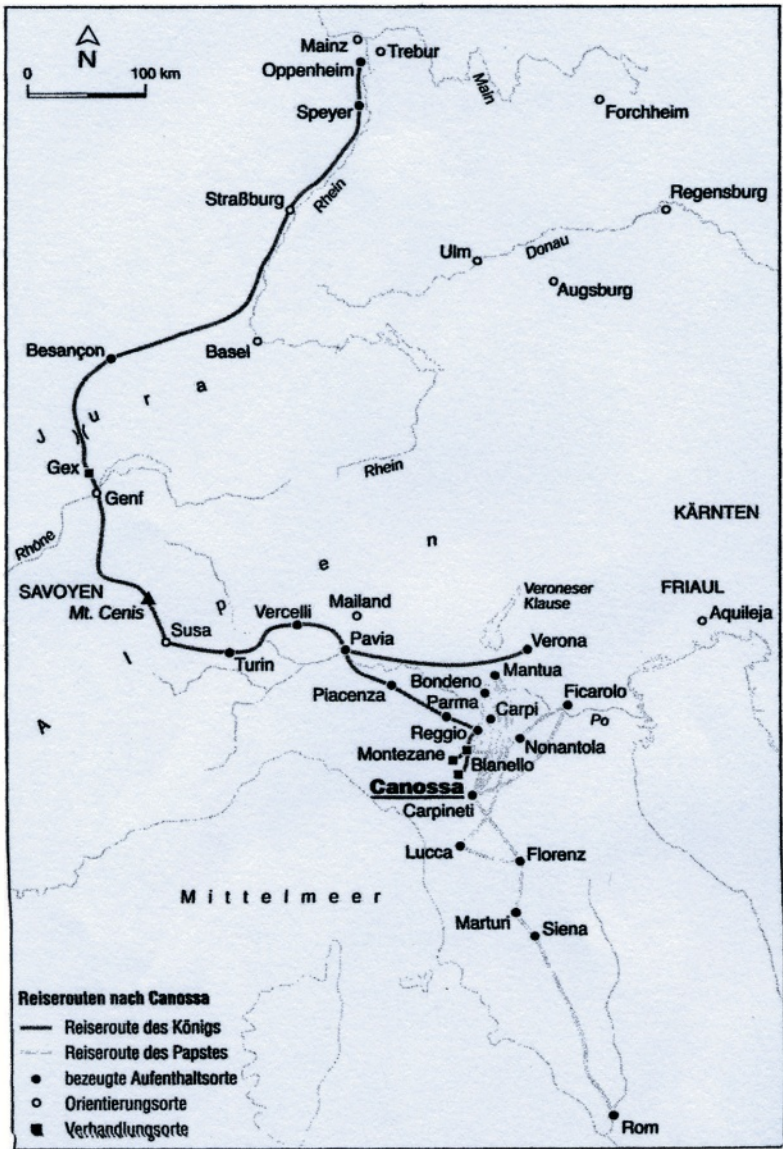
Von nun an eskalierte der Machtkampf in hohem Tempo mehr und mehr. Im Gegenzug berief Heinrich IV. für den 24. Januar 1076 eine Synode nach Worms ein, an deren Ende 26 Bischöfe - darunter der Paderborner Bischof Imad – schriftlich erklärten, dem Papst, den sie mit seinem Geburtsnamen als „Bruder Hildebrand“ anredeten, nicht länger Gehorsam leisten zu wollen, und ihn zum Rücktritt aufforderten.

Gregors Antwort war in ihrer Radikalität bis dato unerhört: Er setzte den König, den „Gesalbten des Herrn“, ab, exkommunizierte ihn und löste alle seine deutschen und italienischen Untertanen von ihrem Treueid. Da nach dem Kirchenrecht allen Christen der Umgang mit Exkommunizierten verboten war, war damit die Axt an die Wurzeln der Herrschaft Heinrichs IV. gelegt, zumal er sich schon vorher durch seine schroffe, autoritäre, auf Konfrontation statt Konsens setzende Art viele Feinde unter den Fürsten geschaffen hatte.

Im Oktober 1076 stellten die Heinrich feindlich gesinnten Großen des Reichs ihm auf einer Reichsversammlung in Trebur (nahe Darmstadt) ein bedingungsloses Ultimatum, sich bis zum Februar des folgenden Jahres vom päpstlichen Bann zu befreien und in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Anderenfalls würden sie einen neuen König wählen.



Kaiser Heinrich IV.



Zug Heinrichs IV. nach Canossa 1076/1077

Der Gang nach Canossa

Heinrich IV., der von allzu vielen wichtigen Anhängern verlassen war, blieb nichts anderes übrig, als mit kleinem Gefolge mitten im Winter, der 1077 besonders hart war, die abenteuerliche Alpenüberquerung als Bußgang zum Papst nach Italien zu wagen.

Der Chronist Lampert von Hersfeld hat den gefährvollen Übergang über den Alpenpass des Mont Cénis so anschaulich geschildert, dass er hier ausführlich zitiert sei: „Der schroffe Abhang des Berges war durch die eisige Kälte so glatt geworden, dass ein Abstieg völlig unmöglich schien. Deshalb versuchten die Männer, alle Gefahren durch ihre Körperkraft zu überwinden: Sie krochen bald auf Händen und Füßen vorwärts, bald stützten sie sich auf die Schultern ihrer Führer; manchmal auch, wenn ihr Fuß auf dem glatten Boden ausglitt, fielen sie hin und rutschten ein ganzes Stück hinunter, schließlich aber gelangten sie doch unter großer Lebensgefahr in der Ebene an. Die Königin und die anderen Frauen ihres Gefolges setzte man auf Rinderhäute, und die Führer, die dem Zug vorausgingen, zogen sie darauf hinab. Die Pferde ließen sie teils mit Hilfe von speziellen Vorrichtungen hinunter, teils schleiften sie sie mit zusammengebundenen Füßen hinab. Von diesen aber starben viele beim Hinunterschleifen, viele wurden schwer verletzt, und nur ganz wenige entrannten heil und gesund diesen Gefahren.“

Papst Gregor VII. war währenddessen schon auf dem Wege nach Deutschland, wo in Augsburg gemeinsam mit den deutschen Fürsten das Tribunal über Heinrich IV. stattfinden sollte. Als er vom Kommen des Königs hörte, flüchtete er sich in die hoch in den Apenninen, gut 20 km südlich von Reggio nell'Emilia gelegene feste Burg Canossa seiner Anhängerin Markgräfin Mathilde von Tuszien. Nach Einschaltung der Markgräfin und des Abtes Hugo von Cluny, Heinrichs IV. Taufpaten, als Vermittler musste der König drei Tage im wollenen Büßergewand barfuß in der Winterkälte im Burghof ausharren, bevor Papst Gregor VII. ihm die Absolution erteilte.



Heinrich IV. bittet Abt Hugo von Cluny, seinen Taufpaten, und Markgräfin Mathilde von Tuszien um Fürsprache bei Papst Gregor VII.

Heinrich IV. und der weitere Konfliktverlauf

Damit aber waren die Konflikte in dem Dreiecksverhältnis von Königtum, Papsttum und Reichsfürsten noch keineswegs gelöst. Ein Teil der Fürsten hatte nämlich inzwischen in Forchheim den Schwabenherzog Rudolf von Rheinfelden zum Gegenkönig gewählt. Das führte zum Bürgerkrieg. Weil Heinrich IV. weiter fortfuhr, Bischöfe zu investieren, belegte ihn der Papst 1080 erneut mit dem Bann. Nur weil der Gegenkönig Rudolf in einer Schlacht gegen die Anhänger Heinrichs durch einen Schwerthieb die rechte Hand verlor und daran verstarb, konnte Heinrich IV. seine Herrschaft in Teilen des Reiches wieder festigen, zumal viele den Verlust der Schwurhand, mit der er einst dem König die Treue geschworen hatte, als Gottesurteil deuteten.

1084 gelang es Heinrich, sich durch den von ihm unterstützten Gegenpapst Clemens III. zum Kaiser krönen zu lassen. Gregor VII., der sich in der römischen Engelsburg verschanzt hatte, wurde einen Monat später von den Normannen gerettet und nach Salerno gebracht, wo er aber schon am 25. Mai 1085 verstarb. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehasst. Deshalb sterbe ich in der Verbannung.“

Die Ruhelosigkeit im Leben Heinrichs IV. aber war damit keineswegs beendet, denn nacheinander rebellierten beide Söhne gegen ihn. Der jüngere, der spätere Heinrich V., setzte den eigenen Vater ab und inhaftierte ihn auf der Burg Böckelheim an der Nahe. Heinrich IV. konnte nach Lüttich entfliehen und sammelte Truppen gegen seinen Sohn, verstarb aber am 7. August 1106, bevor es zur Entscheidungsschlacht zwischen Vater und Sohn kam.

Interessenausgleich als Konfliktlösung: Das Wormser Konkordat

Heinrich V. (1106 – 1125) war von ähnlicher Schroffheit wie sein Vater und setzte sogar einmal einen der Nachfolger Papst Gregors VII. zwei Monate gefangen.

Erst 1122 gelang im „Wormser Konkordat“ endlich ein Kompromiss in der Investiturfrage: Der Kaiser verzichtete auf die Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab und sicherte ihre freie kanonische Wahl und unbehinderte Weihe zu. Die Bischofswahlen konnten aber in Deutschland in seiner Anwesenheit stattfinden, und er konnte im Anschluss daran dem Neuerwählten ein Zepter als symbolisches Zeichen für die ihm verliehenen weltlichen Rechte und Besitztümer (Regalien) verleihen, in Deutschland vor der Weihe, in Burgund und Italien binnen 6 Monate danach.

Mit dem Wormser Konkordat fand der Streit zwischen dem salischen Kaisertum und dem Papsttum seinen formellen Abschluss, indem fortan bei der Bischofseinsetzung konsequent zwischen der geistlichen und der weltlichen Sphäre und den ihnen jeweils zugehörigen Rechten und formalen Akten unterschieden wurde.

Paderborn und der Investiturstreit

Der über Jahrzehnte mit größter Heftigkeit ausgetragene Kampf spielte sich aber keineswegs nur auf der höchsten Ebene ab, sondern er führte überall im Reich zur Parteinahme für den einen oder den anderen Kontrahenten und daher zu einer langwährenden Dauerkrise mit chaotischen Zuständen.

Ein Zeitgenosse, der Augsburger Annalist, kommentierte die Lage so: „Wie man in einer Komödie liest: ‘Alle sind wir verdoppelt’, so sind nun die Päpste verdoppelt, die Bischöfe verdoppelt, die Könige verdoppelt, die Herzöge verdoppelt.“

Diese Situationsanalyse traf im Übrigen auch für Paderborn zu: 1083 wurde Heinrich Graf von Assel, ein Anhänger der Kirchenreform und Papst Gregors VII., vom Domkapitel zum Bischof gewählt. Er wurde jedoch von Heinrich Graf von Werl verdrängt, der 1084 in Rom durch den gebannten Heinrich IV. und den Gegenpapst Clemens III. ohne Mitwirkung des Domkapitels als Paderborner Bischof bestimmt worden war. Heinrich von Assel floh nach Magdeburg, wo er später Erzbischof wurde. Heinrich von Werl aber blieb gegen den Willen Roms und ohne Wahl durch das Domkapitel trotz vielfacher Absetzungsprüche und Bannflüche von Päpsten, Königen, Reichsversammlungen und Synoden 43 Jahre im Amt als Paderborner Oberhirte.

Weil die Verhältnisse in Paderborn also die Konflikte dieser krisengeschüttelten Zeit geradezu beispielhaft widerspiegeln, ist Paderborn auch ein durchaus passender Ort für eine große Ausstellung zu dieser Thematik.

Die Ausstellung und ihre Konzeption

Die Ausstellung wird vom 21. Juli bis zum 5. November 2006 in drei Sektionen in den drei Häusern Museum in der Kaiserpfalz, Erzbischöfliches Diözesanmuseum und Städtische Galerie stattfinden.

Die Ausstellungssektion in der Kaiserpfalz wird ihren Schwerpunkt in der Ereignisgeschichte und den beteiligten Personen und gesellschaftlichen Kräften haben. Konkreter: Zu Beginn wird der Besucher in einer Inszenierung den überaus riskanten winterlichen Alpenübergang auf dem Weg Heinrichs IV. nach Canossa nachvollziehen können und er wird in das kirchliche Bußzeremoniell eingeführt.

Im Zentrum der Pfalzaula steht dann das Adelheid-Kreuz mit seinem funkelnden Gold- und Edelsteinbesatz, das unter dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden den Platz des Reichskreuzes einnahm. Ein Königsthron aus Goslar und gegenüber ein Papstthron aus Rom repräsentieren mit anderen kostbaren Exponaten die Konfliktgegner. Weitere Ausstellungsbereiche sind Markgräfin Mathilde von Tuszien und Abt Hugo von Cluny, den beiden Vermittlern von Canossa, gewidmet, vor allem der von Hugo erbauten Klosterkirche von Cluny, der größten Kirche der Christenheit vor der Entstehung des heutigen Petersdoms in Rom.

Schließlich werden die gesellschaftlichen Gruppen der Bischöfe, der Ordensleute, des Adels mit seinen Burgen und Waffen und des beginnenden städtischen Bürgertums in ihrem Wandel an vielen Beispielen mit entsprechenden Ausstellungsstücken veranschaulicht, unter denen zentral ein neues Großmodell Paderborns im 11. Jahrhundert ins Auge fällt.

In der zweiten Ausstellungssektion im Diözesanmuseum stehen mehr die theologisch-geistesgeschichtlichen Grundlagen und die Kunst am Aufgang der Romanik im Mittelpunkt.

Hier geht der Blick noch einmal zurück in die Zeit Kaiser Heinrichs III., in der die frühmittelalterliche Einheit von Papsttum und Kaisertum noch ungebrochen war. Kostbare illuminierte Evangeliare und die Grabkasselle Papst Clemens' II. aus byzantinischer Seide stehen für diesen Zeitabschnitt.

Riesenbibeln und andere wertvolle Handschriften illustrieren dann das Leben in den klösterlichen Reformzentren in Italien und nördlich der Alpen.

Der damalige Bau von Kirchen und ihre Ausstattung führen den Betrachter zurück nach Paderborn. In diesem Ausstellungsteil wird der Großbrand von 1058 inszeniert, dem die Bauten Bischof Meinwerks zum Opfer fielen. Dann fällt der Blick auf das Modell des Domneubaus durch Bischof Imad (1051 - 1076) und das Original der von ihm gestifteten berühmten Madonna.

Eine Fülle von erlesenen Werken der Buchmalerei, der Elfenbein- und der Goldschmiedekunst führen in den Kunstkreis um den



Christus krönt Heinrich III. und seine Gemahlin Agnes

bedeutenden Künstlermönch Rogerus von Helmarshausen ein, wobei die Tragaltäre aus dem Dom und dem Kloster Abdinghof im Mittelpunkt stehen.

Schließlich beschäftigt sich ein letzter Bereich der Ausstellung im Diözesanmuseum mit dem zentralen Beweggrund für die Stiftung solch großartiger Kunstwerke, der Jenseitsvorsorge. Man hoffte, durch fromme Werke beim Jüngsten Gericht vor dem göttlichen Richter bestehen zu können. Diesem Ziel dienten auch die Nachbildungen der



Tragaltar aus dem Paderborner Dom

Grabeskirche in Jerusalem bzw. des Heiligen Grabes, die an den Beispielen der Busdorfkirche in Paderborn, der Johanneskapelle auf der Krukenburg in Helmarshausen und der Anlagen an den Externsteinen gezeigt werden.

Die dritte Ausstellungssektion in der Städtischen Galerie fragt nach der Rezeption, also dem Nachwirken der mittelalterlichen Canossa-Thematik in der Neuzeit.

Ausgehend von Bismarcks eingangs zitiertem berühmten Satz, wird die überaus wichtige Rolle des Sprachbildes „Gang nach Canossa“ zur Bezeichnung einer tiefen Demütigung im sogenannten Kulturkampf zwischen dem preußisch-deutschen Staat und der katholischen Kirche im späten 19. Jahrhundert anschaulich gespiegelt in vielen Karikaturen und z. B. in den Inschriften der 1877 auf der Harzburg errichteten „Canossa-Säule“. Der Blick voraus in die NS-Zeit verdeutlicht, wie die Canossa-Metapher auch weiterhin als Sinnbild nationaler Selbsterniedrigung und antikatholischer Ressentiments instrumentalisiert worden ist.

Die frühe Neuzeit dagegen versuchte mit der Heiligsprechung Gregors VII. (1606), der Umbettung des Leichnams der Markgräfin Mathilde von Tuszien in den Petersdom und ihre Aufnahme in Dantes „Göttliche Komödie“, das Hauptwerk der italienischen Literatur, eher eine Verklärung der Akteure von Canossa.

Fazit

Insgesamt wartet eine Ausstellung mit über 700 Exponaten aus führenden Sammlungen in ganz Europa und Amerika auf den Betrachter, von denen hier nur einige wenige erwähnt werden konnten. Auf einzigartige Weise wird uns so die im Mittelalter eskalierende, aber allzeit gegenwärtige Problematik der Trennung und zugleich Zusammenarbeit von Kirche und Staat vor Augen geführt. Weil sich der Besuch auf jeden Fall lohnen wird, haben sich schon jetzt Hunderte von Besuchergruppen angemeldet.

Gehen wir also „nach Canossa“! So nahe vor der Haustür werden wir Elsener es im Übrigen nie wieder haben ...

Günter Wißbrock

Ein Streit um den Elsener Friedhof vor hundert Jahren

Privates contra öffentliches Interesse

In unseren Tagen erleben wir Elsener sozusagen unmittelbar „vor der Haustür“ einen erbitterten, mit allen rechtsstaatlichen Mitteln geführten Streit zwischen einigen Privatpersonen und der Stadt Paderborn bzw. dem FC Paderborn um den Bau der neuen Paragon-Arena. Grundsätzlich geht es dabei darum, wie weit private Interessen und Bedürfnisse durch öffentliche Maßnahmen beeinträchtigt werden dürfen. Diese Auseinandersetzung wird manchen ärgern, weil Bauverzögerungen und Kostensteigerungen die Konsequenz sind. Aber in einem Rechtsstaat, in dem die freie Entfaltung der Persönlichkeit als Grundrecht garantiert ist, wird es keine Frage sein, dass es ein Recht des Einzelnen auf Klageerhebung gibt, wenn er sich in seinen individuellen Rechten verletzt fühlt. Für die öffentliche Verwaltung und die Gerichte wird es bei der rechtlichen Würdigung und der Abgrenzung von privaten und staatlichen bzw. gesellschaftlichen Interessen immer wieder zu einer schwierigen Gratwanderung kommen.

Die Friedhofserweiterung von 1905

Dass diese Problematik keineswegs neu ist, zeigt ein in den Akten des Stadtarchivs Paderborn dokumentierter Streit um die Erweiterung des Elsener Friedhofs im Jahre 1905. Solche kontinuierlichen Erweiterungen sind seit 1895 belegt. Ursache dafür war der starke Bevölkerungszuwachs in Elsen seit dem späten 19. Jahrhundert (1871: 1466 Pers.; 1885: 1789 Pers.; 1906: 2043 Pers.).

Die erste Erweiterung von 1895 war deshalb nicht schwierig, weil geeignete Pfarrgrundstücke dafür zur Verfügung standen. Der nächste Friedhofsausbau im Jahre 1905 verzögerte sich dagegen wegen des Einspruchs eines Bürgers sehr.

Beschwerde eines Anliegers beim Amtmann

Der Stellmacher Franz Kaskord legte am 23. Juli 1905 beim Amtmann in Neuhaus Beschwerde gegen die Planungen ein. Diesmal war beabsichtigt, den Friedhof durch ein von den Gemeinden Elsen und Sande gemeinsam zu erwerbendes Grundstück des Eisenbahnschlossers Anton Lengeling zu erweitern, dessen Wohnhaus auf dem Grundstück abgebrochen werden sollte. Die Genehmigung des Regierungspräsidenten in Minden dazu wurde am 1.8.1905 erteilt.

Der Eingabe des beschwerdeführenden Anliegers Kaskord merkt man deutlich an, dass das Verfassen solcher Schreiben nicht gerade zu seinen alltäglichen Beschäftigungen gehörte. Rechtschreibfehler (z.B. „Leigen“ statt „Leichen“), Grammatikfehler, unpassende Wortwahl und unvollständige Sätze häufen sich und wirken teilweise unfreiwillig komisch. (Kostprobe mit allen Fehlern: „Diese Mitteilung von den Vorsteher veranlasst mich, gegen gegen dieses Übel, nach seiner Kenntnisaahme wiederiges Gesundheits verfahren, entschieden entgegen zu treten, damit wenn ich das Übel erdulden muß, mir die Schuld nicht trifft.“)

Es war sicher darüber hinaus nicht einfach, die im Deutschen Kaiserreich üblichen Floskeln zu beherrschen, mit denen sich die hohen Herren Beamten anreden ließen. Kaskord aber versuchte es: „Untergebenst erlaube ich mir, dem geehrten Herrn Amtmann die Mitteilung zu unterbreiten ...“ oder: „Weshalb ich die hochlöbliche Obrigkeit bitten ersuche ...“

Was war der Inhalt seiner Beschwerde? Kaskord brachte vor, dass bereits durch den

bestehenden Friedhof in den Grenzen von 1895 das Wasser seines 25 m entfernten Brunnens verunreinigt werde, so dass es ungekocht ungenießbar sei und eine gesundheitliche Gefährdung bestehe.

Die Reaktion der Behörden

Die damaligen Behörden handelten durchaus zügig. Das Schreiben Kaskords vom 23. Juli an den Amtmann wurde von diesem am 25. Juli an den Landrat des Kreises Paderborn weitergereicht, der am 27. Juli eine Stellungnahme des Amtmanns erbat und anordnete, ein Gutachten des Kreisarztes zu veranlassen.

Am 26. August kam Amtmann Eckardt diesem Ersuchen nach und empfahl dem Landrat, die Beschwerde abzuweisen. Zur Begründung fügte er Gutachten zweier Experten bei, einerseits des Kreisarztes, der die Erweiterung des Friedhofs aus seiner Sicht am 15. Mai genehmigt hatte, und andererseits des Apothekers Linden in Neuhaus, der das Wasser aus dem Brunnen Kaskords chemisch untersucht und eine einwandfreie Trinkwasserqualität bescheinigt hatte.

Darauffin erhielt der Stellmacher Kaskord am 30. August 1905 ein Schreiben des Landrats, in dem seine Beschwerde als „unbegründet“ abgelehnt wurde. Erläuternd heißt es, die angestellten Ermittlungen hätten ergeben, „daß Ihr Wohnhaus bzw. der Brunnen 37 m vom Kirchhofe entfernt liegen und Ihr Brunnenwasser keineswegs durch das vom Kirchhofe abzuleitende Grundwasser verunreinigt wird, sondern dasselbe bei einer kürzlich stattgefundenen chemischen Untersuchung für genußfähig bzw. als gutes Trinkwasser bezeichnet worden ist; auch ist ein übler Geruch vom Kirchhofe her bei Ihrem Wohnhause bis jetzt nicht bemerkt worden. Eine Gesundheitsgefährdung durch die Erweiterung des Kirchhofs kann hiernach für Sie nicht in Frage kommen.“

Beschwerde an den Regierungspräsidenten

Kaskord aber gab sich mit diesem ablehnenden Bescheid des Landrats vom 30.8. keineswegs zufrieden, sondern richtete bereits am 4.9. eine erneute Beschwerde an die nächsthöhere Instanz, den Regierungspräsidenten in Minden.

Ganz offensichtlich hatte er einen kundigen Beistand gefunden, denn nun klingt das Schreiben sprachlich und sachlich korrekt und die Berufung auf staatliche Gesetze verrät auch juristische Kenntnisse. Er bat darum, „die Genehmigung zur Erweiterung des Kirchhofs in Elsen“ ... „aus gesundheitspolizeilichen Gründen zu versagen“. Einerseits argumentierte er weiter mit der Gefährdung seiner Familie durch verschmutztes Brunnenwasser, fügte aber noch eine angebliche Geruchsbelästigung in der warmen Jahreszeit durch den Friedhof als weiteres Argument hinzu. Andererseits versuchte er jetzt geschickt, den ganzen Friedhof als eigentlich illegitim hinzustellen. Das Gelände sei allzu wasserreich, so dass es bei Beerdigungen schon vorgekommen sei, dass der Sarg im Wasser gestanden habe. Außerdem widerspreche „die Anlage eines Friedhofs in bewohnter Gegend der gesetzlichen Vorschrift“.

Die Reaktion des Regierungspräsidenten

Am 11.9.1905 bat der Regierungspräsident den Landrat um seine Stellungnahme zu Kaskords Eingabe. Dieser plädierte mit den bekannten Argumenten (Gute Trinkwasserqualität, kein übler Geruch, relativ weite Entfernung des Brunnens vom Friedhof) auf Ablehnung der Beschwerde und fügte hinzu, für eine ordnungsgemäße Ableitung des Grundwassers von dem Erweiterungsgrundstück werde durch eine Drainage Sorge getragen werden.

Die Reaktion des Pfarrers

Am 29.9. schickte der Neuhäuser Amtmann Eckardt die Beschwerde Kaskords zur Kenntnis- und Stellungnahme auch an den damaligen Elsener Pfarrer Alpmann. Dieser bat in seinem Antwortschreiben vom 4.10. ebenfalls darum, die Beschwerde Kaskords abzuweisen. Zur Begründung argumentierte Pfarrer Alpmann vor allem mit der Gesetzmäßigkeit des Verfahrens bei der Friedhofserweiterung und mit dem Schaden für die Gemeinde, der bei einem Stopp der Erweiterung entstehen würde. Der Kirchenvorstand habe für sein Vorhaben vorschriftsmäßig die Genehmigung der kirchlichen und staatlichen Behörden eingeholt, die aufgrund amtlicher Gutachten erteilt worden sei. Das von der Kirchengemeinde bereits angekaufte Grundstück des Anton Lengeling werde für die Gemeinde wertlos sein, wenn es nicht zu dem ursprünglich beabsichtigten Zwecke genutzt werden könne. Es werde ordnungsgemäß drainiert werden. Die Behauptung Kaskords, dass Särge auf dem Elsener Friedhof im Grundwasser zu stehen gekommen seien, sei unwahr.

Auch diese Stellungnahme übersandte Amtmann Eckardt noch am 4.10. an den Regierungspräsidenten in Minden und fügte hinzu, die Beschwerde Kaskords sei "gänzlich unbegründet".

Endgültige Ablehnung der Beschwerde

Es verwundert nicht, dass der Regierungspräsident Kaskord darauf einen endgültigen ablehnenden Bescheid erteilte und seine bereits am 1.8. verfügte Genehmigung der Friedhofserweiterung bekräftigte.

So konnten das Wohnhaus Lengeling abgerissen und das Gelände drainiert, aufgefüllt und nach der Weihe durch Pfarrer Alpmann dem Friedhof angegliedert werden.

Fazit

Der Elsener Friedhofsstreit lässt verallgemeinernd folgende Schlüsse zu: Das Deutsche Kaiserreich vor dem Ersten Weltkrieg war zwar keine Demokratie im heutigen Sinne, sondern eine konstitutionelle Monarchie, aber durchaus schon ein Rechtsstaat. Dem Bürger standen Beschwerdemöglichkeiten gegenüber staatlichem Handeln über mehrere Instanzen offen. Die Verwaltung war nicht einfach mehr Herrschaftsinstrument des Monarchen wie im Absolutismus des 17./18. Jahrhunderts, sondern sie war an Recht und Gesetz gebunden. Unser Beispiel zeigt, dass eine Eingabe auch dann Berücksichtigung fand, wenn sie in der äußeren Form unzureichend war. Die Verwaltung bediente sich bei ihrer auffallend zügig herbeigeführten Entscheidung neben der Berufung auf die Gesetzeslage bereits durchaus moderner Mittel, wie Expertengutachten und naturwissenschaftlicher Untersuchungsmethoden.

Kurz gesagt: Franz Kaskords Beschwerde wurde zwar abgelehnt, aber mit guten Gründen, und er ist offensichtlich keineswegs das Opfer einer staatlichen Willkürmaßnahme.

Benutzte Quelle: Acta der Gemeinde Elsen betr. Kirche, Pfarrhaus, Kaplanei und Friedhof (Stadtarchiv Paderborn, Akte H 33 Elsen)

Günter Wißbrock

Mit der Pfarrgemeinde unterwegs nach Polen

Nach der Polenfahrt im Jahre 2004, die das Ermland und Masuren zum Ziel hatte, führte eine zweite Reise einer Gruppe der St. Dionysius-Pfarrgemeinde vom 5. bis 14. Juli in Begleitung von Pfarrer Hans-Jürgen Wollweber in südlichere Teile Polens, nach Schlesien und das sich östlich anschließende Kleinpolen um Krakau. Die Vorbereitung der Fahrt lag wieder in den bewährten Händen von Ursula und Ulrich Fox. Für manche Teilnehmer war es die Rückkehr an die Stätten ihrer Jugend, für die meisten anderen aber der erste persönliche Augenschein auf ein Land, von dem sie bisher nur aus Erzählungen und den Medien erfahren hatten.

Wallfahrtsstätten

Eindrucksvoll war für die Reisegruppe die Besichtigung der großen polnischen Wallfahrtsstätten: Trebnitz bei Breslau mit dem Grab der heiligen Hedwig, der Schutzpatronin der Schlesier, der Annaberg in Oberschlesien und vor allem das Paulinerkloster auf dem „Hellen Berg“ (Jasna Góra) in Tschenstochau, das zentrale Marienheiligtum der Polen mit der „Schwarzen Madonna“. Hier konnten wir der „Enthöhung“ des Heiligenbildes der Muttergottes beiwohnen, die täglich zweimal, eingeleitet durch einen Tusch, stattfindet.

In Deutschland weniger bekannt sein dürfte der Marienwallfahrtsort der Diözese Krakau, Kalwaria Zebrzydowska. Aber die hoch am Hang gelegene Barockkirche, die wie in Annaberg von vielen Kapellen umgeben ist, gehört ebenfalls zu den meistbesuchten Pilgerzielen Polens.

Überall fiel uns die starke marianische Prägung des polnischen Katholizismus auf und auch die hohe Wertschätzung, die Papst Johannes Paul II. bei seinen polnischen Landsleuten genießt, eine Verehrung, die sich jetzt auch auf seinen deutschen Nachfolger Benedikt XVI. zu übertragen scheint. Besonders zeigt sich die Zuneigung zu dem charismatischen Polen auf dem Papstthron natürlich in seinem Heimatort Wadowice, wo sein Geburtshaus gleich neben seiner Taufkirche steht.



Gnadenbild der Muttergottes von Tschenstochau

Die großen Städte – Breslau und Krakau

Sehr viel Sehenswertes boten die beiden großen Städte Breslau und Krakau. In Breslau wurden der Dom, die Kirche Maria auf dem Sande und die festliche Aula Leopoldina der Universität besichtigt. Besonders einladend empfand die ganze Gruppe den „Ring“, den riesigen Marktplatz rings um das gotische Rathaus, der von lauter prachtvollen Giebelhäusern verschiedener Stilepochen eingefasst wird.



Giebelhäuser am Marktplatz in Breslau

Hier ließen sich an den wundervoll lauen Sommerabenden beim erfrischenden Biere Gaukler, Musikanten und viele flanierende Menschen beobachten.

Ähnlich war es in Krakau. In der ehemaligen langjährigen Hauptstadt Polens, die noch heute die wichtigste Kulturstadt des Landes ist, besichtigten wir den Wawel, den Königshügel mit dem Schloss und dem Dom mit seinen vielen Königsgräbern, eine zentrale Stätte polnischer Geschichte.



Marktplatz mit Marienkirche in Krakau

Hauptanziehungspunkt war aber auch hier der Ring, der im Vergleich zu Breslau noch größere Markt- und Tuchhallen in der Mitte, die von Fiakern umfahren wurden. Überaus kunstreich ist die Innenausstattung der Marienkirche am Ring mit ihrem spätmittelalterlichen Altar, einem Meisterwerk des Nürnberger Künstlers Veit Stoß. Von ihrem Turm bläst noch heute der Türmer stündlich zu jeder vollen Stunde ein Trompetensignal.

Vergangenheit, die nicht vergehen kann

Mehrfach wurden wir auch auf erschütternde Weise auf die dunkelste Epoche deutscher Geschichte gestoßen, so vor allem bei der Besichtigung des Stammlagers Auschwitz I und des Vernichtungslagers Auschwitz II – Birkenau, wo unzählige Menschen – vor allem, aber nicht nur Juden – zu Tode gequält, erschossen oder vergast wurden.

In Kreisau in Niederschlesien dagegen standen wir auf einem frisch restaurierten riesigen Gutshof mit einem schlossartigen Herrenhaus an der Stätte, wo sich im "Kreisauer Kreis" um den Grafen Helmuth James von Moltke Menschen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus getroffen haben, um sich Gedanken über eine moralische und politische Erneuerung Deutschlands nach dem Kriege zu machen. Mehrere von ihnen haben dafür mit dem Leben bezahlen müssen, wie z.B. der Jesuitenpater Alfred Delp. Kreisau ist heute eine internationale Begegnungsstätte.

Naturerlebnisse in der Hohen Tatra

Andererseits kam auf der Fahrt auch das Naturerlebnis nicht zu kurz. Eine Wanderung um das "Meeresauge" (Morskie Oko), einen 1300 m hoch gelegenen Bergsee in der Nähe des bekannten Wintersportortes Zakopane in der Hohen Tatra, zu dem wir ein Stück des Weges auf rumpeligen Pferde-



Floßfahrt auf dem Dunajec

fuhrwerken hinaufgefahren wurden, bot herrliche Ausblicke auf die zum Teil noch mit Schnee bedeckten Berge ringsherum und die von ihnen herabstürzenden Wasserfälle. Eine zweieinhalbstündige Floßfahrt auf dem Dunajec, dem Grenzfluss zwischen Polen und der Slowakei, der sich zwischen steilen Felsabhängen durch die Hohe Tatra windet, war ebenfalls ein unvergessliches Erlebnis.

Im Salzbergwerk Wieliczka

Ein besonderer Höhepunkt der Fahrt war der Besuch des berühmten Salzbergwerkes Wieliczka östlich von Krakau, das seit 1978 auf der Liste der UNESCO als Weltkulturerbe steht. Schächte von 350 km Länge und 2040 Kammern sind das Ergebnis des Abbaus von 25 000 000 Kubikmetern Salz seit 1251. Können Sie sich z.B. eine ganz große Kirche unter der Erde vorstellen, in der alles aus Salz ist, die Wandreliefs wie die Fußbodenplatten, der Altar wie die Leuchter? Oder lebensgroße Salzstatuen berühmter Besucher, von Goethe bis Johannes Paul II., alles von kunstfertigen Bergleuten in ihrer Freizeit gestaltet? 360 Stufen mussten erst herabgestiegen werden, um solche Schätze zu entdecken. Nach gut zwei Stunden ging es zu jeweils neun Personen eng eingequetscht in einem Förderkorb in 40 Sekunden wieder ans Tageslicht.



Die Reisegruppe in der „Salzkirche“ im Bergwerk Wieliczka

Im Riesengebirge

Schließlich steuerten wir nach Breslau und Krakau unser drittes Übernachtungsziel an, Hirschberg im Riesengebirge, das heutige Jelenia Góra. Auf dem Wege dorthin besichtigten wir die riesige evangelische Friedenskirche in Schweidnitz, ein kostbar ausgestattetes Fachwerk-Gotteshaus mit 7500 Sitz- und Stehplätzen. Im Riesengebirge, im Reiche Růbezahls, wo sich herrliche Ausblicke auf die leicht im Dunst liegende Schneekop-

pe boten, sahen wir uns vor allem zwei sehr unterschiedliche Gebäude an: die in Krummhübel - Brückenberg 1842 - 44 wieder errichtete original mittelalterliche norwegische Stabholzkirche Wang und die pompöse Villa "Wiesenstein" des schlesischen Dichters und Literaturnobelpreisträgers Gerhart Hauptmann in Agnetendorf. Nachdem in Hirschberg noch die letzten Mitbringsel, vor allem Bunzlauer Keramik, erworben worden waren, ging es am nächsten Morgen zurück nach Elsen.

Fazit

Wir hatten, bestens geführt durch unsere ebenso sprachgewandte wie sachkundige Reiseleiterin Barbara Monko, auf einer rundum gelungenen Reise mit vielfältigen Eindrücken ein Land erlebt, das sich nur schwer auf einen

Nenner bringen lässt: Reich ausgestattete und auch ohne Kirchensteuern wunderbar gepflegte Kirchen und bestens restaurierte Häuserzeilen um die Marktplätze der Städte stehen im Gegensatz zur sonst nur zu oft bröckelnden Bausubstanz. Relativ häufige Neubauten, auch zahlreiche neue Kirchen kennzeichnen die Bergorte südlich von Krakau, während in den ehemals deutschen Ebenen Niederschlesiens immer noch eher Verfall und Ruin der Häuser vorherrschend zu sein scheinen. Viele kleine polnische Geschäfte erfahren zunehmend Konkurrenz von den sich neu ansiedelnden westlichen Ketten.

Kurz, wir erlebten das Land in einer Umbruchszeit. Es wäre sicherlich interessant, in einigen Jahren noch einmal zu beobachten, welche Rolle polnischer Nationalstolz, polnisches Traditionsbewusstsein und gelebte polnische Religiosität angesichts zunehmender westlicher Konsumeinflüsse und einer weitergehenden Vereinigung Europas in Zukunft spielen werden.



Norwegische Stabholzkirche Wang in Krummhübel/Riesengebirge

Günter Wißbrock

Geistliche und weltliche französische Emigranten in Elsen Folgen der Großen Französischen Revolution von 1789

Ein Dokument aus den Elsener Kirchenbüchern

In den Elsener Kirchenbüchern findet sich die folgende "Nachricht über die französischen sich hier aufhaltenden Geistlichen", geschrieben wohl gegen Ende 1795 von der Hand Franz Anton Möllers, der von 1782 bis 1818 als Pfarrer in Elsen wirkte:

"Im Jahre 1792/93 und 94 war es, daß man von der sämtlichen französischen Geistlichkeit von Seiten des Nationalkonventes einen Eid forderte, welchen sie entweder zu schwören oder das Reich zu räumen und in fremde Länder zu wandern sich entschließen mußten. Nun sah man Deutschlands Straßen mit französischen ausgewanderten Geistlichen bedeckt. Herdenweise kamen Kloster- und Weltgeistliche an. In allen Städten, Dörfern, Flecken und sonstigen Privathäusern wurden diese standhaften Bekenner der katholischen Religion aufgenommen, und die Vorsehung Gottes wachte augenscheinlich über sie, die alles um Christi willen verlassen hatten. Auch hier im Elsenschen Kirchspiel wurden verschiedene von diesen rechtschaffenen Beichtigern [Beichtvater auf- und angenommen im Jahre 1794, da sie im Augustmonate haufenweise in unserem Vaterlande ankamen und sich darin niederließen."

Im Anschluss an diese Ausführungen lobt der Verfasser Gott dafür, dass er im Jahre 1795 geradezu eine doppelte Ernte beschert habe, ein indirekter Hinweis darauf, dass man sich offenkundig Sorgen über die weiteren Verpflegungsmöglichkeiten für die mittellosen Immigranten gemacht hatte.

Eidverweigerung und Emigration französischer Geistlicher

Was hatte es auf sich mit dem Eid, den die französischen Geistlichen zu schwören hatten und bei dessen Verweigerung sie in die Emigration gezwungen wurden?

Die Französische Revolution von 1789 war unter der Parole "Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit" zunächst ein Aufbegehren von erheblichen Teilen des "Dritten Standes", also der Bürger und Bauern, gegen die Privilegien – besonders die Steuerfreiheit – der ersten beiden Stände, des Adels und der Geistlichkeit.

Auf Seiten des Klerus muss man allerdings deutlich unterscheiden zwischen der Gruppe der oft sehr wohlhabenden und nahezu ausschließlich dem Adel entstammenden hohen Geistlichkeit, der Bischöfe und Äbte, und der materiell ein eher dürftiges Dasein fristenden großen Mehrheit des einfachen Klerus. So verwundert es nicht, dass zu Beginn der Revolution auch viele Mitglieder der niederen Geistlichkeit unter ihren Sympathisanten waren. Unter ihnen gab es auch keinen nennenswerten Widerstand gegen die



Die drei Stände im vorrevolutionären Frankreich: Geistlichkeit, Adel und Dritter Stand.

Verstaatlichung der riesigen Kirchengüter durch die revolutionäre Nationalversammlung zur Sanierung der maroden Staatsfinanzen, zumal zugleich zugesagt wurde, die Geistlichen in Zukunft vom Staat zu besolden.

Als Staatsbeamten aber wurde von den Geistlichen durch die "Zivilkonstitution des Klerus" vom 12. Juli 1790 ein Eid auf die Verfassung verlangt und die Wahl der Bischöfe und Priester durch weltliche Gremien, unabhängig von der Bestätigung durch den Papst, bestimmt. Diese "Zivilkonstitution" anerkannte zwar den Katholizismus als Staatsreligion, schnitt der Kirche aber den Verkehr mit Rom fast völlig ab und unterwarf ihn staatlicher Kontrolle.

Nun entstand für die Geistlichen ein furchtbares Dilemma: Papst Pius VI. verurteilte die Zivilkonstitution, den Treueid und die Menschenrechtsklärung und enthob Priester, die den zivilen Eid geleistet hatten, ihres Amtes. Andererseits ging der revolutionäre Staat gegen alle widerstrebenden Kleriker mit brutalen polizeistaatlichen Mitteln vor und zwang sie ab 1792 in die Emigration. Was das



Papst Pius VI. (1717 - 1799)

bedeutete, erklärt ein Dekret vom 28. März 1793, in dem es heißt: "Die Emigranten werden auf Dauer vom französischen Territorium verbannt; sie sind als Bürger gestorben; ihr Eigentum fällt an den Staat." (Veddeler, S.7)

Etwa 60000 Geistliche haben trotz dieser gravierenden Folgen in Treue zum Papst den Eid verweigert und das ungewisse Schicksal einer Auswanderung in die Frankreich benachbarten Länder auf sich genommen. Diese vollzog sich in Wellen, die immer dann besonders anschwellen, wenn sich die Revolution weiter radikalisierte.

Da seit 1792 die französische Revolutionsarmee auch mit Preußen und Österreich im Krieg stand, mussten beim weiteren Vordringen der Franzosen viele Emigranten aus den grenznahen Gebieten in Flandern, Brabant, den Niederlanden und im Rheinland ein zweites Mal in weiter östlich gelegene Gebiete flüchten. So ist es nicht verwunderlich, dass die vorerst größte Flüchtlingswelle im Fürstbistum Paderborn, von der auch Elsen betroffen war, im Juli/August 1794 eintraf, nachdem Ende Juni die gesamten österreichischen Niederlande französisch geworden waren. Naheliegender ist auch, dass ein geistliches Territorium besonders von Geistlichen als Fluchtziel bevorzugt wurde.

Wie viele Geistliche in Elsen, der Pfarrei mit dem französischen National- und Königsheiligen Dionysius als Patron, aufgenommen worden sind und wo sie alle untergekommen sind, verrät uns Pfarrer Möller in seiner Notiz leider nicht. Hucke (S.104) nennt in seiner Elsener Ortsgeschichte aus den Kirchenbüchern aber einige Namen französischer Geistlicher, die sich zeitweilig hier aufgehalten haben: Deschamp, Regularkanoniker des Augustinerordens und Pastor in Haricourt in der Normandie, der 1796 im Elsener Pastorat starb, Selier (1797), Potel (1795 – 1800) und Vallage (1800 – 1801).

Weltliche französische Emigranten in Elsen

Dass es in Elsen aber auch weltliche französische Emigranten gab, macht ein in den Akten des Fürstbistums Paderborn im Staatsarchiv Münster aufbewahrtes französisch-

sprachiges Bittgesuch zweier Offiziere, der Gebrüder de La Fargue, an den Fürstbischof von Paderborn deutlich. Es ist datiert "du village Elsen ce 5 oct(obre) 1794", also "aus dem Dorf Elsen am 5. Oktober 1794". In der Übersetzung lautet der Text folgendermaßen:

"Mein Herr,

zwei bedauernswerte Brüder, Edelleute und französische Offiziere, Enkel eines Generals, gehören zu der Zahl jener berühmten Unglücklichen, die alles geop-

fert haben, um ihrem König zu Hilfe zu eilen und ihre Religion zu bewahren. Es sind schon etwa drei Jahre, seit sie des Landes verwiesen worden sind; gegenwärtig völlig hilflos, dem schrecklichsten Elend ausgeliefert, außerstande, ihr Brot verdienen zu können, und in großer Furcht, dass sie gezwungen sein werden, darum zu betteln, das, mein Herr, ist die die schreckliche Lage, in die wir gebracht worden sind. Wir hoffen, dass Ihre Hoheit geruhen werden, mit unserem unglücklichen Los Mitleid zu empfinden und uns die Freiheit, die wir uns genommen haben, Ihnen zu schreiben, zu verzeihen. Es ist wahr, dass wir das nicht gemacht haben ohne den Beistand eines Empfehlungsschreibens, das wir von Herrn Baron von Asbeck haben, der im Augenblick abwesend ist, und wir nehmen uns die Freiheit, mein Herr, diesen Brief dem unsrigen beizulegen, zum Zeugnis dessen, was wir vorbringen, und wenn Ihre Hoheit zu gelegener Zeit beschließt, ihn zu lesen, wird sie darin ohne Zweifel einen Abriss unseres Unglücks finden. Wir haben die Ehre, mit dem tiefsten Respekt Ihre sehr ergebenen und sehr gehorsamen Diener zu sein, die Herren de La Fargue

Aus dem Dorf Elsen am 5. Oktober 1794" (Veddeler, Quelle Nr. 70, S. 177)

Das Schreiben macht deutlich, wie tief königstreue Adlige, also Angehörige der vor der Revolution privilegierten Schicht, durch die Emigration in materielle Armut fallen konnten und wie sehr sie sich als Bittsteller erniedrigen mussten.

Als besondere Gruppe waren diese weltlichen adligen Emigranten zunächst vor allem in das Rheinland eingewandert. Viele machten sich dort bald unbeliebt, weil sie nicht nur Zuflucht suchten, sondern auch Möglichkeiten der politischen Agitation und der Kriegsvorbereitung gegen das revolutionäre Frankreich. Anstoß erregten auch ihr häufig nach wie vor arrogantes und herrisches Auftreten und ihre Sittenlosigkeit im Verhalten gegenüber Frauen. Mehr als die revolutionäre Propaganda machte das der rheinischen Bevölkerung den französischen Umsturz eher sympathisch.

Mitleid oder "Das Boot ist voll"?

Das aus Elsen abgesandte Schreiben der beiden französischen Offiziere an Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg provoziert aber auch die Frage, welche grundsätzliche Position dieser zu der Emigrationsproblematik einnahm und wie er sie den sich

*Monsieur et Mademoiselle de Lamotte, deux
domestiques, sont à Paderborn depuis vingt mois
et présentement chez Madame Metken.*

Le 26^{me} august

Meldezettel für ein französisches Emigrantenpaar in Paderborn (1796)

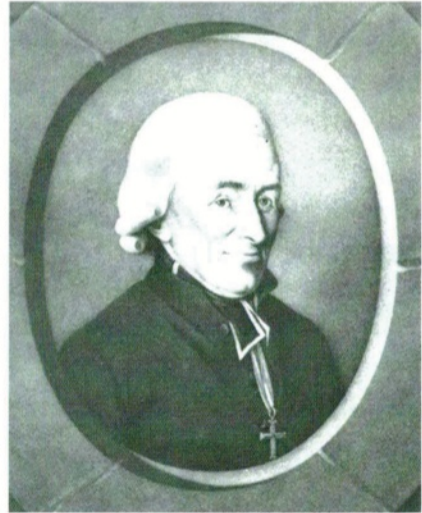
verändernden äußeren Gegebenheiten anpasste.

Seine Stellungnahme war von vornherein ambivalent. So heißt es in einem Schreiben an den Geheimen Rat in Paderborn vom 24. 7. 1794, also auf dem Höhepunkt der Einwandererwelle, einerseits: "Der unglückliche Zustand sowohl, als die Ursache, warum die Emigrierten leiden, macht sie alles möglichen Mitleidens und wirklicher Unterstützung eines jeden Christen und wohlthätigen Mannes würdig." Andererseits stellt er fest: "Allein die Umstände des Paderbornischen Landes wollen doch nicht erlauben, dieser Menge der Emigrierten den Aufenthalt im Lande zu gestatten." (Grabe/Moors, Quelle Nr. 3, S. 33)

Konkret bedeutete das, dass zunächst eine Reihe von geistlichen Emigranten aufgenommen wurden, und zwar am Hofe Franz Egons in Neuhaus, in Klöstern, bei Landgeistlichen, aber auch bei einzelnen Privatpersonen. Doch in Zukunft sollten sie unter Berufung auf die geringe wirtschaftliche Leistungskraft des Paderborner Landes, das damals weithin als ökonomisch ziemlich zurückgeblieben bekannt war, mit einer kleinen Wegzehrung weitergeschickt werden. Ein dauerhafter Unterhalt von weiteren Immigranten sei nicht möglich, ohne den Unterhalt der eigenen Landeskinder zu gefährden. Eine Ausnahme galt für alte und gebrechliche, nicht mehr reisefähige Personen.

Dauerhafte Zuflucht in Paderborn fanden mehrere französische Bischöfe: "In der Nähe des Paradiesportals am Dom wohnte der Bischof von Metz, Kardinal Louis Joseph de Laval-Montmorency (gest. 1808), beim Michaelskloster der Bischof von Amiens, Louis Charles de Machault (gest. 1820), und im ehemaligen Jesuitenkolleg der Bischof von Aire, Charles Philibert de Roger de Cahuzac de Caux (gest. 1817)". (Brandt/Hengst, S. 286)

Wegen der jahrhundertealten Beziehung Paderborns zu Le Mans seit der Überführung der Gebeine des heiligen Liborius im Jahre 836 war es natürlich kein Wunder, dass der Manceler Bischof François Gaspar de Jouffroy-Gonssans besonders freundlich aufgenommen wurde. Er wohnte in der Domdechanei, der heuti-



Fürstbischof Franz Egon Freiherr von Fürstenberg (1737 - 1825)



Der aus Frankreich nach Paderborn geflüchtete Bischof von Le Mans, François Gaspar de Jouffroy-Gonssans, gestorben 1799 in Paderborn

gen Stadtbibliothek. Als er am 23. Januar 1799 verstarb, wurde er vor dem Liboriusaltar im Hasenkamp des Paderborner Domes beigesetzt. Noch heute erinnert der lateinische Text seiner dortigen Grabplatte daran, dass er "exsul", also als Emigrant in der Verbannung, in Paderborn gestorben ist. Auch eine Inschrift auf seinem Bildnis, das heute im Paderborner Franziskaner-Kloster hängt, verweist darauf, dass er aus seinem Vaterland und von seinem Bischofssitz vertrieben worden ist.

Weltliche Personen sollten eigentlich gar nicht mehr aufgenommen werden. Aber Ausnahmen wurden auch hier gemacht, wenn sie dem Lande wirtschaftlichen Nutzen versprachen, wie das Beispiel zweier Franzosen zeigt, die in Lichtenau eine Fayence-Fabrikation zu errichten versprachen.

Im März 1795 hatte sich durch die ständig wachsende Zahl der Zuwanderer die Versorgungslage offensichtlich so verschärft, dass bei Strafandrohung kein neuer Emigrant länger als 24 Stunden aufgenommen werden durfte und die seit dem 1. Februar sich im Hochstift aufhaltenden Emigranten aufgefordert wurden, sich binnen vier Tagen außer Landes zu begeben. Die übrigen wurden ebenfalls dringlich ermahnt, sobald wie möglich "in Länder, denen Krieg und Mangel nicht so nahe ist", abzureisen. Schließlich wurde den weltlichen französischen Emigranten am 29. 4. 1795 jeder weitere Aufenthalt in Stadt und Hochstift untersagt.

Bis auf ganz wenige Ausnahmen kehrten die Franzosen, oft nach vielfachem Ortswechsel, im Jahre 1802, als unter Napoleon eine Generalamnestie erlassen worden war, in ihre Heimat zurück.

Schluss

In Gestalt der Emigranten warf ein welthistorisches Ereignis, die Französische Revolution, seine Schatten auch über Westfalen und unser kleines Dorf.

Schön wäre es, wenn wir heute sagen könnten, dass Verfolgung und Migration aus politischen und religiösen Gründen kein Thema mehr wären und dass deshalb das Elend der Migranten und die Diskussion um die Grenzen der Aufnahmefähigkeit der Gastländer ebenso wenig aktuell wären.

Aber aus der Geschichte hat man meist nicht allzu viel gelernt...

Benutzte Literatur:

Brandt/Hengst, Die Bischöfe und Erzbischöfe von Paderborn, Paderborn 1984

Grabe/Moors (Hrsg.), Neue Herren – neue Zeiten? Quellen zur Übergangszeit 1802 bis 1816 im Paderborner und Corveyer Land, Paderborn 2006

Veddeler, Französische Emigranten in Westfalen 1792 -1802, Münster 1989

(Hinweis: Dieses grundlegende, reich bebilderte Quellenwerk von über 500 Seiten Umfang kann man noch beim Staatsarchiv Münster, Bohlweg 2, 48147 Münster, zum Preis von 2,- Euro +Porto erwerben.)

Günter Wißbrock

Neue Erkenntnisse über die älteste Abbildung Elsens

Im Spätherbst 2006 ist das Buch des Münsteraner Kunsthistorikers Dr. Roland Pieper, „Carl Ferdinand Fabritius. Veduten und Altargemälde für den Paderborner Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg 1664 – 1667“, erschienen. Es ist der Band 55 der im Auftrag des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn, herausgegebenen Reihe „Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte“.

Unter einer „Vedute“ versteht man das Bild einer Stadt, eines Dorfes oder einer Landschaft, das sich um möglichst originalgetreue Wiedergabe bemüht, ein Bildtypus, der im 17. Jahrhundert aufkommt und im 18. Jahrhundert in Italien seine Blüte erlebt (Canaletto).

Dem Maler Carl Ferdinand Fabritius verdanken wir einen in den Jahren 1664 – 1667 entstandenen Vedutenzyklus von ursprünglich 63 Gemälden, von denen heute noch 41 erhalten sind. Auftraggeber war der kunstsinnige und vor allem heimatgeschichtlich hoch interessierte und gebildete Fürstbischof Ferdinand II. von Fürstenberg (1626 – 1683), der die Bilder zur standesgemäßen Ausschmückung seines Residenzschlusses Neuhaus anfertigen ließ. Dargestellt sind Städte, Dörfer, Burgen und Klöster des alten Hochstifts Paderborn, unter anderem Elsen.

1803 wurde mit dem Fürstbistum auch das Kunstgut der Bischöfe im Schloss Neuhaus säkularisiert, und 1806 gelangten die meisten Bilder in die Räume und Flure der heutigen Theologischen Fakultät Paderborn am Kamp, wo sie noch heute hängen und besichtigt werden können.

Durch einen Vertrag zwischen dem Land Nordrhein-Westfalen und dem Erzbistum Paderborn wurde das Erzbistum Eigentümer der 41 Bilder mit der Verpflichtung zu ihrem dauerhaften Erhalt. Daraufhin wurden die Bilder in den Jahren 2002 und 2003 durch die Paderborner Firma ars colendi einer grundlegenden Restaurierung unterzogen, die von Dr. Roland Pieper fachwissenschaftlich begleitet wurde. Aus seiner Dokumentation ist das oben genannte Buch entstanden.

Pieper ordnet das Werk des Carl Ferdinand Fabritius in die westfälische Kunst nach dem Dreißigjährigen Kriege ein, geht dann den Lebensspuren des Künstlers nach und



Fürstbischof Ferdinand II. von Fürstenberg

beschreibt genau jedes einzelne Gemälde des Vedutenzyklus und weitere Bilder des Künstlers. Schließlich fragt er nach dem historisch-topografischen Quellenwert der Bilder und würdigt kritisch die kunsthandwerklichen Techniken des Malers.

Für Elsen sind seine Erkenntnisse deshalb von besonderem Wert, weil die Fabritius-Vedute des Dorfes von 1666 und die auf ihrer Basis von Johann Georg Rudolphi (1633 – 1693) angefertigte Vorlage für eine Radierung Elsens als Illustration der 1672 erschienenen zweiten Auflage der "Monumenta Paderbornensia" Fürstbischof Ferdinands von Fürstenberg nicht nur die ältesten Darstellungen Elsens sind, sondern auch die einzigen bis zur Erfindung der Fotografie im 19. Jahrhundert.

Der Maler Carl Ferdinand Fabritius

Bis zu den Nachforschungen Roland Piepers gab es keinerlei gesichertes Wissen über das Leben des Malers, der 1664 in Diensten des Fürstbischofs auftaucht und 1667 spurlos wieder verschwindet.

Pieper neigte zunächst, vor allem aus stilistischen Gründen, zu der Vermutung, Fabritius müsse aus den Niederlanden stammen, wo es zwischen 1600 und 1670 eine ganze Malerfamilie Fabritius gab. Nähere Untersuchungen erwiesen diese Annahme aber als eher unwahrscheinlich.

Auf eine konkretere Spur führten aufgefundene Quittungen für abgelieferte Gemälde, die Fabritius mit seinem Namen und der Bezeichnung "Kurmainzischer Hofmaler" unterzeichnet hatte. Ein 1637 in Warschau geborener Carl Ferdinand Fabritius, der in Wien sein Handwerk bei einem möglicherweise aus Flandern stammenden Maler erlernte und Hofmaler Kaiser Leopolds I. wurde, ist aber spätestens Anfang 1662 bis Ende 1663 in Mainz nachweisbar. Von dort ist er offenbar für seinen Veduten-Großauftrag nach Paderborn übergesiedelt, ohne seine Bestallung als Hofmaler in Mainz zu verlieren. Die Vermittlung seines Ortswechsels könnte sowohl durch Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg persönlich als auch durch seinen Bruder, den Mainzer Domherren Theodor Caspar von Fürstenberg (1615 - 1675), der selbst ein begabter Maler war, hergestellt worden sein.



Vermutete Selbstporträts von Carl Ferdinand Fabritius auf den Veduten von 1. Brakel und 2. Warburg

Später hat Fabritius möglicherweise wieder in Wien gelebt, denn wir erfahren aus Wiener Quellen, dass ein Maler seines Namens in den Jahren seit 1670 in der Wiener Leopoldstadt gelebt habe und dort auch am 21. Januar 1673 verstorben sei, indem er "sich unversehens erschoss".

Vielleicht wissen wir sogar etwas über das Aussehen von Fabritius, denn Pieper vertritt die These, dass es sich bei zwei im Vordergrund der Veduten von Warburg und Brakel abgebildeten Malern mit dem Zei-

chenstift in der Hand möglicherweise um Selbstporträts handele. Sie zeigen einen sorgfältig gekleideten, etwas bleichen jungen Mann von ungefähr 25 Jahren mit strähnig-langen Haaren und einem fransigen Pony über der gelichteten Stirn.

Das Fabritius-Gemälde des Dorfes Elsen

Das Ölgemälde unseres Dorfes hing nach Ausweis zweier Inventarverzeichnisse von 1679 und 1683 ursprünglich im Vorwerk-Rondellturm des Neuhäuser Schlosses, d.h. im Nordwestturm, der zum Barockgarten und zum Marstall hin gelegen ist.

Das querformatige Bild ist 122 cm hoch und 167 cm breit. Signiert ist es mit den Worten "Fabritius fecit" (Fabritius hat es gemacht) und zwei Angaben über Restaurierungen: "Renovatum 1783" (durch den Paderborner Maler Johann Ferdinand Woltemuth) und „Renovatum A.D. 1910/F.

Willms Coloniae", was sich auf den Kölner Gemälderestaurator Franz Willms bezieht. Zuletzt ist das Bild 2003 in der Paderborner Firma ars colendi restauriert worden. Vermutlich eine Kopie des Gemäldes wird 1844 im Testament des Paderborner Bischofs Dammers genannt.

In der oben erwähnten Radierung des Amsterdamer Künstlers Johann de Ram nach der Vorlage von Johann Georg Rudolphi für die zweite Auflage der „Monumenta Paderbornensia" sind der Elsener Kirchturm und Schloß Neuhaus sehr viel deutlicher als bei Fabritius dargestellt. Das Fabritius-Gemälde zeigt die Ansicht Elsens vom Heiligenberg aus. Das zweigeteilte Bild wird auf der linken Seite im Vordergrund durch eine Baumgruppe be-



1 Signatur von Ferdiann Fabritius auf der Elsen-Vedute



3 Restaurierungssignatur von Ferdinand Woltemuth



Carl Ferdinand Fabritius, Vedute von Elsen, 1666 (Zustand nach der Restaurierung von 2003)

herrscht, vor der zwei Hirten auf einem an den Rändern stark abfallenden Plateau Kühe weiden. Im rechten Bildteil dagegen blickt der Betrachter in eine weite Ebene mit Feldern und Hecken, die im Hintergrund an das Dorf Elsen stößt. Die Hauptgruppe kleiner Häuser steht eng beieinander in der Bildmitte, ohne dass ein einzelnes Gebäude hervorgehoben würde. Selbst der Kirchturm ist nur schemenhaft angedeutet. Rechts liegt etwas abseits eine weitere kleine Häusergruppe, möglicherweise der Richterhof. Noch weiter rechts, am Bildrand sind nur schwach und wie in Dunst gehüllt die Alme und das Neuhäuser Schloss erkennbar.

Die lateinische Überschrift des Bildes auf einem am Himmel schwebenden Schriftband macht deutlich, was das Besondere des abgebildeten Ortes ist: "ALISO ROMANUS nunc Elsen Pagus. Anno 1666." Der Ort Elsen wird also mit dem römischen Kastell Aliso aus der Zeit der Germanenkriege kurz nach Christi Geburt gleichgesetzt. Bischof Ferdinand von Fürstenberg hat diese vor allem wegen der Namensähnlichkeit Aliso/Elsen von damaligen Historikern vertretene These in seinen "Monumenta Paderbornensia" nachdrücklich bekräftigt. Da bei den antiken Schriftstellern sowohl von einem Kastell Aliso (Velleius Paterculus) als auch von einem gleichnamigen Fluss, der in die Lippe münde und an dem das Kastell gelegen habe (Dio Cassius), die Rede war, setzte er das Kastell mit Elsen und den Fluss mit der Alme gleich. Deshalb entschied er sich für die Version, das ganze Gebiet von Elsen bis zum Neuhäuser Schloss als das ehemalige Kastell Aliso zu identifizieren. Auch die Varusschlacht im Jahre 9 nach Christus verlegte er nach hier.

Nur aus diesen Vorannahmen ist der etwas seltsame Bildaufbau zu erklären. Man fragt sich doch: Wenn der Maler tatsächlich das Dorf Elsen abbilden wollte, warum liegt es dann so weit und so verschwommen im Hintergrund? Ist das nicht ein schwerwiegender Fehler in der Bildkomposition? Warum nimmt die siedlungsfreie Ebene einen derartig großen Raum auf dem Bild ein? Welchen Sinn hat schließlich die Abbildung des Neuhäuser Schlosses und der Alme am rechten Bildrand, die man normalerweise vom Heiligenberg aus kaum erkennen kann?

Verständlich wird das alles nur, wenn man sich klar macht, dass es dem Maler und seinem Auftraggeber, dem Fürstbischof, letztlich nicht um die Darstellung eines Dorfes, sondern um die des Ortes eines antiken Kastells und Schlachtfeldes ging, die der Bischof mit seinem Regierungssitz, dem Schloß Neuhaus, in Verbindung setzte. Absicht Ferdinands von Fürstenberg war also, seiner Residenz durch einen römischen Vorläufer eine Aufwertung und seiner Herrschaft durch einen konstruierten Kontinuitätsstrang bis in seine Zeit eine geschichtliche Legitimation zu verschaffen.

Im Übrigen ist die Diskussion über die Lage des Kastells Aliso und die Örtlichkeit der Varusschlacht bis heute nicht verstummt. Im Gegenteil, im Vorfeld des 2000jährigen Schlachtjubiläums im Jahre 2009 ist sie gerade in unseren Tagen wieder neu entfacht, nachdem einige Jahre die Gegend um Kalkriese im Osnabrücker Land durch archäologische Funde die größte Wahrscheinlichkeit für den gesuchten Schlachtort für sich in Anspruch genommen hat.

Wenn Dr. Roland Pieper die Frage nach der Realitätsnähe der Fabritius-Veduten auch im Ganzen positiv beurteilt, so bleibt die Bewertung der Bedeutung der ältesten Abbildung für Elsen doch zwiespältig: Weil das Bild im Wesentlichen die Aliso-These Fürstbischof Ferdinands von Fürstenberg illustriert, hatte es einen erheblichen Anteil daran, eine sachlich heute widerlegte, aber im Bewusstsein der Elsener über Jahrhunderte lebendige römische Vergangenheit zu konstruieren, die nicht wenig zum Selbstbewusstsein der Elsener Bürger und zum Stolz auf ihre Gemeinde beigetragen

hat. Andererseits ist gerade die Veranschaulichung der Aliso-These als eigentliche Intention des Bildes die entscheidende Ursache dafür, dass das Dorf in der Darstellung sehr in den etwas verschwommenen Hintergrund geriet, so dass die historisch-topografische Bedeutung für unsere Kenntnisse über das Aussehen des Dorfes Elsen im 17. Jahrhundert nicht sehr groß ist.

Zum künstlerischen Handwerk von Fabritius

Die handwerklich-künstlerische Leistung von Fabritius wird in der Literatur eher zurückhaltend beurteilt. Man hat ihm einen gewissen seriellen Schematismus in den unter enormem Zeitdruck in weniger als drei Jahren entstandenen 63 Veduten vorgeworfen. Meist folgt er, wie auf dem Elsen-Bild, dem in seiner Zeit schon veralteten "Drei-Gründe-Schema": dunkler Vordergrund, etwas hellerer Mittelgrund mit dem Hauptobjekt der Darstellung und ein weiter, heller Himmel als Hintergrund. In einer "Guckkasten-Komposition" agieren auf dem Ölgemälde Elsens Staffagepersonen und -tiere auf einer durch malerische Rahmenbäume gegen das Hauptmotiv abgeschlossenen Vordergrundbühne, die nach rechts allerdings, nur durch die Geländekante abgesetzt, zur Landschaft hin offen ist. Durch diese Vordergrundhandlung gewinnt das Bild an Raumtiefe und Lebendigkeit. Die Hirten mit den weidenden Kühen verleihen ihm zugleich Züge einer Idylle. Das Dorfporträt ist in die Landschaft eingebunden, aber nicht mit ihr verwoben. Hier zeigt sich auch, was Pieper an den Gemälden von Fabritius vor allem kritisiert: Die mangelnde Fähigkeit zu spannungsvollen und dennoch in sich geschlossenen Kompositionen. Hinweis: Das Bild kann nach vorheriger telefonischer Anmeldung (Ruf 05252/121701) zu den normalen Öffnungszeiten in der Theologischen Fakultät besichtigt werden.

Günter Wißbrock

„Gnadentage“ Vor 100 Jahren: Volksmission in Elsen

In der Elsener Familie Ikenmeyer hat sich über Generationen ein etwa 40 mal 50 cm großes Holzgerahmtes Bild erhalten, das sich derzeit im Besitz von Herrn Ferdinand Ikenmeyer (Meißdornstraße 13) befindet.

Auf einem gitterartigen beigen Basisstoff sind über einer Kreuzigungsgruppe mit braunem und grünem Garn und von Goldfäden umrahmt die Worte „Rette deine unsterbliche Seele!“ aufgestickt. Die Figuren des Heilands und der drei Trauernden unter dem Kreuz, wohl Maria, Johannes und Maria aus Magdala, scheinen aus Wachs gegossen zu sein. Unter dem Kreuz bilden Farnblätter, Moos, Edelweisse und andere Blüten ein Ornament. Darunter macht eine Inschrift klar, welche Funktion das Bild hat: „Andenken an die heilige Mission“. Offensichtlich ist das Bild immer wieder als Erinnerung an ähnliche Volksmissionen eingesetzt worden, denn es bietet die Möglichkeit, Ort, Zeit und beteiligte Patres individuell einzusetzen.

So ist auch hier der konkrete Anlass auf einem von Goldfäden gerahmten rechteckigen Aufkleber zu lesen: „Elsen vom 23. - 30. Juni 1907 gehalten von den hochwürdigen Franziskanerpatres P. Eusebius, P. Quintinus und P. Elpidius“. Das lokale Ereignis jährt sich in diesen Tagen also zum hundertsten Mal.

Leider war der Versuch, Näheres über das damalige Geschehen herauszufinden, nicht sehr von Erfolg gekrönt.

Immerhin ist aber in der Chronik der (politischen) Gemeinde Elsen eine kurze Notiz enthalten, in der die auf Veranlassung des damaligen Pfarrers Alpmann in Elsen abgehaltene Volksmission als „Gnadentage in vollem Sinn des Wortes“ gerühmt werden und der Wunsch geäußert wird: „Mögen die Früchte anhalten auf viele, viele Jahre!“ Stolz wird vermeldet, dass die Anteilnahme der Gemeinde so rege gewesen sei, „dass einer der Missionare die Gemeinde Elsen bei einer anderen Mission als Muster hingestellt“ habe. Im Pfarrarchiv der St. Dionysius-Gemeinde hat sich das Anschreiben mit der auf Antrag von Pfarrer Alpmann gewährten Genehmigung der Volksmission durch Generalvikar Schnitz vom 29. Mai 1907 erhalten. Joseph Schnitz war bekanntlich ein gebürtiger Else-



Erinnerungsbild an die Volksmission 1907

ner, der 1910 Ehrenbürger der Gemeinde wurde und an den in Elsen die Joseph-Schnitz-Straße erinnert. In seinem Genehmigungsschreiben ist nicht nur von den franziskanischen Volksmissionaren die Rede, sondern auch von „geistlichen Herren, welche anlässlich dieser Feier im Beichtstuhle Aushilfe leisten“.

Der Generalvikar fordert den Pfarrer auf, nach Abschluss der Mission dem Bischöflichen Generalvikariat einen Bericht vorzulegen. Dieser hat sich aber in den Unterlagen des Diözesanarchivs nicht erhalten. In den zeitgenössischen Presseorganen (Westfälisches Volksblatt, Paderborner bzw. Lippspringer Anzeiger, Kirchenzeitung „Leo“), die damals noch sehr knapp und sehr sparsam Lokalnachrichten brachten, hat die Volksmission auch keine Spuren hinterlassen. Ebenso wenig haben sich im Archiv des Franziskanerklosters in Paderborn schriftliche Notizen über das damalige Ereignis auffinden lassen, so dass wir leider heute keine Aussagen über die Inhalte der Volksmission mehr machen können.

Günter Wißbrock

Ökonomie oder Pietät? Der Elsener Tanzstundenstreit im Jahre 1918

Hundert Jahre Tanzunterricht in Elsen

Aus Vergnügen das Tanzbein geschwungen hat man in Elsen sicherlich schon seit unvordenklichen Zeiten. Erstaunlich ist aber, dass es hier auch bereits seit etwa 100 Jahren eine Tradition systematischen Tanzunterrichts gibt. Zur Zeit versucht sich gerade ein „Tanzsportzentrum“ im Saale Elpmann, der ehemaligen Turnhalle an der Wewerstraße, neu zu etablieren. In den letzten Jahrzehnten aber hat sich vor allem die rührige Tanzsportabteilung der TuRa Elsen, die seit dem 15. 11. 1985 existiert, große Verdienste erworben. Ebenso bietet bereits seit etlichen Jahren die Tanzschule Vosshans aus Gütersloh zweimal jährlich in Hansis Bierhaus Kurse an. Ältere Elsener werden sich auch noch gern an den Tanzunterricht durch Konrad Happe („Happen Pielo“) erinnern, der zunächst im Saale Heimann, später dann im Saale Elpmann stattfand. Dass aber im ehemaligen Saale Heimann, der 1964 abgerissen wurde, sogar schon in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg Tanzunterricht erteilt wurde, erfahren wir nebenbei aus einem Dokument, dessen Original an einer Stelle aufbewahrt wird, wo es wohl normalerweise niemand vermuten würde: in den Akten des Erzbistumsarchivs in Paderborn, die die Dionysius-Pfarrei Elsen betreffen.



Ein Tanzlehrer beschwert sich über den Pfarrer

Es handelt sich um einen an das damalige Bischöfliche Generalvikariat gerichteten Beschwerdebrief des Tanzlehrers Rudolf Oberbach.

Dieser hatte im Jahre 1905 in Paderborn eine Tanzschule gegründet, die immer noch erfolgreich wirkt und vor zwei Jahren ihr 100-jähriges Bestehen feiern konnte. Nach dem Gründer wurde sie weitergeführt durch dessen Tochter Maria Möllmann, die vielen Elsenern noch unter dem Namen „Mary“ ein Begriff sein dürfte. Die Tanzschule Möllmann-Oberbach wird heute in der dritten Generation von Horst Werner Möllmann als Familienunternehmen geleitet. Durch seine Tochter Eva Möllmann wird die Familientradition auch in der kommenden Generation weiterleben.

Worum geht es in Oberbachs Schreiben vom 17. Juni 1918, und warum wurde es ausgerechnet an das Bischöfliche Generalvikariat gerichtet?

Kurz gesagt: Oberbach teilt mit, er habe am



Tanzlehrer Rudolf Oberbach

Vortage, dem 16. 6. 1918, durch den Polizeibeamten in Elsen vor der Kirche bekannt machen lassen, dass er „auf vielseitigen Wunsch der dortigen Bürger“ „wiederum einen Tanzkursus in der Wirtshaft Heimann“ abhalten wolle, „wie dieses auch immer in den früheren Jahren der Fall gewesen ist.“

Pfarrer Franz Bals, der damals noch kein volles Jahr in Elsen war, habe am Nachmittag des gleichen Tages öffentlich in der Kirche, also offensichtlich während der Andacht, nachdem er von Oberbachs Vorhaben erfahren habe, der jüngeren Bevölkerung Elsens die Teilnahme verboten.

Dieser Streitfall mag auf den ersten Blick heute ein Schmunzeln hervorrufen, hat aber doch einen sehr ernsthaften Hintergrund.

Die Argumente des Tanzlehrers Oberbach

Tanzlehrer Oberbach möchte beim Bischöflichen Generalvikariat eine Maßregelung des Pfarrers bewirken, durch die ihm eventuell doch eine Fortsetzung seiner Elsener Tanzkurse ermöglicht werden könnte. Dazu führt er in seinem ausführlichen Schreiben eine ganze Reihe von Argumenten an.

Er habe beim Wirt Heimann bereits den Saal gemietet und den Musiker dazu bestellt. Deshalb sei er - so wörtlich - „durch das brutale Auftreten des dortigen Pastors“ ökonomisch „sehr schwer geschädigt“ und auch sein Ansehen in der Elsener Bevölkerung sei in nicht wieder gutzumachender Weise getrübt. Er habe ähnliche Tanzkurse schon oft in Elsen abgehalten, und der frühere Pastor Alpmann (gest. 24. 7. 1917) habe ihm dabei nie Steine in den Weg gelegt, zumal er immer „auf ordnungsmäßiges Verhalten der Schüler in den Tanzstunden streng halte.“

Ein potentielles Argument, das ihm entgegengehalten werden könnte, versucht Oberbach gleich von vornherein zu entkräften: Noch tobte nämlich der Erste Weltkrieg, der erst einige Monate später mit dem Waffenstillstand am 11. 11. 1918 sein Ende fand. Er gebe zu, schreibt Oberbach, dass Tanzvergnügungen in der Kriegszeit nicht zeitgemäß seien, aber der Tanzunterricht habe „mit dem Tanzvergnügen überhaupt nichts gemein“.

Dann geht Oberbach auf seine schwierige ökonomische Lage als sein Hauptargument ein: Er sei durch den Krieg „als Geschäftsmann total ruiniert“. Zwei Jahre habe er im Felde gedient und sei dann „infolge Garnisdienstfähigkeit“ zur Paderborner Flieger-Abteilung abkommandiert worden. Er habe für eine kränkelnde Frau und fünf unmündige Kinder zu sorgen und müsse außerdem für sein Eigentum noch hohe Zinsen zahlen. Deshalb habe ihm seine vorgesetzte Militärbehörde die Erlaubnis erteilt, in seinen freien Stunden in seinem früheren Berufe tätig zu sein, was ihm nun durch den Elsener Pastor, ohne dass dieser dazu irgendeine Ursache gehabt habe, unmöglich gemacht worden sei. Im Übrigen sei auch der Wirt Heimann, der ebenfalls schon lange Soldat und ein Witwer mit mehreren unmündigen Kindern sei, wirtschaftlich durch den entgangenen Nebenverdienst geschädigt.

Oberbach berichtet schließlich über eine verbale Auseinandersetzung zwischen ihm und Pfarrer Franz Bals.



*Gastwirt Wilhelm Heimann
(1870 - 1945)*

Er habe den Pfarrer noch am gleichen Tage auf seine Worte während der Andacht angesprochen und von diesem zur Antwort bekommen, er werde „solche Veranstaltungen während des Krieges überhaupt nicht dulden, und übrigens könne er predigen, was er wolle.“ Darauf habe er, Oberbach, ihm „in der ersten Aufregung“ entgegnet, „dann könne er auch ja den Bauern sagen, dass sie für das Pfund Butter von den Hamstern keine 15 bis 20 Mark bezahlt nehmen sollten.“ Oberbach ist also offensichtlich der Meinung, statt das Abhalten von Tanzstunden hätte der Pfarrer eher das Ausnutzen der Not bestimmter Bevölkerungskreise im Kriege durch Wucherpreise als Sünde anprangern sollen.

Weiter habe ihm Pfarrer Bals gesagt, dass er durch die Beschwerde einiger Männer, die bei ihm gewesen seien, gegen Oberbachs Tanzstundenvorhaben zu seinem Vorgehen veranlasst worden sei. In seinem Brief stellt Oberbach anschließend Mutmaßungen über die Identität dieser Personen an und versucht sie als Kriegsgewinnler moralisch abzuqualifizieren. Anscheinend hätten ihn „besser gestellte Landwirte und Eisenbahnarbeiter“ beim Pfarrer angeschwärzt, „welche bis jetzt im Kriege noch gar kein Soldat waren und außerdem ein Gehalt von 500 bis 600 Mark pro Monat“ hätten. Weiter heißt es: „Dass solche Leute sich während des Krieges nur Geld aufgehäuft haben und die Härten des Krieges nicht genügend kennen gelernt haben, bedarf keines weiteren Beweises.“

Zum Ende seines Briefes kündigt Oberbach an, er werde seinem vorgesetzten Kommandeur über das Verhalten des Elsener Pastors berichten. Selbstbewusst fordernd und mit einem leicht drohenden Unterton schließt er mit den Worten: „Ich bitte daher nochmals das Generalvikariat, zu veranlassen, dass der Herr Pastor in Elsen seine gegen meinen Kursus gemachten Aussagen öffentlich in der Kirche widerruft, da ich anderenfalls genötigt bin, weitere Schritte in dieser Angelegenheit zu tun.“

Die Stellungnahme von Pfarrer Bals

Das Bischöfliche Generalvikariat reichte Oberbachs Schreiben vom 17. 6. 1918 am 22. 6. an Pfarrer Bals „zur Kenntnisnahme und Äußerung binnen acht Tagen“ weiter. Dieser schrieb seine relativ kurze Erwiderung am 2. 7. 1918 auf die freigebliebenen Zeilen unter Oberbachs Brief.

Darin geht er zunächst auf den Anlass seines Vorgehens ein und benennt dann die beiden Hauptargumente gegen die Abhaltung des Tanzkurses, die er in der Kirche vorgetragen hat.

Es sei ihm zugetragen worden, eine Bekanntmachung, dass auf vielseitigen Wunsch in Elsen ein Tanzkursus veranstaltet werden solle, habe allgemein Ärger erregt. Dies habe er in der Kirche mitgeteilt und dazu erklärt, „dass man solches wohl verstehen könnte, wenn man an die vielen Gefallenen, deren Verwandte sowie an die Krieger an der Front dächte, welche in ihrer



Pfarrer Franz Bals (1861 - 1935)

Heimat das Tanzen in dieser ernsten Zeit gewiss nicht gerne sehen würden.“ Auch habe er darauf aufmerksam gemacht, „dass hier jetzt allgemein die Aloysianischen Sonntage gehalten werden und solche Veranstaltungen sich mit der kirchlichen Jugendpflege nicht recht vereinbaren lassen.“ Ein Verbot habe er dagegen nicht ausgesprochen.

Mit scharfen Worten distanziert sich Pfarrer Bals von Oberbachs Darstellung der verbalen Auseinandersetzung mit ihm: „Gegen die anderen Ausführungen des Tanzlehrers Oberbach, den ich weiter nicht kenne, verwehre ich mich, dass er mir den Unsinn in den Mund legt, ich hätte gesagt, ich könnte predigen, was ich wollte, als wenn ich kein Gewissen hätte.“ Oberbach habe auch erklärt, er wolle den jungen Leuten „etwas Schliff beibringen“. Pfarrer Bals, der den Ton des Tanzlehrers ihm gegenüber sicherlich als unangemessen empfand, kommentiert das abschließend mit bitterer Ironie: „Wir danken für einen solchen Patron.“

So weit die Stellungnahme des Pfarrers, die aber noch einer Erläuterung bedarf: Was versteht man unter den „Aloysianischen Sonntagen“ ?

Sie wurden besonders in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gefeiert und knüpften an das Leben des in jungen Jahren an der Pest gestorbenen Jesuitenheiligen Aloysius von Gonzaga (1568 - 1591) an, der als Urbild der Keuschheit und Bußfertigkeit verehrt wurde. Er wurde 1729 zum Schutzheiligen für junge Studenten und schließlich 1926 von Papst Pius XI. zum Schutzheiligen der christlichen Jugend insgesamt erklärt. Als „Aloysianische Sonntage“ wurden in Erinnerung an die sechs Jahre Leben des hl. Aloysius im Jesuitenorden die sechs auf seinen Gedenktag am 21. Juni folgenden Sonntage bezeichnet, an denen in besonderer Weise die Jugendlichen angesprochen wurden. Sie wurden in einer Art „Jugendmission“ zu Beichte und häufigerem Kommunionempfang eingeladen und auch zu einem verantwortlichen Umgang mit der reifenden Sexualität im Sinne der kirchlichen Sexualmoral angehalten.

Das Antwortschreiben des Bischöflichen Generalvikariats



Der ehemalige Generalvikar Kaspar Klein als Paderborner Erzbischof im Jahre 1930

Nachdem die Stellungnahme von Pfarrer Bals dort eingegangen war, galt es nun für das Bischöfliche Generalvikariat noch, dem Tanzlehrer Oberbach eine Antwort auf seine Eingabe zu übermitteln. Dies geschah in einem Schreiben vom 9.7.1918, das der damalige Generalvikar Kaspar Klein unterzeichnet hatte, der später 1920 Bischof und ab 1930 bis zu seinem Tode im Jahre 1941 erster Erzbischof von Paderborn wurde.

Generalvikar Klein übernahm nahezu wörtlich die Formulierung von Pfarrer Bals zur Unangemessenheit des Tanzunterrichts angesichts der Kriegsergebnisse. Er bekräftigte, dass Pfarrer Bals im Übrigen kein Verbot ausgesprochen habe und fügte hinzu: „Es liegt für uns kein Anlass vor, gegen Pfarrer Bals wegen seines Verhaltens in der fraglichen Angelegenheit irgendwie vorzugehen.“

Der Generalvikar unterstützte seine Argumentation noch dadurch, dass er dem Schreiben eine glaubigte Abschrift einer Verordnung des Komman-

dierenden Generals in Münster, Freiherrn von Gayl, vom 27. 6. 1918, die also noch ganz aktuell war, beifügte.

In dieser Verordnung heißt es, der General „verbiete für den Befehlsbereich des VII. Armeekorps das Tanzen sowie das Veranstalten oder Dulden des Tanzens in allen Räumen von Gast-, Speise- und Schankwirtschaften, in Vereins- und Gesellschaftsräumen sowie in anderen Räumen, die gewerbs- oder gewohnheitsmäßig zu Tanzveranstaltungen, z.B. durch Tanzlehrer, benutzt werden. Das Abhalten von Tanzunterricht ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Ortspolizeibehörde unter den von dieser festzusetzenden Bedingungen gestattet. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre, beim Vorliegen mildernder Umstände mit Haft oder Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft.“

Generalvikar Klein wollte mit dem Zitieren dieser militärischen Verordnung sicher belegen, dass die Kirche mit ihrem Urteil über das Abhalten von Tanzstunden während des Krieges nicht alleine dastehe und dem Tanzlehrer Oberbach zugleich andeuten, dass er mit der von ihm beabsichtigten Meldung bei seiner vorgesetzten Militärbehörde dort wohl kaum auf Verständnis stoßen werde.

Fazit

Der Briefwechsel von 1918 über das Elsener Tanzstundenvorhaben ist ein interessantes mentalitätsgeschichtliches Dokument.

Kulturgeschichtliche Details, etwa dass man die Bekanntmachung einer Veranstaltung für die Jugend nicht über Plakate, Zeitungen oder das Internet vollzieht, sondern durch den Polizeibeamten vor der Kirche, wo man die meisten Jugendlichen anzutreffen hofft, zeigen, wie weit wir uns heute schon vom frühen 20. Jahrhundert entfernt haben.

Das umgehende umfangreiche Protestschreiben Oberbachs macht deutlich, welche starke Autorität gegenüber den Jugendlichen man damals auch in weltlichen Dingen der Kirche, hier speziell dem Ortsgeistlichen, zuschrieb, wenn eine bloße ablehnende Meinungsäußerung des Pfarrers geradezu als Verbot und endgültiges Aus für den geplanten Tanzkurs angesehen werden konnte.

Hintergrund für die ganze Kontroverse, ohne den sich die Positionen der Kontrahenten und der bisweilen etwas raue Ton ihrer Auseinandersetzung nicht verstehen lassen, aber war der Krieg und seine verheerenden Folgen für das Leben und auch die wirtschaftliche Sicherheit der Bevölkerung.

Manche Menschen mögen vielleicht gerade in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit das Tanzen als eine Möglichkeit zur Ablenkung und Verdrängung der Kriegsfolgen angesehen haben. Fraglich ist nur, ob diese Absicht immer von Erfolg gekrönt war. Max Beckmanns Skizze zweier Tanzpaare zumindest lässt so gar nichts von beschwingter Fröhlichkeit aus den Augen blitzen. Vielmehr widerspiegelt das Bild die traurigen Zeitumstände seines Entstehungsjahres 1923, des schlimmsten aller Nachkriegsjahre mit der viele wirtschaftliche Exist-



Max Beckmann, Zwei tanzende Paare (1923)

enzen vernichtenden grassierenden Inflation, den kommunistischen Aufständen und dem Hitler-Putsch in München gegen die junge Weimarer Demokratie. Noch 1928 hat der Maler Otto Dix auf seinem berühmten Triptychon „Großstadt“ Kriegsversehrte und Gefallene in hartem Kontrast unmittelbar mit luxuriös gekleideten Tanzenden konfrontiert.

Es ist dem Tanzlehrer Oberbach abzunehmen, dass er und der Gastwirt Heimann in der Kriegszeit, die schon fast vier Jahre andauerte, ökonomisch schwer geschädigt und aus Sorge für ihre Familien auf jeden Nebenverdienst angewiesen waren. Auch Oberbachs Differenzierung zwischen Tanzkursen einerseits und sonstigen Tanzveranstaltungen andererseits ist einsichtig.

Es ist aber auch zu begreifen, dass Pfarrer Bals, der durch das Führen der Sterbelisten und die seelsorgerliche Betreuung der Hinterbliebenen ständig mit den tödlichen Konsequenzen des Krieges konfrontiert war, eher Verständnis für diejenigen Gemeindemitglieder aufbrachte, denen nicht nach Tanzen zumute war. Die Kriegergedächtniskapelle von 1922 auf dem Elsener Friedhof nennt immerhin die Namen von 97 Gefallenen des Ersten Weltkriegs aus Elsen und Sande.

Beiden Kontrahenten sind also unterschiedliche Dinge wichtig. Während der Tanzlehrer weitgehend ökonomisch argumentiert, stehen für den Pfarrer und den Generalvikar Aspekte der Pietät im Vordergrund, so dass sie sich in ihren Erwiderungen auf die wirtschaftlichen Probleme gar nicht einlassen.

Im Grunde ergänzen sich beide jeweils für sich genommen einseitigen Auffassungen zum rechten Verhalten angesichts des Krieges: Das Leben der Überlebenden, auch mit seiner Sorge für das tägliche Brot, musste weitergehen, aber das Sterben der Gefallenen durfte nicht einfach spur- und gedankenlos übergangen werden.

Ein Unterschied fällt aber auch zwischen Pfarrer und Generalvikar auf: Das Argument des Pfarrers, der Tanzunterricht könne mit der kirchlichen Jugendpflege nicht recht vereinbar sein, greift Generalvikar Klein in seinem Schreiben an den Tanzlehrer Oberbach nicht auf. Er wollte hier wohl keinen grundsätzlichen Gegensatz konstruieren.

Vielleicht hat er sich auch an ein kluges Wort aus dem Alten Testament erinnert, das uns bis heute eine Richtschnur sein könnte: „Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit: eine Zeit zum Gebären und eine Zeit zum Sterben ..., eine Zeit zum Weinen und eine Zeit zum Lachen, *eine Zeit für die Klage und eine Zeit für den Tanz ...*“ (Kohélet 3, 1 - 4).

Günter Wißbrock

Was von der Elsener Kanzel blieb

Die vier Kirchenväter-Reliefs in der St. Dionysius-Kirche

Man kann sie leicht übersehen, denn meistens hängen sie etwas im Schatten, die vier hochrechteckigen, oben jeweils zu einem gotisierenden Kielbogen auslaufenden Reliefplatten mit den geschnitzten und kolorierten Darstellungen der vier lateinischen Kirchenväter Papst Gregor der Große, Hieronymus, Ambrosius und Augustinus. Je zwei sind links und rechts neben dem Hochaltar unter den Buntglasfenstern an der Chorrückwand der Elsener St. Dionysius-Kirche angebracht.

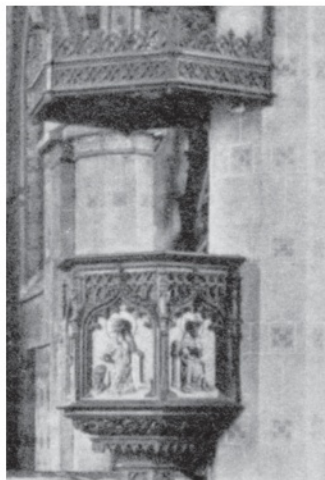
Die Geschichte der Reliefs

Nach Auskunft von Herrn Wilhelm Würtinger haben die Reliefplatten bereits eine bewegte Geschichte hinter sich. Hergestellt worden sind sie keineswegs als Wandschmuck.

Vielmehr findet sich zum November 1905, also vor etwas mehr als hundert Jahren, in der Ortschronik von Elsen die folgende Notiz: „Auch in diesem Monat erhielt unsere Pfarrkirche einen neuen Schmuck, nämlich eine neue Kanzel, so dass nunmehr die innere Harmonie der Kirche völlig hergestellt ist. Geliefert wurde dieselbe vom Bildhauer Ferdinand Mündelein (Paderborn) und auf Allerheiligen zum ersten Mal benutzt. Dieses herrliche Kunstwerk ist im gotischen Stile gefasst und enthält an der Außenseite die vier großen Kirchenlehrer Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregorius ... Besondere Anerkennung verdient Herr Pfarrer Alpmann, dem an erster Stelle die Ausschmückung des Gotteshauses zu verdanken ist.“

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962 – 1965), das in seiner großen Liturgiereform das Ziel verfolgte, den Gläubigen eine aktive, bewusstere Teilnahme an den liturgischen Handlungen zu ermöglichen, schaffte die Kanzelpredigt ab: Der Priester sollte nicht mehr über den Gläubigen stehen. An die Stelle der Kanzel, die vorher eines der wichtigsten Ausstattungsstücke jeder Kirche war, trat der Ambo als „Tisch des Wortes“ neben den Altar als „Tisch des Brotes“. Damit waren die Kanzeln funktionslos geworden, und vielerorts zog man in den katholischen Kirchen daraus die bauliche Konsequenz, die Kanzeln zu beseitigen. An manchen Orten kam es geradezu zu einer „Kahlschlagsanierung“, während in anderen Kirchen die Kanzeln wegen ihres künstlerischen Wertes beibehalten wurden.

In Elsen fand man im Juli 1963 unter Pfarrer Mentrop zu einer Kompromisslösung: Die Kanzel wurde zwar zerlegt, aber die Darstellungen der vier Kirchenväter von der Brüstung des Kanzelkorbs wurden nicht zerstört, sondern zunächst im Uhrenhäuschen im Kirchturm gelagert und später an der Nordwand der Kirche dort befestigt, wo heute die Orgel steht. Als unter Pfarrer Kämpchen 1970 die Orgel aus dem Turm nach hier verlegt wurde, mussten die vier Kirchenväter-Reliefs weichen und gelangten so an ihren heutigen Platz an der Chorrückwand.



Kanzel der St. Dionysius-Kirche (1924) mit Kirchenväter-Reliefs

Beschreibung der Reliefs

Wenn wir uns die vier Bildwerke nun einmal genauer anschauen, so fallen zunächst eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf: Alle vier Kirchenlehrer sitzen jeweils vor einer schlichten braunen Rückwand auf Stühlen, die auf einer vorragenden grauen Bodenfläche stehen. Sie sind in sehr kostbare bunte, mit Ornamenten und Goldborten geschmückte lange liturgische Gewänder gekleidet. Ihre unterschiedlichen Kopfbedeckungen verdeutlichen ihren Rang in der kirchlichen Hierarchie: Ambrosius und Augustinus tragen als Bischöfe eine Mitra, Hieronymus ist durch den flachen, breitrempigen roten Hut als Kardinal gekennzeichnet, und das Haupt Gregors des Großen schmückt die dreistufige Tiara, die Papstkrone.

Ein schwarz umrandeter goldfarbener Nimbus charakterisiert die vier Personen als Heilige, und eine Namensinschrift in den Nimben macht sie als Individuen erkennbar.

Alle vier haben ein Buch in der Hand. Das ist vielfach deutbar: Ist es die Bibel oder ein Evangelium oder sind es die eigenen Werke der großen Theologen? Auf letzteres deutet zumindest der Schreibstift in der Hand des Ambrosius hin.

Unterscheidbar werden die vier nicht nur durch die Namensnennung, sondern durch jeweils für sie typische Attribute, die zumeist dem Schatz der sie umrankenden Legenden entnommen sind.

So liest zum Beispiel Augustinus nicht in seinem mit einem Kreuzzeichen auf dem Einband versehenen Buch, sondern hält es mit einem Zeigegestus der rechten Hand dem Betrachter entgegen, während er mit dem Fuß auf ein anderes Buch tritt. Die linke Hand hat er an die Brust auf sein Herz gelegt. Hier soll sicherlich das zu beherzigende wahre Wort Gottes den Irrlehren, wie dem Manichäismus, dem Augustinus in jungen Jahren selbst anhing und den er später heftig bekämpfte, gegenübergestellt werden. Sonst wird Augustinus oft auch mit einem flammenden Herzen als Zeichen seiner Liebe zu Gott dargestellt, so zum Beispiel auf der Predella, dem Unterbau der Altartafel oberhalb des Altartisches, in der Pfarrkirche in Wewer.

Neben Ambrosius steht auf einem turmartigen Podest ein Bienenkorb. Das basiert auf der folgenden Legende: Als Ambrosius noch in der Wiege lag, fiel ein Bienenschwarm über das Kind her, verletzte es aber nicht, sondern trüffelte ihm Honig in den Mund, woraus man sich später seine Fähigkeit zur „honigsüßen Sprache“ in seinen Schriften und seinen Hymnen erklärte. Verständlich, dass Ambrosius auch als Patron der Bienenzüchter gilt!

Papst Gregor der Große hat die rechte Hand zum Segensgestus erhoben und lauscht in sich gekehrt der Inspiration durch den Heiligen Geist in Gestalt einer Taube. Sie ist sein traditionelles Symbol, weil sie nach der Legende von dem Schreiber Petrus hinter dem Vorhang auf Gregors Schulter erspäht wurde.



Hl. Augustinus, Elsen, St. Dionysius-Kirche



Hl. Ambrosius, Elsen, St. Dionysius-Kirche



*Hl. Papst Gregor der Große, Elsen,
St. Dionysius-Kirche*

Der konzentriert lesende Hieronymus, der in der rechten Hand das Buch hält und die linke auf ein Lese- und Schreibpult gestützt hat, war trotz des Kardinalshuts nie Kardinal, weil es zu seiner Zeit noch gar kein Kardinalskollegium gab. Erst seit dem 15. Jahrhundert legte man die Berater-tätigkeit des großen Bibelübersetzers ins Lateinische für Papst Damasus I. als Kardinalswürde aus. Neben Hieronymus ruht ein Löwe, sein Attribut wegen der Legende, dass er einem Löwen einen Dorn aus der Tatze gezogen habe, der dann zum friedlichen Haustier, das ihm zeitlebens gedient habe, geworden sei. Der Löwe wurde auf diese Weise zum Sinnbild des Glaubens als Sieger über das Animalische.

Das Kirchenväter-Motiv an Kanzeln

Der Bildhauer Ferdinand Mündelein, dem wir die Elsener Kanzel mit ihren Relieftafeln verdanken, war übrigens der jüngere Bruder des Architekten Franz Mündelein, der den großen Um- und Ausbau der Elsener Kirche in den Jahren 1925/26 leitete.



*Hl. Hieronymus, Elsen,
St. Dionysius-Kirche*

Wenn man sich nun die Frage stellt, warum Pfarrer Alpmann und Ferdinand Mündelein gerade das Kirchenväter-Motiv für die Kanzel auswählten, so lässt sich darauf keine aus den Quellen beweisbare Antwort geben. Wohl aber lassen sich begründete Vermutungen anstellen.

Eine Internet-Recherche zum Thema „Kirchenväter an Kanzeln“ ergab über 36000 Treffer. Das heißt, das Motiv ist überaus häufig an Kanzeln katholischer Kirchen vertreten, manchmal auf dem Schalldeckel, wie in St. Vit bei Wiedenbrück, meist aber am Kanzelkorb, wie in Elsen oder im Stephansdom in Wien.

Die steinerne Wiener Kanzel, die um 1500 entstanden ist, wurde lange einem Meister Pilgram zugeschrieben, was allerdings heute bezweifelt wird. An ihr versinnbildlichen die vier Bildnisse der Kirchenväter zugleich auch die vier Temperamente und die verschiedenen Altersphasen.

Oft ist das Kirchenväter-Motiv auch mit einer Darstellung der vier Evangelisten kombiniert. Die Frage nach den Gründen dafür lässt sich sehr grundsätzlich beantworten: Die Kanzel als Ort der Verkündigung des Wortes Gottes ist der geeignetste Platz, um, symbolisiert in den jeweiligen entscheidenden Personen, an die Ursprünge des Evangeliums und an seine vorbildliche Auslegung zu erinnern. In Elsen kam im Schalldeckel noch eine Taube als Symbol des inspirierenden Heiligen Geistes hinzu.

Insgesamt wird deutlich, dass die Katholische Kirche neben der Heiligen Schrift auch die Überlieferung, deren stets aktuelle Zeugen die Kirchenväter sind, als Glaubensquelle hochschätzt.

Der Reformator Martin Luther setzte dem sein „sola scriptura“ (allein die Heilige Schrift) entgegen, so dass sich Darstellungen der Kirchenväter in evangelischen Kirchen nur sehr selten finden lassen, auch wenn Luther selbst durch die Theologie des Augustinus stark beeinflusst war.

Die praktische Konsequenz aus dieser Grundeinstellung zeigt eine etwas kuriose Episode aus der jüngeren Geschichte der evangelischen Stiftskirche in Stuttgart. Dort waren erhaltene Kirchenväter-Reliefs von einer Kanzel aus dem 16. Jahrhundert, die im Zweiten Weltkrieg ausgelagert und zunächst in Vergessenheit geraten waren, 1977 im Chor wieder aufgestellt worden. Gemeindemitglieder aber störten sich an den allzu „katholischen“ Kopfbedeckungen (Tiara, Kardinalshut, Mitra) der Kirchenväter. So wurden sie umgearbeitet, ihrer Kopfbedeckungen entledigt, mit Frisuren versehen und auf diese Weise zu den vier Evangelisten umfunktioniert.

Am Beispiel der sehr unterschiedlichen Häufigkeit der Darstellung der Kirchenväter in den Kirchen beider Konfessionen zeigt sich also, dass Heiligenverehrung, kirchliche Hierarchie mit dem Papst an der Spitze und Gewichtung der Tradition immer noch Aspekte sind, die die beiden christlichen Kirchen trennen.



Hl. Hieronymus als greiser Kardinal; Wien, Stephansdom, Kanzel

Das Kirchenväter-Motiv im Paderborner Dom

Pfarrer Alpmann und Bildhauer Mündelein hätten das Kirchenväter-Motiv allerdings keineswegs nur an Kanzeln finden können.

Als Beispiel möge der Paderborner Dom dienen, wo man gleich auf drei Spuren stößt, von denen eine sogar nach Elsen weiterführt:

Auf den Dachschrägen des Liborischreins von 1627 sind große liegende Figuren der beiden Diözesanpatrone Kilian und Liborius dargestellt und zu ihren Häupten und Füßen in Rundmedaillons Reliefs der vier Kirchenväter. Man vermutet, dass der Dringenberger Goldschmied Hans Krako, der den Schrein angefertigt hat, die Anregung dazu aus der gotischen Gewölbemalerei in der Dringenberger Pfarrkirche erhalten hat, die die Kirchenlehrer in der genannten Medaillonform zeigte.

Ein Vierteljahrhundert nach der Entstehung des Liborischreins begann man 1652 unter Bischof Dietrich Adolph von der Recke mit der Barockisierung des Doms. Dazu wurden zunächst die alten Nebentätre abge-



Liborischrein (1627) mit Kirchenväter-Medaillons auf der Dachschräge



Paderborn, Dom, Barockaltar mit Kirchenväter-Figuren auf den Spiralsäulen

brochen und vergeben. So gelangte der 1516 von Hermann von Krevet gestiftete Altar der vier Kirchenlehrer an den Kleehof in Elsen, der damals dem Dompropst Johann Wilhelm von Sintzig wegen seiner Verdienste um die Rettung des Liborischreins zum Nießbrauch überlassen worden war. Heute ist der Altar dort allerdings nicht mehr vorhanden.

Als Krönung der barocken Umgestaltung des Dominneren errichtete schließlich der Antwerpener Künstler Ludwig Willemssens den monumentalen neuen Hochaltar, der die ganze östliche Chorwand verdeckte. Von dem Vorbild des Bernini-Altars im Petersdom in Rom übernahm Willemssens die vier kolossalen Spiralsäulen, auf die er Figuren der vier Kirchenväter stellte. Dieser Barockaltar wurde 1870 durch einen neugotischen ersetzt, aber 1931 wieder errichtet. 1945 wurde er durch Bombenabwürfe endgültig zerstört.

Der Kirchenväter-Altar von Michael Pacher

Das Beispiel des Paderborner Domes macht deutlich, dass das Kirchenväter-Motiv auch relativ häufig an Altären Verwendung fand. Deshalb sei der Blick zum Schluss auf den wohl schönsten Kirchenväter-Altar im deutschsprachigen Raum gerichtet: Auf Michael Pachers um 1480 entstandenen Altar für das Augustinerchorherrenstift Neustift bei Brixen in Südtirol, der heute in der Alten Pinakothek in München ausgestellt ist.

Pacher hat seine Aufgabe mit großer Virtuosität gemeistert. Die gotischen Baldachine und Heiligen-Statuetten, die die Personen rahmen, wirken wie aus Holz geschnitzt oder in Stein gehauen, und doch ist alles nur gemalt. Durch die Lichtführung und die erst in Pachers eigenem Jahrhundert in der italienischen Frührenaissance entwickelte Kunst der Perspektive gewinnt die Darstellung an Raumtiefe. So wirken etwa die auf jeden der vier Kirchenväter zufliegenden Tauben des Heiligen Geistes als Quellen ihrer göttlichen Inspiration wie vor dem Gemälde schwebend.

Alle vier Dargestellten sind von den Gerätschaften ihrer Gelehrsamkeit und Schriftstellerei, wie Lese- und Schreibpulten, Stiften und Büchern, umgeben. Brokatbespannte Stühle und vor allem der mit goldenen Borten besetzte Ornat der vier Kirchenlehrer erzeugen eine Atmosphäre von Kostbarkeit und Vornehmheit. Bei allen ist der Kopf von einem Heiligenschein umgeben.

Die kennzeichnenden Attribute der Kirchenväter stimmen nur teilweise mit denen in Elsen überein, weil Pacher zum Teil auf andere Legenden zurückgreift. Wie in Elsen trägt Hieronymus den breitkrepfigen roten Kardinalshut, dann aber auch konsequenter- und richtigerweise den Kardinals mantel im gleichen Rotton dazu. Ebenfalls wie in Elsen ist der zahme Löwe das Symboltier des Hieronymus, aber hier geht es nicht um ein einfaches Nebeneinander, sondern Mensch und Tier sind durch Blick und Gestik aufeinander bezogen, es gibt eine echte Interaktion zwischen beiden. Denn in der rechten Hand hält Hieronymus ein Gerät, um den Dorn zu entfernen, während er mit der linken das Tier vertrauensvoll heranbittet, das sich ihm mit erhobener Pfote nähert.

Augustinus ist mit seiner Mitra als Bischof kenntlich. Auf dem gestickten Kaselstab seines dunklen Gewands ist die Muttergottes mit Kind dargestellt. Die linke Hand zeigt die Zahl drei für die Dreifaltigkeit. Blick und Zeigefinger der rechten Hand sind auf ein Kind am Boden mit einem Löffel in der Hand gerichtet. Das basiert auf der folgenden Legende: Augustinus wandelte einst in Gedanken versunken am Meer und sah ein Kind, das versuchte, mit einem Löffel das Meer auszuschöpfen. Auf die Unmöglichkeit seines Tuns angesprochen, gab es Augustinus zu verstehen, dass dessen Versuch, das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu ergründen, nicht weniger aussichtslos sei.

Papst Gregor der Große ist an seiner kostbaren Tiara zu erkennen. Auf seiner Mantelschließe sieht man eine Darstellung Jesu als Schmerzensmann. Gregor berührt mit der Linken ein Buch auf seinem Schreibpult, während seine Rechte den Arm einer fast nackten gekrönten Person umfasst, die aus züngelnden Flammen aus dem Boden aufsteigt. Das spielt auf die Legende an, Gregor habe durch



Hi. Hieronymus, Pacher-Altar



Hl. Augustinus, Pacher-Altar



Hl. Papst Gregor der Große,
Pacher-Altar



Hl. Ambrosius, Pacher-Altar

sein Gebet den heidnischen römischen Kaiser Trajan, der als gerecht gegenüber den Christen galt, aus dem Fegefeuer befreit.

Ambrosius hält wie in Elsen den Schreibstift in der Hand. Sein Attribut auf Pachers Gemälde, das Kind in der Wiege, nimmt auf die Legende Bezug, dass seine Wahl zum Bischof auf den Zuruf eines Kindes hin erfolgte, das damit im Glaubensstreit zwischen Arianern und Katholiken vermittelte.

Anders als auf den Elsener Kanzelplatten, auf denen die vier Kirchenväter lesend oder meditierend in einer eher passiven, nach innen gerichteten Haltung verharren, sind Michael Pachers Personen offener: Sie verkörpern den Dreiklang von Inspiration durch den Heiligen Geist in Gestalt einer Taube, von theologischer Auseinandersetzung mit dem Wort Gottes und von seiner Umsetzung in der christlichen Tat. In ihrem Bezug auf schwache und doch kluge kleine Kinder und in ihrer Zuwendung zu Mensch und Tier in Not zeigt sich, dass Pachers Kirchenväter über dem Luxus ihrer Kleidung und ihres Ambientes und über dem Hochgeistigen ihrer Theologie das eigentlich Christliche nicht vergessen haben.

Die Elsener Relieftafeln sind sicherlich an künstlerischer Qualität und an Tiefe der Aussage dem großartigen Pacher-Altar weit unterlegen, und doch stehen sie in der gleichen Tradition: Die vier Kirchenväter – und unter ihnen vor allem Augustinus – sind bis heute nachwirkende Schlüsselgestalten der abendländischen Religions- und Geistesgeschichte am Übergang von der heidnischen Antike zum christlichen Mittelalter. Sie und ihre Legenden, die zu den „großen Geschichten“ der europäischen Überlieferung gehören, haben deshalb über die Jahrhunderte immer wieder Künstler zur Darstellung gereizt.

Günter Wißbrock

Der „Volkverein für das katholische Deutschland“ und sein Wirken in Elsen

Der 1997 erschienenen umfangreichen Dissertation des Paderborner Historikers Dr. Dettel Grothmann ist es unter anderem zu verdanken, dass ein auch im Bewusstsein der katholischen Bevölkerung kaum noch präsenter bedeutender Verein ein wenig aus dem Dunkel der Geschichte hervorgeholt worden ist.

Dass der „Volkverein für das katholische Deutschland“ weithin in Vergessenheit geraten ist, ist eigentlich schwer verständlich, handelte es sich doch um eine Massenorganisation, die 1914, in ihrem besten Jahr, über 800 000 Mitglieder zählte, also mehr, als beispielsweise heute die beiden großen Volksparteien CDU und SPD jeweils aufzuweisen haben. Damals war der „Volkverein“ nach der SPD die zweitstärkste politische Organisation im ganzen Deutschen Reich.

Gründung, Arbeitsbereiche und Zielsetzung des Vereins

Der Verein wurde am 24. Oktober 1890 in Mönchengladbach auf Initiative sozial engagierter katholischer Laien gegründet und verstand sich, wie es in einem Sitzungsprotokoll von 1928 heißt, als die „soziale, staatsbürgerliche, kulturelle und religiös-sittliche Gesamtorganisation der deutschen Katholiken“.

Die Gründung des Vereins ist nur zu verstehen vor dem Hintergrund der Situation der Katholiken im seit 1871 bestehenden Deutschen Kaiserreich. In dieser stark protestantisch geprägten staatlichen Neubildung unter Führung Preußens und unter Ausschluss Österreichs umfassten die Katholiken nur etwa ein Drittel der Bevölkerung. Zudem wurden sie im so genannten „Kulturkampf“ zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche als romhörige „Reichsfeinde“ diffamiert. Die katholische Bevölkerungsminderheit, die meist in dörflich-kleinstädtischem Milieu wohnte, galt außerdem allgemein als eher geistig-kulturell rückständig, zumal sich Papst



Die Zentralstelle des Volkvereins in Mönchengladbach, um 1926

und Bischöfe gegenüber den Herausforderungen der Aufklärung, des Liberalismus, des Sozialismus und der modernen Geistes- und Naturwissenschaften häufig eher abwehrend verhielten. Kurz, man sprach vom „katholischen Bildungsdefizit“.

Aufgaben des Vereins waren laut Satzung die Abwehr der damals zumindest verbal noch sehr sozialrevolutionär und kirchenfeindlich geprägten Programmatik der SPD, die



Zeitschrift des Volksvereins

Propagierung einer christlichen Sozialreform, die staatsbürgerliche Bildung, die allgemeine Volks- und Erwachsenenbildung im katholischen Sinne, die Schulung von Funktionären katholischer Verbände und die Mobilisierung der Wählerschaft der katholischen Zentrumspartei. Damit sollte als Ziel unter anderem eine aktive Teilnahme der Katholiken am politischen Leben des Staates, eine Beeinflussung der Sozialgesetzgebung mittels der Zentrumspartei und eine Behebung des katholischen Bildungsdefizits erreicht werden.

Mittel zu diesem Zweck waren Versammlungen, Kurse und Konferenzen sowie eine Fülle an Publikationen in einem eigenen Verlag: Bücher, Zeitschriften, Flugschriften und Flugblätter.

Das Wirken des Vereins in Elsen

Die Anfänge der Elsener Sektion des „Volksvereins“ sind nicht ganz einfach zu ermitteln. In der Ortschronik wird zum ersten Mal eine Versammlung am 2. Februar 1902 erwähnt, zu der es heißt: „82 Mitglieder zeichneten sich dem Verein ein“ (Chronik, Band 2, S. 34). Das klingt nach einer Gründungsversammlung, und so hat es offensichtlich auch Frau Dr. Käthe Sander-Wiefeld in ihrem Beitrag zu dem vom Heimat- und Verkehrsverein im Jahre 1986 zum 950-jährigen Ortsjubiläum herausgegebenen Buch „Elsen. Alte Gemeinde - Junger Stadtteil“ (S.62) aufgefasst. Dennoch ist diese Datierung falsch, denn im Pfarrarchiv der St. Dionysius-Gemeinde finden sich zwei offizielle Mitgliederlisten des Vereins, die bereits 1894 angelegt worden sind. Die erste Liste nennt, mit Pfarrer Theodor Dissen an der Spitze, insgesamt 126 Namen, darunter viele auch heute unter alteingesessenen Elsenern geläufige. Die zweite Liste aus dem gleichen Jahr enthält noch einmal 37 Namen aus Sandhöfen, Gesseln und Sande. Die tatsächliche Gründung der Elsener Vereinssektion muss daher zwischen 1890 und 1894, das heißt recht bald nach der Entstehung des Gesamtvereins, erfolgt sein. Eine genauere Datierung ist derzeit nicht möglich, weil auch die Chronik der Pfarrgemeinde St. Dionysius keinerlei Hinweis dazu enthält.

Es muss auf jeden Fall schon von einer beträchtlichen Größe und Wirksamkeit des Vereins in zwei verschiedenen Sektionen ausgegangen werden, bevor seine Aktivitäten in der Ortschronik Beachtung gefunden haben. Auch die Bemerkung der Chronik (S. 19), zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert habe es in Elsen nur den Gesangverein, den Landwehr- und Reserveverein und den Turnverein gegeben, bedarf also der Korrektur. Die Arbeit des Vereins in Elsen von 1902 bis 1920, mit einer kriegsbedingten Unterbrechung von 1915 bis 1919, hat in der Ortschronik ein breites positives Echo hinterlassen, zumal von 1901 bis 1917 die jeweiligen Kapläne der katholischen Kirchengemeinde zugleich Ortschronisten waren.

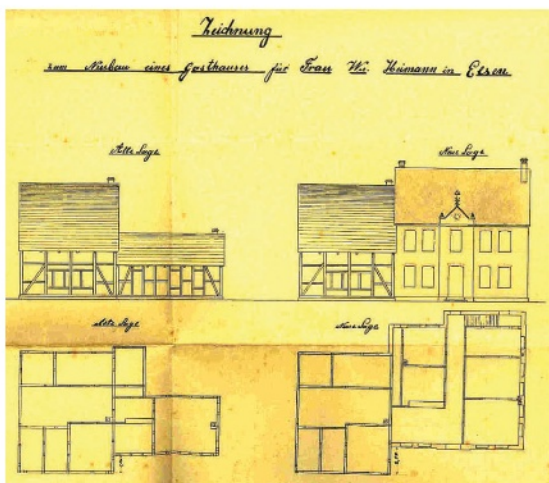
Jährlich fanden ab 1902 etwa eine bis drei Versammlungen statt, häufig mit mehreren Rednern und Themenbereichen nacheinander. Versammlungsort war von 1902 bis Mitte 1910 der Saal der Gaststätte Heimann, ab dem Herbst 1910 der neue, geräumigere Saal der Gaststätte Kröger/Timmerberg, des späteren Römerkrugs. Referenten waren meist geschulte Vereinssekretäre oder Geistliche und Lehrer, aber man griff bei bestimmten Themen auch auf externe Experten zurück.

Das Referat in der bereits erwähnten Versammlung am 2.2.1902 hielt der geistliche

Seminar-Prokurator Johannes Schäfers aus Paderborn, der später sogar dem Vorstand des Gesamtvereins angehörte. Sein Thema war der Nutzen der Volksbüros. Solche „Volksbüros“ hatte der Verein in vielen Städten des Reiches, und so am 1. April 1900 auch in Paderborn, errichtet. Das Paderborner Volksbüro lag am Markt, unmittelbar neben dem Paradiesportal des Domes, später in größeren Räumen am Ikenberg hinter dem Dom. Es charakterisierte sich selbst als „eine soziale Auskunftsstelle“, die „Rat und Hilfe in Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherungs-, in Steuer-, Militär-, Polizei- und Kommunal-, in Gesinde- und Gewerbestreitsachen“ gewährte. Bald wurde dem Büro zusätzlich noch eine Vermittlung von Arbeitsplätzen angeschlossen.

Die weiteren in Elsen angebotenen Vorträge waren keineswegs immer nur informativ gemeint, sondern hatten oft einen sehr praktischen, auf nachhaltige Verbesserung der sozialen Zustände gerichteten, also handlungsorientierten Charakter. „Hilfe zur Selbsthilfe“ war das unausgesprochene Motto.

So behandelte ein Referent am 16.11.1902 die Vorteile einer Spar- und Darlehnskasse für eine Gemeinde, und er schloss mit dem Appell, es möge bald auch in Elsen ein solches Institut entstehen. In der nächsten Volksvereinsversammlung am 18.10.1903 kam es tatsächlich zur Gründung der Spar- und Darlehnskasse Elsen, der heutigen Volksbank Elsen-Wewer-Borcheln, die damit auf eine mehr als hundertjährige Geschichte zurückblicken kann. Als Ziele der Neugründung wurden die Förderung der Sparsamkeit und der Anstrengungen zur Zukunftsvorsorge, die Gestellung zinsgünstiger Darlehen und der Einsatz eventueller Überschüsse zu gemeinnützigen Zwecken genannt. Einen ähnlichen Hintergrund, nämlich die Absicherung des materiellen Lebens vor Notfällen, hatten die relativ häufigen Vortragsthemen aus dem Bereich des Versicherungswesens (Invalidenversicherung 1904 und 1905, Haftpflichtversicherung 1907, Unfallversicherung 1909, neue Reichsversicherungsordnung 1912 und 1913). Dieser Themen-



Die Gaststätte Heimann an der Wewerstraße vor und nach dem Umbau von 1898. Der Saal lag im 1. Stock des Haupthauses.



Der am 23.10.1910 eröffnete Saal der Gaststätte Kröger/Timmerberg, heute Römerkrug

komplex war gerade deshalb besonders aktuell, weil es um die praktische Umsetzung der drei großen Bismarckschen Sozialgesetze von 1883, 1884 und 1889 ging.

Auch die Themen „neue Steuern“ (1909) und „Abfassung eines Testaments“ (1910) zeigen, dass der Verein die Schulung zum mündigen, sich seiner Rechte und Pflichten bewussten Staatsbürger als eine seiner wichtigsten Aufgaben ansah.



Haus Temme, erster Sitz der Spar- und Darlehnskasse 1903 bis 1954

Der Weiterbildung der Haupt- und Nebenerwerbslandwirte in dem noch weitgehend agrarisch geprägten Spar- und Darlehnskasse Elsen dienten



Schuhmachermeister Joseph Temme, erster Rendant der Spar- und Darlehnskasse Elsen

Themen wie „Ziegenzucht“ (1907), „allgemeine Viehzucht“ (1908) und „Obstanbau“ (1909). Überhaupt hatte der „Volksverein“ schon ein recht fortschrittliches Weiterbildungskonzept. Man propagierte nach dem Grundsatz des „lifelong learning“ Fortbildungsschulen für schulentlassene Jugendliche und Erwachsene (1905 und 1906). Eine solche Fortbildungsschule, vor allem für die Lehrlinge aller Berufe, also eine Art Vorläufer der heutigen Berufs-

schulen, wurde am 3.1.1905 auch in Elsen eröffnet.

Schulische Themen, wie etwa die Frage der kirchlichen Schulaufsicht (1910), das Verhältnis von Schule und Elternhaus (1910), das Kind und seine Familie in ihrer Beziehung zur Schule (1913) und die Wahl der Elternbeiräte in der Schule (1920) nahmen überhaupt einen relativ breiten Raum der Vortragstätigkeit ein.

Um bei mehreren aufeinander folgenden Vorträgen die Aufmerksamkeit der Zuhörer

nicht zu überfordern, fügte man 1913 als angenehme, auch das Gemüt ansprechende Abwechslung vor, nach und zwischen den Referaten Gesangsvorträge des Kirchenchors ein.

Der Horizonterweiterung der Elsener Bürger dienten Vorträge über Land und Leute Palästinas (1906), Italiens (1907) und Amerikas (1907). Interessant ist, dass bei diesen drei



Die Elsener Knabenschule, seit 1905 auch Sitz der Gewerblichen Fortbildungsschule

Vorträgen und einigen anderen schon das damals moderne Medium Lichtbild eingesetzt wurde. Der Volksverein hatte zu diesem Zweck in seiner Zentrale in Mönchengladbach eigens eine „Lichtbilderei GmbH“ gegründet.

Neben den geographischen nahm man sich auch zeitgeschichtliche Themen vor, wie das Jesuitengesetz (1912), die Entstehung und Entwicklung des Deutschen Reiches (1913) oder den bisherigen Verlauf des Weltkriegs (1914).

Die sittliche Volkserziehung sah der Verein ebenfalls als seine Aufgabe an. Das zeigen etwa Vorträge gegen den Alkoholmissbrauch (1906 und 1910) und über „Gute und schlechte Lektüre“ (1908), aber auch das Thema „Wie schützen wir die vom Lande in die Stadt ziehende Jugend?“ (1905), das angesichts der „Landflucht“ im Zeitalter der fortschreitenden Industrialisierung sicher in Elsen einen hohen Aktualitätsgrad hatte. Sittliche Maßstäbe sollten indirekt wohl auch durch Vorträge über vorbildliche Christen, wie die heilige Elisabeth (1910) oder den Zentrumsvorsitzenden Windhorst (1912), vermittelt werden.

Am 14.8.1910 wurde zunächst allgemein über die Gesundheitspflege referiert, und bei einer weiteren Versammlung am 13.11. des gleichen Jahres zog der Vortrag eines Bad Lippespringer Badearztes über die Lungenschwindsucht, eine der schlimmsten Geißeln der Zeit, „200 bis 300 Personen“ an.

Schließlich kümmerte sich der Verein auch um die Auseinandersetzung mit gegen das Christentum insgesamt und besonders die katholische Kirche gerichteten Weltanschauungen, wie die des damals sehr populären materialistischen und darwinistischen Naturphilosophen Ernst Haeckel (1909).

Parteilos distanzierte man sich von der SPD (1904) und unterstützte vor Wahlen die Zentrumsparterie (1911), für die dann auch bei der Reichstagswahl 1912 bis auf drei alle Elsener Wahlberechtigten stimmten. Die SPD erhielt in Elsen keine Stimme, obwohl sie gerade nach dieser Wahl mit 110 Abgeordneten zum ersten Mal die stärkste Fraktion im Reichstag stellte.

Der Niedergang des „Volksvereins“ in der Zeit der „Weimarer Republik“

Nach der kurzen Notiz zur ersten und einzigen Volksvereinsversammlung nach dem Ersten Weltkrieg am 18.1.1920 findet sich in der Ortschronik keinerlei Hinweis auf weitere Vereinsaktivitäten mehr. Erschienen sie dem neuen Chronisten, dem Hauptlehrer und späteren Rektor Joseph Cramer, nicht wichtig genug oder war der Verein in Elsen nach dem Bruch durch den Ersten Weltkrieg wirklich am Ende? Wir wissen es nicht.

Reichsweit waren jedenfalls die Jahre der „Weimarer Republik“ eine Phase des Niedergangs für den Verein.

Von den circa 800 000 Mitgliedern im Sommer 1914 verlor der Volksverein durch Einberufungen bis zum Kriegsende ein Drittel. Bis 1922 stieg die Mitgliederzahl noch einmal auf fast 700 000 an, sank dann in den folgenden zehn Jahren aber rasch und kontinuierlich auf etwa 300 000 ab. Dafür waren externe und interne Faktoren verantwortlich.

Das Verhältnis der Laienorganisation zu einzelnen Bischöfen und Geistlichen war nicht immer ungetrübt. Streitgegenstände waren z. B. die vom Volksverein befürwortete Gründung interkonfessioneller christlicher Gewerkschaften oder die ebenfalls von ihm favorisierte Umwandlung der Zentrumsparterie aus einer katholischen Interessenvertretung in eine allgemein christliche Partei. Ebenso umstritten war die allmähliche Verbesserung des Verhältnisses zur SPD, die sich innerlich wandelte und in der „Weimarer Republik“ zum Koalitionspartner der Zentrumsparterie wurde. Teile des Klerus kritisierten auch, dass sich die Vereinsaktivitäten zwar auf der festen Basis einer katholischen Weltanschauung, aber doch eher im vorreligiösen gesellschaftspolitischen Raum bewegten.

Auch kam es durch eine fortschreitende Auffächerung des katholischen Verbandswesens immer häufiger zu Konkurrenzsituationen und zur Überschneidung der Arbeitsgebiete mit anderen neuen Vereinen.

Um die inhaltliche Linie der Vereinsarbeit entstand eine Kontroverse zwischen den beiden intellektuellen Köpfen des Vereins, den Geistlichen August Pieper und Anton Heinen, einerseits und einer Reihe von Vereinssekretären andererseits. Heinen und Pieper propagierten statt des zwischen 1890 und 1914 erstrebten Ziels einer „Zuständereform“ eine Art „Gesinnungsreform“, wollten also vor allem die innere Einstellung der katholischen Bevölkerung ändern und sie zur tätigen Einbindung in eine sehr idealistisch vorgestellte „Volksgemeinschaft“ ermutigen, die nach den krisenhaften Erschütterungen der Weimarer Zeit endlich zur inneren Einheit der Nation führen würde. Dieses erbauliche volkspädagogische Konzept einer „sozialethischen Erweckungsarbeit“ ging aber in Sprache und Inhalt nach Meinung anderer allzu sehr an den konkreten Nöten der Bevölkerung in der Nachkriegszeit vorbei.

Praktisch umgesetzt wurde dieses Konzept in vielen Kursen zwischen 1923 und 1932 in dem vom Verein als Volksbildungsheim erworbenen „Franz-Hitze-Haus“, ehemals Sanatorium und Kriegerheilstätte am Paderborner „Inselbad“. 1928 kam es zum finanziellen Zusammenbruch des Volksvereinsverlages, weil die Vereinsführung durch Inflation, rapide Mitgliederverluste und Beitragsrückstände ein Defizit von 600 000 Reichsmark zu verkraften



Das „Franz-Hitze-Haus“, Kursushaus des Volksvereins in Paderborn am Inselbad

hatte, aber gleichzeitig die Organisation im Lande auszubauen versucht hatte.

Der Volksverein war also längst in einer Krise und einem Niedergang, als die Geheime Staatspolizei des NS-Regimes am 1. Juli 1933 die Zentrale des Vereins in Mönchengladbach besetzte und damit gewaltsam dessen wechselvolle Geschichte beendete. Die vielfältigen politischen, sozialen und volkspädagogischen Aktivitäten des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ – auch bei uns in Elsen -, die wesentlich zur Überwindung einer geistig-kulturellen Rückständigkeit der deutschen Katholiken beizutragen, sind es auf jeden Fall wert, erneut ins Bewusstsein gehoben zu werden.

In Mönchengladbach knüpft heute ein freilich nur örtlich tätiger „Volksverein gegen Arbeitslosigkeit“ an die Namenstradition und die sozialen Aktivitäten seines Vorgängers an. Bedeutender ist die ebenfalls in Mönchengladbach ansässige, 1963 durch Beschluss der deutschen Bischöfe entstandene überdiözesane „Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle“ unter Professor Dr. Anton Rauscher SJ, die ebenfalls in der Tradition des „Volksvereins“ eine rege Publikations- und Tagungsarbeit zu gesellschaftspolitischen Themen auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes betreibt.

Benutzte Literatur:

Detlef Grothmann, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Paderborn 1997

Detlef Grothmann, Der Volksverein für das katholische Deutschland 1890 –1933 – eine Bilanz, in: IBW-Journal, Zeitschrift des deutschen Instituts für Bildung und Wissen, 7/1991

Karl Hüser (Hrsg.), Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, Band 3, Paderborn 1999

Hans Jürgen Brandt/Karl Hengst, Geschichte des Erzbistums Paderborn, Band 3, Paderborn 1997

Josef Segin/ Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974 (erscheint demnächst; als Manuskript eingesehen)

Günter Wißbrock

Mitgliederlisten der Elsener und Sander Sektion des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ aus dem Jahre 1894

Ein interessantes Dokument zur Elsener Familien- und Dorfgeschichte

Im letzten Heft der „Elsener Nachrichten“ ist über das Wirken des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ in Elsen in der Zeit des Deutschen Kaiserreichs und der Weimarer Republik berichtet worden. Dazu haben sich im Pfarrarchiv der St. Dionysius-Gemeinde zwei Mitgliederlisten aus dem Jahre 1894 erhalten, von denen die eine 127 Vereinsangehörige vor allem aus Elsen und die andere 38 Mitglieder zumeist aus Sande, Sandhöfen und Gesseln benennt. Es handelt sich ausschließlich um Männer. Von jedem Mitglied sind Vor- und Zuname, Stand (also Beruf) und Wohnung (also Ort bzw. Ortsteil) verzeichnet und außerdem die Tatsache, dass eine Reichsmark als Jahresbeitrag entrichtet worden ist. Wenn mehrere Männer aus einer Familie genannt sind, haben sie gemeinsam nur eine Reichsmark Beitrag zahlen müssen.

Interessant ist es, wenn man sich einmal die *Vornamen* der in den Listen verzeichneten Elsener und Sander Bürger näher anschaut: Zwölf Vornamen genügen für mehr als 95 % aller 163 mit Vornamen erwähnten Männer: Heinrich (28), Franz (21), Joseph (17), Hermann (16), Anton (15), Johann (13), Ferdinand (10), Bernard (10), Wilhelm (8), Kaspar (6), Konrad (6) und Stephan (6). Diese Namen entstammen entweder germanisch-altdeutscher Tradition (Heinrich, Hermann, Ferdinand, Wilhelm, Konrad) oder der Bibel (Joseph, Johann) oder sie sind Namen bekannter Heiliger (Franz, Anton, Bernard, Kaspar, Stephan). Kein einziger Vorname ist also eine traditionslose modische Neubildung. In bestimmten Familien sind gewisse „Leitnamen“ bis zu heute lebenden Personen immer wiedergekehrt. Erst in der jüngsten Generation zeichnet sich häufig der Traditionsbruch und die Hinwendung zu ausländischen oder teils bewusst „gesuchten“, sehr individualistischen Vornamen ab. Andererseits gibt es in den letzten Jahren auch einen Trend zur Rückkehr zu den altüberlieferten Namen, allerdings bisher noch eher bei den Mädchen als bei den Jungen.

Wenn man bedenkt, dass die beiden Listen vor 114 Jahren ausgefüllt worden sind, ist es umso erstaunlicher, dass trotz allen Strukturwandels der Elsener Bevölkerung sich so viele *Familiennamen* finden, die auch heute in dem alteingesessenen Teil der Bewohner unseres Ortes geläufig sind.

Aufschlussreich ist auch ein Blick auf die in den beiden Listen angegebenen *Berufe* der Vereinsmitglieder. Ein erster Eindruck ist, dass es dem „Volksverein für das katholische Deutschland“ in Elsen und Sande gelungen ist, einen wirklichen „Volksverein“ im Sinne einer alle sozialen Schichten umfassenden Organisation zu bilden: Vom Gutsbesitzer bis zum Tagelöhner, vom Unternehmer bis zum Arbeiter – alle sind sie auf den Mitgliederlisten des Vereins vertreten. Will man allerdings die Häufigkeit der einzelnen Berufe feststellen, ergibt sich eine Schwierigkeit: Der Schreiber der Elsener Liste hat bei mehreren Geschwistern unter den Vereinsmitgliedern oft auch mehrere Vornamen untereinander in eine Zeile eingetragen, aber unter der Rubrik „Stand“ nur jeweils einen Beruf, so dass man nicht erkennen kann, ob alle Brüder den gleichen Beruf ausübten oder nicht und welchem der Brüder die Berufsangabe zuzuordnen ist. (Um diese Unklarheit äußerlich zu kennzeichnen, sind deshalb in diesem Abdruck der Listen in diesen Fällen die Berufe in Kursivdruck angegeben.)

Trotzdem lässt sich aber ein grober Gesamteindruck von der *Beschäftigungsstruktur* in Elsen und Sande kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert gewinnen.

„In der vorindustriellen Zeit waren die weitaus meisten Bewohner des Paderborner und Corveyer Landes, sicher über 90 %, unmittelbar in der Landwirtschaft tätig. In den Dörfern war für fast alle Einwohner - auch für die wenigen Handwerker, wie die Schmiede - die landwirtschaftliche Tätigkeit die Haupterwerbsquelle.“ (Bruno H. Lienen/Heinrich Rütting, Bauern und Landwirtschaft im Paderborner und Corveyer Land 1350 – 1600, Paderborn 1981)

Will man nun herausfinden, wie weit diese Feststellung für den Bereich Elsen und Sande auch noch am Ende des 19. Jahrhunderts zutrifft, so ergibt sich ein Problem aus den verwendeten Begriffen für die landwirtschaftlichen Berufe, die sich auch nach Auskunft von Experten nicht klar und eindeutig, etwa nach der Größe des Betriebs, abgrenzen lassen und die sogar zwischen der Elsener und der Sander Liste, die von unterschiedlicher Hand ausgefüllt worden sind, differieren.

In Elsen wird zwischen einem Gutsbesitzer (Rudolphi/Kleehof), 14 Colonen, 14 Ackerern und 5 Tagelöhnern unterschieden, während die Sander Liste von 2 Pächtern, 8 Ökonomen, 12 Ackerwirten und 2 Tagelöhnern spricht, aber bei den letzten 6 Namen, die von anderer Hand hinzugefügt sind, wiederum die Elsener Begriffe „Colon“ und „Ackerer“ benutzt. Anscheinend sind „Colon“ und „Ökonom“ Besitzer von größeren und mittleren Höfen, „Ackerer“ bzw. „Ackerwirt“ dagegen eher Kleinlandwirte.

Für den Bereich Sande, Sandhöfen und Gesseln scheint auch 1894 die Grundtendenz zu einer fast rein agrarischen Dorfgesellschaft noch ungebrochen zu sein. 26 Personen in landwirtschaftlichen Berufen stehen nur sieben Handwerker, zwei Gastwirte, ein Polizeidiener und ein Vorsteher gegenüber, die sicherlich alle auch noch nebenbei Landwirtschaft betrieben haben.

Auch Elsen ist noch stark landwirtschaftlich geprägt, aber hier hinterlässt die neue Zeit, das Industriezeitalter, doch schon recht deutliche Spuren. Zwei Bahnwärter machen darauf aufmerksam, dass Elsen seit 1853 an der Bahnlinie Paderborn – Lippstadt liegt. Eine ganze Reihe von Beschäftigten der Kettenschmiede Sinne, die 1842 begründet worden ist, zeigen, dass sich neue Arbeitsmöglichkeiten in der Kleinindustrie ergeben haben. Die erhebliche Zahl anderer Arbeiter (31) macht sichtbar, dass Menschen jetzt auch außerhalb der Landwirtschaft in der Stadt Paderborn und anderswo Arbeitsplätze in Industrie- und Handwerksbetrieben finden konnten. Außerdem sind die klassischen Handwerksberufe in dem größeren und weiter entwickelten Elsen viel zahlreicher und in einer sehr viel breiteren Palette vertreten: Schmiede (5), Schreiner (5), Zimmerer (3), Schlosser (2), Schuster (2), Maurer (2), Bäcker (1) und Stellmacher (1).

Elsen hatte also den Wandel von einem reinen Bauerdorf zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu einer Mischgemeinde aus Bauern, Handwerkern und Arbeitern am Ende des Jahrhunderts bereits vollzogen.

Solche verallgemeinernden Aussagen können allerdings nur getroffen werden, wenn man voraussetzt, dass die Berufsstruktur der Mitglieder des „Volkvereins für das katholische Deutschland“ im Jahre 1894 in etwa der Berufsstruktur der ganzen erwachsenen männlichen Dorfbevölkerung entspricht. Da sich aus anderen Quellen jedoch ein sehr ähnliches Bild ergibt, ist diese Annahme nicht abwegig. Katholisch waren zur damaligen Zeit im Übrigen noch fast alle Elsener.

Weil noch mancher heutige Elsener Mitbürger seine Vorfahren und damit ein Stück seiner Familiengeschichte und der allen gemeinsamen Dorfgeschichte in diesen interessanten Listen wiederfinden wird, seien sie hier abgedruckt.

Günter Wißbrock

**Mitglieder des „Volkvereins für das katholische Deutschland“,
Sektion Elsen (Erste Liste)**

Nr.	Vorname	Zuname	Stand	Wohnung
1)	Theodor	Dissen	Pfarrer	Elsen
2)	Stephan	Kürpick	Arbeiter	Elsen
3)	Joseph	Kürpick	Ackerer	Nesthausen
4)	Heinrich	Leiwen	Arbeiter	Nesthausen
5)	Konrad	Kürpick	Tagelöhner	Nesthausen
6)	Bernard	Jostmann	Arbeiter	Elsen
7)	Johann	Nacke	Arbeiter	Elsen
8)	Konrad	Ilsemeyer	Ackerer	Elsen
9)	Franz	Henkemeyer	Ackerer	Elsen
10)	Joseph	Timmerberg	Ackerer	Sande
11)	Heinrich	Kürpick	Tagelöhner	Elsen
12)	Heinrich	Giesguth	Maurer	Elsen
13)	Wilhelm	Ikenmeyer	Schreiner	Elsen
14)	Hermann	Disselnmeyer	Zimmermeister	Elsen
15)	Ferdinand	Hissmann	Ackerer	Sande
16)	Joseph	Jürgens	<i>Schreiner</i>	Elsen
17)	Hermann	Jürgens	<i>Schreiner</i>	Elsen
18)	Hermann	Hammeyer	Arbeiter	Elsen/Gesseln
19)	Johann	Danzebrink	Colon	Elsen
20)	Ferdinand	Nolte	Kettenschmied	Elsen
21)	Kaspar	Albersmeyer	Ackerer	Gesseln/Sande
22)	Stephan	Max	Ackerer	Gesseln/Sande
23)	Heinrich	Kuhlpeter	Arbeiter	Gesseln/Elsen
24)	Anton	Lengeling	unleserlich	Gesseln/Elsen
25)	Franz	Bolte	<i>Kettenschmied</i>	Gesseln/Sande
26)	Bernard	Bolte	<i>Kettenschmied</i>	Gesseln/Sande
27)	Anton	Bolte	<i>Kettenschmied</i>	Gesseln/Sande
28)	Ferdinand	Christiansmeyer	Colon	Elsen
29)	Kaspar	Thiele	Tagelöhner	Elsen
30)	Joseph	Mertens	Arbeiter	Elsen
31)	Franz	Pannenberg	<i>Schlosser</i>	Elsen
32)	Anton	Pannenberg	<i>Schlosser</i>	Elsen
33)	Bernard	Disselnmeyer	Maurermeister	Elsen
34)	Heinrich	Hussmann	Colon	Elsen
35)	Konrad	Leifeld	Schreiner	Elsen
36)	Gerhard	Portsteffen	Tagelöhner	Elsen
37)	Anton	Budde	Arbeiter	Elsen
38)	Joseph	Budde	Arbeiter	Elsen
39)	Hermann	Eusterholz	Colon	Elsen
40)	Hermann	von Herz	Arbeiter	Elsen
41)	Anton	Schulze	Colon	Elsen
42)	Xaver	Schulze	Colon	Elsen
43)	Anton	Max	Schuhmacher	Elsen
44)	Bernard	Sinne	<i>Kettenfabrikant</i>	Elsen

1894

MITGLIEDER

des

Volks-Vereins für das katholische Deutschland

zu Elsern Section: Elsern

No.	Vorname	Zuname	Stand	Wohnung	Jahresbeitrag
	Andreas	Dissen	Hfo	Elsern 1894	1 Mk
	August	Küspick	Arb.	1894/5	1 Mk
	Johann	Küspick	Auktant	1894/5	1 Mk
	Georg	Leiwien	Arb.	1894/5	1 Mk
	Anton	Küspick	Fargel	1894/5	1 Mk
	Ludwig	Postmann	Arb.	Elsern 1894/5	1 Mk
	Johann	Nacke	Arb.	1894/5	1 Mk
	Anton	Elsemeyer	Auktant	1894/5	1 Mk
	Franz	Henkemeyer	Auktant	Elsern	2 Mk
	Johann	Simmerberg	Auktant	Lande 1894/5	1 Mk
	Georg	Küspick	Fargel	Elsern 1894/5	1 Mk
	Georg	Siesguth	Minister	Elsern 1894/5	1 Mk
	Anton	Heimeyer	Yonierant	Elsern 1894/5	1 Mk
	Georg	Dieselmeier	Yonierant	Elsern 1894/5	1 Mk
	Anton	Misjmann	Auktant	Lande 1894/5	1 Mk
	Johann	Jargens	Yonierant	Elsern 1894/5	1 Mk
	Georg	Hannmeyer	Arb.	Elsern/Sejela 1894/5	1 Mk
	Johann	Danzbrink	Arb.	Elsern 1894/5	1 Mk
	Anton	Volte	Arb.	Elsern 1894/5	1 Mk
	Johann	Albersmeyer	Auktant	Sejela/Lande 1894/5	1 Mk
	August	Marr	Auktant	Sejela/Lande 1894/5	1 Mk
	Johann	Kuhlstedt	Arb.	Sejela/Elsern 1894/5	1 Mk

45)	Franz	Sinne	<i>Kettenfabrikant</i>	Elsen
46)	Franz	Marx	Colon	Gesseln/Sande
47)	Joseph	Appelbaum	Arbeiter	Gesseln/Sande
48)	Wilhelm	Schnitz	Schmied	Elsen
49)	Heinrich	Rath	Stellmacher	Elsen
50)	Kaspar	Bastian	Ackerer	Elsen
51)	Heinrich	Hagenhof	unleserlich	Elsen
52)	Heinrich	Papenkort	<i>Arbeiter</i>	Gesseln/Elsen
53)	Hermann	Papenkort	<i>Arbeiter</i>	Gesseln/Elsen
54)	Kaspar	Papenkort	<i>Arbeiter</i>	Gesseln/Elsen
55)	Franz	Herwald	Colon	Elsen
56)	Franz	Güllenstern	Colon	Elsen
57)	Stephan	Kalle	unleserlich	Elsen
58)	Franz	Liggesmeyer	<i>Arbeiter</i>	Elsen
59)	Hermann	Liggesmeyer	<i>Arbeiter</i>	Elsen
60)	Kaspar	Leiwen	Arbeiter	Sande
61)	Johann	Dörenkamp	Arbeiter	Elsen
62)	Johann	Hillemeier	<i>Kettenschmied</i>	Elsen
63)	Franz	Hillemeier	<i>Kettenschmied</i>	Elsen
64)	Anton	Rudolphi	Gutsbesitzer	Elsen
65)	Heinrich	Rudolphi	Gutsbesitzer	Elsen
66)	Georg	Menne	Arbeiter	Elsen
67)	Ferdinand	Dörenkamp	Ackerer	Elsen
68)	Joseph	Brüseke	Arbeiter	Elsen
69)	Hermann	Siemens	Arbeiter	Elsen
70)	Ferdinand	Steins	Arbeiter	Gesseln/Elsen
71)	Heinrich	Siemens	Schmiedelehrling	Elsen
72)	Johann	Bröckling	Arbeiter	Elsen
73)	Joseph	Ernesti	Arbeiter	Elsen
74)	Franz	Appelbaum	Ackerer	Elsen
75)	Joseph	Berg	Kettenschmied	Elsen
76)	Johann	Agnesen	Arbeiter	Nesthausen
77)	Anton	Meilwes	Arbeiter	Elsen
78)	Hermann	Meilwes	Arbeiter	Elsen
79)	Heinrich	Meilwes	Arbeiter	Elsen
80)	Heinrich	Winter	Arbeiter	Elsen
81)	Bernard	Büker	Colon	Nesthausen
82)	Anton	Berg	<i>Kettenschmied</i>	Elsen
83)	Stephan	Berg	<i>Kettenschmied</i>	Elsen
84)	Konrad	Hachmeyer	<i>Kettenschmied</i>	Elsen
85)	Wilhelm	Hachmeyer	<i>Kettenschmied</i>	Elsen
86)	Hermann	Hachmeyer	<i>Kettenschmied</i>	Elsen
87)	Franz	Hachmeyer	<i>Kettenschmied</i>	Elsen
88)	Johann	Happe	Arbeiter	Elsen
89)	Joseph	Schlenger	<i>Colon</i>	Elsen
90)	Hermann	Schlenger	<i>Colon</i>	Elsen
91)	Joseph	Pasel	<i>Ackerer</i>	Elsen
92)	Franz	Pasel	<i>Ackerer</i>	Elsen

93)	Bernard	Budde	Zimmermann	Elsen
94)	Ferdinand	Hissmann	Colon	Elsen
95)	Joseph	Lummer	Arbeiter	Elsen
96)	Bernard	Brüntrup	Schlosser	Elsen
97)	Johann	Dirksmeyer	Ackerer	Elsen
98)	Heinrich	Temme	<i>Ackerer</i>	Elsen
99)	Wilhelm	Temme	<i>Ackerer</i>	Elsen
100)	Heinrich	Vollmers	Colon	Gesseln/Elsen
101)	Ferdinand	Steins (Jürgens)	Colon	Elsen
102)	Franz	Vossebein	Schreiner	Elsen
103)	Bernard	Vieth	Arbeiter	Elsen
104)	Joseph	Hissmann	Zimmermann	Elsen
105)	Franz	Gerken	Arbeiter	Elsen
106)	Stephan	Thróner	Arbeiter	Elsen
107)	Stephan	Gockel	Kettenschmied	Elsen
108)	Heinrich	Vossebein	Küster	Elsen
109)	Ferdinand	Steins	Polizeidiener	Elsen
110)	Franz	Schulze	Vorsteher	Elsen
111)	Heinrich	Langlau	Colon	Sande
112)	Georg	Delleke	keine Angabe	keine Angabe
113)	Heinrich	Fobbe	Kaplan	Elsen
114)	Hermann	Marx	keine Angabe	keine Angabe
115)	Hermann	Mersch	Schuhmacher	Elsen
116)	Wilhelm	Flügel	Bäcker	Elsen
117)	Hermann	Schlenger	<i>Ackerer</i>	Elsen
118)	Anton	Schlenger	<i>Ackerer</i>	Elsen
119)	Heinrich	Block	Tagelöhner	Elsen
120)	Anton	Hagenhoff	Schmied	Elsen
121)	Wilhelm	Hagenhoff	Schmied	Elsen
122)	Heinrich	Langbein	Arbeiter	Elsen
123)	Joseph	Petermeyer	Arbeiter	Elsen
124)	Heinrich	Hagenhoff	Schmied	Elsen/Alme
125)	W.	Kürpick	keine Angabe	Elsen
126)	H.	Bohnenkamp	keine Angabe	Elsen
127)	Conrad	Danzebrink	keine Angabe	Elsen

**Mitglieder des „Volkvereins für das katholische Deutschland“,
Sektion Sande, Sandhöfen, Gesseln (Zweite Liste)**

Nr.	Vorname	Zuname	Stand	Wohnung
1)	Caspar	Leiwen	Pächter	Sande
2)	Joseph	Dirksmeier	Müller	Sandhöfen
3)	Heinrich	Meyer	Ökonom	Sandhöfen
4)	Heinrich	Neuskenwirth	Ackerwirt	Sandhöfen
5)	Joseph	Fernhomberg	Ökonom	Sandhöfen
6)	Heinrich	Nettelnbreker	Ökonom	Sandhöfen
7)	Franz	Heggemann	Tagelöhner	Sandhöfen
8)	Franz	Dirksmeier	Ökonom	Sande

9)	Bernard	Kohle	Ökonom	Gesseln
10)	Anton	Fernhomberg	Maurer	Gesseln
11)	Wilhelm	Fernhomberg	Ackerwirt	Gesseln
12)	Anton	Lengeling	Ackerwirt	Gesseln
13)	Franz	Wenneker	Ackerwirt	Gesseln
14)	Johann	Ernesti	Schneidermeister	Elsen
15)	Bernard	Hermesmeier	Tischler	Sande
16)	Franz	Leiwen	Ackerwirt	Sande
17)	Liborius	Tölle	Ackerwirt	Sande
18)	Anton	Böke	Schmied	Sande
19)	Johann	Heggen	Pächter	Sande
20)	Ferdinand	Holtgreve	Ökonom	Sandhöfen
21)	Johann	Löseke	Ökonom	Sandhöfen
22)	Anton	Holtgreve	Ökonom	Sande
23)	Hermann	Schlenger	Polizeidiener	Sande
24)	Joseph	Brüggemeier	Ackerwirt	Sande
25)	Johann	Hansmeier	Tagelöhner	Nesthausen
26)	Heinrich	Lange	Gastwirt	Sande
27)	Franz	Wünnerke	Ackerwirt	Sande
28)	Wilhelm	Heggen	Ackerwirt	Sandhöfen
29)	Johann	Sandmeier	Ackerwirt	Sande
30)	Franz	Lange	Ackerwirt	Sande
31)	Heinrich	Grussmann	Tischler	Sande
32)	Heinrich	Meermeier	Ackerwirt	Sande
33)	Ferdinand	Büssemeier	Schmied	Sande
34)	Gottfried	Günther	Wirt	Sande
35)	Konrad	Güllenstern	Colon	Sande/Gesseln
36)	Hermann	Claus	Ackerer	Gesseln
37)	Heinrich	Hilkenmeyer	Colon	Sande
38)	Heinrich	Meermeyer	Vorsteher	Sande

Heimisches Brot und fremder Geschmack Der westfälische Pumpernickel und seine Verächter

Brotlandschaften

„Unser tägliches Brot gib uns heute“ – rings um den Globus wird diese Bitte um das leibliche Wohlergehen Tag für Tag von Christen aller Länder ausgesprochen.

Aber was stellen sie sich dabei eigentlich unter „Brot“ vor? Orientalen werden vor dem inneren Auge eher ein flaches Fladenbrot sehen, Briten ein lockeres Weißbrot, Franzosen ein knuspriges Baguette und wir Paderborner besonders das kastenförmige Roggenmischrot mit der leckeren krossen Kruste, das den Namen unserer Stadt weithin bekannt gemacht hat.

Natürlich ist im Zuge der Globalisierung und Individualisierung in den Bäckereien heute auch eine Vielzahl verschiedenartiger Brotsorten zu finden, aber es gibt dennoch immer noch geradezu „Brotlandschaften“, in denen bestimmte Brotsorten vor anderen als das heimische, das „normale“ Brot empfunden werden.

In einer vor kurzem veröffentlichten Umfrage des Meinungsforschungsinstituts EMNID, worauf sich Urlaubsrückkehrer am meisten freuten, antworteten immerhin 27 % der Befragten, mal wieder „richtiges“ Brot zu essen, sei für sie das Schönste.

In früheren Jahrhunderten war das in Westfalen, mit Schwerpunkt im Münsterland zwischen Soest, Münster, Lippstadt und Gütersloh, aber auch mit Ausläufern ins Paderborner Land, der Pumpernickel.

Menschen im Mittelalter und der frühen Neuzeit fanden im Übrigen nichts dabei, das, was sie als „normal“ empfanden, auch in ganz andere Gegenden und Zeiten zu projizieren. Ein Paradebeispiel dafür ist das um 1500 entstandene Glasfenster in der berühmten Soester Kirche St. Maria zur Wiese mit der Darstellung des „Westfälischen Abendmahls“. Der unbekannte Künstler lässt ungeniert Jesus und die Jünger Bier statt Wein trinken und zum dunklen Brot (vielleicht Pumpernickel!) Schinken und Schweinskopf verzehren.



Das Westfälische Abendmahl, Soest, Kirche St. Maria zur Wiese (um 1500)

Mister Pumpernickel

„Pumpernickel“ ist offensichtlich ein Wort, das schon vom Klang her unfreiwillig komisch wirkt, ähnlich etwa wie „Kaulquappe“ oder „Muckefuck“. Erst recht muss das Wort für Ausländer seltsam klingen.



Chris Howland alias Mr. Pumpernickel

Manche, die wie ich ihre Jugendzeit in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts verlebt haben, werden sich mit mir z. B. gerne an die von uns mit Begeisterung gehörte Rundfunksendung „Spielereien mit Schallplatten“ erinnern, die damals der in unseren Tagen vor kurzem gerade 80 Jahre alt gewordene Engländer Chris Howland moderierte. Am Ende der Sendung pflegte er sich in seinem herrlichen deutsch-englischen Kauderwelsch zu verabschieden: „Und nun Blutwurst und bye-bye, Ihr alter Freund Heinrich Pumpernickel“.

Nachdem dann am 4. Oktober 1957 die Sowjets mit dem Sputnik den ersten Erdsatelliten ins All geschossen hatten, verballhornte er den Namen auch noch zu „Pumpersputnickel“. Wie er später erzählte, war der Name „Heinrich Pumpernickel“ ursprünglich ein spontaner Einfall von ihm, mit dem er im Studio einen ihn etwas miesepetrig anschauenden Tontechniker zu erheitern versuchte. Er war sich sicher nicht im Klaren darüber, dass er damit seinen eigenen Spitznamen erfunden hatte, den er bis heute nicht wieder losgeworden ist.

Die Herkunft des Wortes „Pumpernickel“

Je merkwürdiger ein Wort klingt, desto natürlicher ist es, neugierig nach seiner Herkunft und ursprünglichen Bedeutung zu fragen.

Schlägt man dazu ein seriöses etymologisches Lexikon auf, also ein Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, so erfährt man, dass der Wortbestandteil „Pumper-“ von dem Verb „pumpern“ abgeleitet sei, das die Flatulenz verursachende Wirkung des Pumpernickels umschreibe. Sagen wir es deutlicher: Flatulenzen sind Blähungen und „pumpern“ ist ein lautmalerisches Wort für furzen.

Vornehmer ist der Ursprung des zweiten Wortteils „-nickel“. Es handelt sich um eine Verkleinerungs- oder Koseform des griechischen Namens Nikolaus, der wörtlich „Völkerbezwinger“ bedeutet. Als „Nickel“ wurden im Mittelalter von den Bergleuten Berggeister und Kobolde bezeichnet, denen sie die Schuld daran gaben, dass sich aus der kupferfarbenen Erzart „Kupfernickel“ kein Kupfer gewinnen ließ. Die Wortbedeutung erweiterte sich dann von „Kobolde“ auf „eigensinniger kleiner Mensch“ bzw. „boshafte Kind“. Ja, manchmal wurde „Nickel“ sogar als Name des Teufels benutzt.

Zwar ist das Wort „Nickel“ selbst in diesen Bedeutungen inzwischen ausgestorben, aber das Adjektiv „nickelig“ und das davon abgeleitete Substantiv „Nickeligkeit“ erinnern noch daran. Unsere westfälische Brotspezialität heißt also eigentlich wenig schmeichelhaft „boshafter kleiner Furzkerl“.

Volksetymologie – Wie man sich die Entstehung des Wortes volkstümlich erklärte

Wo man sich jedoch im Volke die Herkunft bestimmter Wörter erklärt, da werden meist nicht gleich ernsthafte Wissenschaftler und ihre Bücher befragt, sondern es bilden sich oft sehr phantasievolle und amüsante „Volksetymologien“.

Was den Pumpernickel betrifft, haben sich besonders die Franzosen eine solche volkstümliche Erklärung über die Bezeichnung des seltsamen Brotes der Westfalen zurecht-

gelegt. Im Internet findet man dazu eine in mehrfachen Varianten erzählte Anekdote: Ein französischer Soldat des Siebenjährigen Krieges (1756 –1763) oder ein napoleonischer Soldat oder gar Napoleon selbst (1769 – 1821) habe, als ihm auf westfälischem Boden das für ihn ungewohnt dunkle Brot zum Essen angeboten wurde, angewidert ausgerufen, es sei nur „bon pour Nicle“, also „gut für Nicle“, und „Nicle“ sei der Name seines Pferdes gewesen. Aus „bon pour Nicle“ habe sich dann in verfälschender deutscher Aussprache „Pumpernickel“ entwickelt.

Zwar ist das blühender Unsinn, aber doch gut erfunden. In Wirklichkeit ist diese Legende jedoch noch älter, als in allen Varianten des Internets behauptet wird.

An etwas entlegener Stelle, nämlich in einer Abhandlung über Kloster- und Stiftsbibliotheken von Hermann-Josef Schmalor im dritten Band des 2003 erschienenen

„Westfälischen Klosterbuchs“, findet man dazu das Folgende: Zwei gelehrte französische Benediktinermönche, Edmond Martène und Ursin Durand, wurden nach einem Beschluss des Generalkapitels der Benediktinerkongregation von St. Maur im Jahre 1708 auf eine Reise von Nordfrankreich über Belgien bis in den Westen Deutschlands geschickt. Ziel des Unternehmens war die systematische Suche in geistlichen Bibliotheken nach Material für eine große Darstellung der französischen Kirchengeschichte. Sie besuchten dabei rund 100 Bischofssitze und mehr als 800 Stifte und Klöster. 1718 und 1724 erschien ihr Reisebericht in zwei Bänden. Darin schreiben sie im Zusammenhang mit dem Zisterzienserkloster Marienfeld im heutigen Kreise Gütersloh, der Boden



Klosterkirche Marienfeld

hier sei unfruchtbar und es wachse ein eigenartiges Korn, aus dem ein Brot gebakken werde, das schwarz sei wie Kohle und schwer wie Stein. Dann erklären auch sie den Namen Pumpernickel bereits damit, dass ein französischer Soldat gesagt haben solle, dieses Brot sei nur „bon pour Nic“, also gut für sein Pferd Nicolaus. Die Wahrheit dieser Legende bezweifeln die beiden Mönche aber – und das ist eine herrliche Pointe! - nicht etwa aus wissenschaftlichen Gründen, sondern weil selbst ein französisches Pferd ein solches Brot nicht fressen würde.



Napoleon (1769 - 1821)

Prominente Pumpernickel-Verächter

Die Liste der berühmten Pumpernickel-Verächter aus süd- und westeuropäischen Ländern in früheren Jahrhunderten ist im Übrigen relativ lang, wobei neben der vorgefassten Meinung, ein Brot müsse unbedingt aus Weizenmehl sein, immer auch ziemlich stark ein zweites Vorurteil mitschwingt, nämlich dass Westfalen ein zivilisatorisch ziemlich zurückgebliebener Landstrich sei.

Drei Beispiele mögen das veranschaulichen:

Der gelehrte niederländische Humanist Justus Lipsius höhnte im 16. Jahrhundert über

die Westfalen und ihr dunkles Brot: „Welch armes Volk, das seine Erde essen muss!“

Der Nuntius des Papstes in Köln, Fabio Chigi (1599 – 1667), vertrat während der Verhandlungen in Münster im Vorfeld des Westfälischen Friedens von 1648 nach dem Dreißigjährigen Kriege die päpstlichen Interessen. 1655 wurde er als Alexander VII. zum Papst gewählt. Er war ein Freund und Förderer des späteren Paderborner und Münsteraner Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg. Über das Pumpnickelbrot, das man ihm während der sechs Jahre seines Aufenthalts in Münster



Voltaire (1694 - 1778)

„O détestable Vestphalie,
Vous n'avez chez vous ni vin frais,
Ni lit, ni servante jolie;
De couvents vous êtes remplie,
Et vous manquez de cabarets.
Quiconque veut vivre sans boire,
Et sans dormir, et sans manger,
Fera très bien de voyager
Dans votre chien de territoire.“

vorsetzte, urteilte er harsch: „Ein scheußlicher Fraß, den man selbst Bettlern und Bauern nicht anbieten kann.“

Ein ganz besonderer Westfalenverächter war der große französische Aufklärungsphilosoph Voltaire (1694 – 1778). Auf dem Wege nach Potsdam zu seinem Freund, dem Preußenkönig Friedrich dem Großen, musste er Westfalen durchqueren, wo er wohl nicht besonders gastfreundlich aufgenommen und nicht nach seinen weltmännischen kulinarischen Vorstellungen bewirtet wurde. So schrieb er aus Westfalen an einen Freund:

„Oh abscheuliches Westfalen,
Du hast weder einen frischen Wein,
Noch ein Bett, noch eine hübsche Bedienstete.
Du bist voller Klöster,
Aber es fehlt dir an Wirtshäusern.
Wer auch immer leben möchte, ohne zu trinken
Und ohne zu schlafen und ohne zu essen,
Der täte gut daran zu reisen
In deinem Hund von einem Land.“



Papst Alexander VII. (1599 - 1667)

An anderer Stelle äußert er sich noch überheblicher so: „Bald darauf habe ich die weiten und schwermütigen, unfruchtbaren, abscheulichen westfälischen Landstriche durchquert. In großen Hütten, die man Häuser nennt, sieht man Tiere, die man Menschen nennt.“ Und in diesem Zusammenhang durfte natürlich das negative Klischee über den Pumpnickel nicht fehlen: „Ein gewisser trockener, schwarzer und klebriger Stein, bestehend, wie man sagt, aus einer Art Roggen, ist die Nahrung des Hausherrn.“

Für die negativen Erfahrungen mit der seiner Meinung nach völlig unterentwickelten westfälischen Gastronomie und der unkultivierten Lebensweise der Westfalen rächte sich Voltaire außerdem noch, indem er in seinem Roman „Candide“ die Figur des polternden, ungehobelten westfälischen Barons mit dem seltsamen Namen Thunder-then-Thronck auftreten lässt.

Pumpernickel heute

Was Voltaire wohl sehr verwundern würde: Den Pumpernickel gibt es noch immer, zwar nicht gerade als alltägliches Brot, aber weiter verbreitet denn je, und er findet durchaus auch in der feinen Küche vielfältige Verwendung. Meist wird er in der klassischen leicht abgerundeten Rechteckform angeboten, aber auch in Medaillons als „Party-Pumpernickel“ oder in bunt bemalten Dosen.

Die vielsprachigen Hinweise auf den Packungen verraten, dass Pumpernickel heute in vieler Herren Länder exportiert wird. In den USA ist der angeblich permanente Pumpernickelverzehr sogar Teil der Klischeevorstellung vom typischen Deutschen, der ansonsten ständig Sauerkraut isst, Bier trinkt, Lederhosen trägt und eine Kuckucksuhr an der Wand hängen hat.

Noch 1820 spottete der Dichter Heinrich Heine mit dem Hochmut des rheinischen Intellektuellen über einen nach Westfalen verzogenen Freund:

„Mein Fritz lebt nun im Vaterland der Schinken,
im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,
im dunklen Ofen Pumpernickel glühen,
wo Dichtergeist erlahmt und Verse hinken.“

Heute dagegen werden von den Marketingstrategen gerade Pumpernickel und Schinken als typische Attraktionen der westfälischen Küche herausgestellt, die den Touristen das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen sollen. So wirbt man z. B. auf der diesjährigen Landesgartenschau in Rietberg mit den folgenden Versen für Westfalen:

„Seht ihr von fern Westfalens Pforte winken,
das Land der Pumpernickel und der Schinken,
seid froh willkommen hier auf eurer Reise
und esst mit uns des schönen Landes Speise.“

Sollte es aber unter den fremden Besuchern immer noch einige geben, die eigentlich nur Brot aus Weizenmehl für „normal“ halten, dann haben die Westfalen ein Rezept gefunden, auch diese Menschen behutsam an ihr dunkles Roggenschrotbrot heranzuführen: Man nehme eine mit Butter bestrichene Scheibe westfälischen Stuten, also ein Weizenmischbrot, belege sie mit köstlichem Knochenschinken und bedecke das Ganze mit einer Scheibe Pumpernickel. Der Name dieser Spezialität: „Mönch und Nonne“.



Guten Appetit!

Der Name dieser Spezialität: „Mönch und Nonne“.

Günter Wißbrock

Mit der Pfarrgemeinde St. Dionysius nach Südböhmen

Südböhmen, ein für die meisten Teilnehmer ganz unbekanntes Terrain, war vom 27.9. bis zum 3.10.2008 das Ziel einer 37-köpfigen Reisegruppe der St. Dionysius-Pfarrgemeinde Elsen in Begleitung von Pfarrer Hans-Jürgen Wollweber. Vorbereitung und Organisation der Fahrt lagen wieder in den bewährten Händen von Claudia und Hans-Josef Grothe.

Auftakt in Regensburg

Erste Station unserer Fahrt war Regensburg, dessen in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommene Altstadt den Charme einer 1800-jährigen Geschichte ausstrahlt. Bei einer Stadtführung sahen wir die mächtigen Quader der römischen Porta Praetoria des 179 nach Christus eingeweihten Legionslagers Castra Regina. Vom Reichtum der später auf seinem Boden erwachsenen mittelalterlichen Fernhandelsstadt zeugen noch heute die Steinerne Brücke über die Donau, die an italienische Städte erinnernden Geschlechtertürme der Patrizier und der gotische Dom. Das Rathaus mit dem Reichssaal als Tagungsstätte des "Immerwährenden Reichstags" von 1663 bis 1803 kündigt von der überregionalen Bedeutung der Stadt in der frühen Neuzeit.

Kloster Weltenburg und die Befreiungshalle in Kelheim

Weiter führte uns die Busfahrt am folgenden Tage zum malerisch im Donautal gelegenen Kloster Weltenburg, wo wir in der von den Brüdern Asam ab 1716 erbauten großartigen Rokoko-Klosterkirche am sonntäglichen Konventsamt der Benediktinermönche teilnehmen konnten, bevor uns die Schönheiten der Kirche in einer Führung näher gebracht wurden. Bei herrlichem Sonnenschein fuhren wir anschließend mit dem Ausflugsschiff durch den von schroffen Kreidekalkfelsen gesäumten Donaudurchbruch nach Kelheim, wo wir die auf



Donaudurchbruch mit Blick auf die Befreiungshalle

Geheiß König Ludwigs I. von Bayern errichtete "Befreiungshalle" besichtigten. Als ein Zeugnis des erwachenden deutschen Nationalbewusstseins im frühen 19. Jahrhundert feiert sie die Helden der Befreiungskriege gegen Napoleon. Einige Mutige meisterten die 169 Stufen der engen Wendeltreppe, um den besonders reizvollen Ausblick über das Donau- und Altmühltal zu genießen.

Böhmische Bezüge

Bereits in den ersten beiden Tagen unserer Fahrt stießen wir auf bayerischem Boden immer wieder auf Bezüge zu unserem eigentlichen Reiseziel Böhmen.

Von Regensburg gingen erste Impulse zur Christianisierung Böhmens aus, und als Fernhandelsstadt war es eng mit Prag verbunden.

In Weltenburg, das ständig durch das Donauhochwasser bedroht ist, wird besonders auch der böhmische Heilige Johann Nepomuk als Helfer in Wassernot verehrt. 1393 hatte ihn der grausame Böhmenkönig Wenzel IV. von der Prager Karlsbrücke in die

Moldau stürzen lassen, weil er das Beichtgeheimnis nicht preisgeben wollte. Skulpturen des Heiligen konnten wir später in Böhmen auf so vielen Brücken beobachten, so dass uns das folgende kleine, etwas spöttische Gedicht des in Prag geborenen Dichters Rainer Maria Rilke über die Heiligenverehrung in seiner böhmischen Heimat nachvollziehbar erschien:

Heilige

*Große Heilige und kleine
feiert jegliche Gemeine;
hölzern und von Steine feine,
große Heilige und kleine.*

*Heilge Annen und Kathrinen,
die im Traum erschienen ihnen,
baun sie sich und dienen ihnen,
heiligen Annen und Kathrinen.*

*Wenzel lass ich auch noch gelten,
weil sie selten ihn bestellten;
denn zu viele gelten selten -
nun, Sankt Wenzel lass ich gelten.*

*Aber diese Nepomucken!
Von des Torgangs Lucken gucken
und auf allen Brucken spucken
lauter, lauter Nepomucken!*

In der Befreiungshalle in Kelheim schließlich wurde auch an Fürst Karl von Schwarzenberg erinnert, den Oberkommandierenden und Sieger in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813. Er entstammt jenem Hochadelsgeschlecht, auf dessen Wirken wir später in Südböhmen immer wieder stießen und dem auch der heutige tschechische Außenminister Karel Schwarzenberg angehört.

Der Böhmerwald mit seinen Naturschönheiten

Nachdem wir im Schlosshotel im tschechischen Zdikov gut untergekommen waren, begleitete uns der aus Passau stammende Hotelbesitzer, Herr Helmut Müller, als sachkundiger Naturkenner am folgenden Tage auf einer kleinen Böhmerwaldrundfahrt. Auf einem Holzbohlenweg erkundeten wir das Hochmoor bei Borová Lada mit seinem stillen Moorsee. Ein wunderschönes Erlebnis war eine anschließende ca. sieben Kilometer lange Wanderung durch das wildromantische Vydratal. Der Waldweg war auf der einen Seite von hohen Blockhalden gesäumt und auf der anderen Seite von dem sich mühsam zwischen riesigen Granitblöcken seinen Weg suchenden rauschenden Wildwasser, eine Landschaft, wie sie Adalbert Stifter, der Dichter des Böhmerwaldes, oft meisterhaft beschrieben hat.

Schloss Hluboká nad Vltavou (Frauenberg) und České Budějovice (Budweis)

Die südböhmische Metropole Budweis und ihre Umgebung waren das Ziel des folgenden Tages.

Das auf einem Hügel über der Moldau gelegene ausgedehnte neugotische Schloss Frauenberg, das den Tudor-Stil des englischen Königsschlusses Windsor nachahmt, gab uns durch die Pracht seiner Innenausstattung eine Ahnung von dem immensen Reichtum und der Machtfülle des Hochadelsgeschlechts der Fürsten Schwarzenberg. Es stellte im Laufe der Geschichte Erzbischöfe, Feldmarschälle und Ministerpräsidenten und beherrschte im 19. Jahrhundert einen Grundbesitz von der Größe des Saarlandes.

Das 1265 durch König Ottokar II. von Böhmen mit deutschen Kolonisten gegründete Budweis imponiert durch seinen riesigen Marktplatz, den lauter schmucke, farbenfrohe restaurierte Laubenhäuser umrahmen und an dem auch das dreitürmige barocke Rathaus mit seiner Wappenfassade steht. Der nahe gelegene, ebenfalls barocke Dom ist dem hl. Nikolaus geweiht. Natürlich durfte eine Führung durch die berühmte Budweiser Brauerei nicht fehlen, die den Namen der Stadt in aller



Schloss Hluboká nad Vltavou (Frauenberg)



Marktplatz in Budweis

Welt bekannt gemacht hat. Die ausgeschenkten Bierproben und die beeindruckend gute Akustik der Gewölbehalle beflügelten die Sangeskünste der Reisegruppe. Die anschließende Besichtigung der modernen Abfüllanlage faszinierte durch den Grad der Automatisierung, machte aber auch nachdenklich darüber, in welchem Maße die menschliche Arbeitskraft heute durch Maschinen ersetzt wird.

Český Krumlov (Böhmisch Krumau = "Krumme Aue")

Schlossbesichtigung, Stadtführung und Floßfahrt auf der Moldau waren die Programmpunkte unseres Besuchs in Český Krumlov am nächsten Tage. Das ist alles andere als eine beliebige südböhmische Kleinstadt. Anziehend wirkt allein schon die unvergleichliche Lage der Altstadt mit der St. Veitskirche in einer engen Schleife der Moldau auf einem Hügel, der jenseits des Flusses von einem auf steilem Felsen erbauten riesigen Schloss der Fürsten Schwarzenberg überragt wird. Nach dem Prager Hradschin hat Český Krumlov die zweitgrößte Burganlage Böhmens, deren Gebäude sich um fünf Schlosshöfe gruppieren. Neben all dem Prunk des Interieurs imponierten besonders der lebendig ausgemalte Maskensaal, der bunte Renaissance-Schlussturm und die so genannte

Mantelbrücke mit ihrer siebenstöckigen Arkadenkonstruktion. Die Stadt Böhmisches Krumau nach der Vertreibung der überwiegend sudetendeutschen Bevölkerung zunächst in der kommunistischen Ära der Tschechoslowakei sehr herunter gekommen. Aber nachdem die Stadt nach der Wende 1992 in die UNESCO-Weltkulturerbeliste aufgenommen wurde, wurden die tristen grauen Fassaden der verfallenen Häuser fleißig restauriert, so dass heute fast alles im neuen Glanz der bunten Farben erstrahlt. So ist die Altstadt von Český Krumlov mit dem Gewirr ihrer malerischen Gassen heute ein einziges historisches Denkmal, das zu einem von Touristenströmen bevölkerten tschechischen Klein-Rothenburg geworden ist.



Český Krumlov (Böhmisches Krumau)

Ein besonderer Spaß war für alle Teilnehmer eine gemeinsame Floßfahrt rings um die Krumauer Moldauschleife. Zuerst wurde Glühwein ausgeschenkt, um den Mut zu steigern. Dann ging es, angetan mit Schwimmwesten und begleitet von den witzigen Kommentaren eines der tschechischen Floßführer, juchend durch einige Stromschnellen und Staustufen.

Kloster Viššy Brod (Hohenfurth) - Tag der Überraschungen

Das nur sieben Kilometer von der österreichischen Grenze entfernt gelegene Kloster Viššy Brod war das Ziel unseres letzten Aufenthaltstages in Böhmen. Die Straße führt rund 45 km am Lipnostausee entlang, einer Talsperre der jungen Moldau vor dem Hintergrund der dunkelgrünen Böhmerwaldberge. An diesem mehr und mehr für den Tourismus erschlossenen größten tschechischen Gewässer liegt auch Horní Planá (Oberplan), der Geburtsort Adalbert Stifters.



Kloster Viššy Brod (Hohenfurth)

Das Ordensleben in dem 1259 gegründeten Zisterzienser Kloster Viššy Brod wurde 1941 durch die Nationalsozialisten beendet, und unter den Kommunisten verfielen die Gebäude. Sieben Mönche versuchen heute in dem teilweise restaurierten Kloster mit seiner prächtigen, 70 000 Bände umfassenden barocken Klosterbibliothek und einer umfangreichen Kunstsammlung einen Neuanfang monastischen Lebens. Viele Gebäude harren allerdings noch der Restaurierung.

Zurück in Český Krumlov, wartete auf uns noch eine besondere Überraschung: Eine Wanderung führte uns zu einer hoch über der Stadt gelegenen Kreuzwegkapelle, von der



Die Reisegruppe vor der Silhouette von Český Krumlov

aus wir den wunderbaren Ausblick über die Stadt und die Böhmerwaldberge genießen wollten. Zur allgemeinen Begeisterung war aber an der Kapelle ein üppiges Picknick-Büffet aufgebaut, an dem wir unseren Mittagsappetit stillen konnten.

Den freien Nachmittag nutzten viele zur Besichtigung des Museums für den Maler Egon Schiele (1890 - 1918), der einige Jahre seines kurzen Lebens in Böhmisches Krumau zugebracht hat.

An unserem Abschiedsabend im Hotel folgte eine zweite Überraschung. Statt eines "normalen" Abendessens wurde in einem mit Bildern aus der Manessischen Liederhandschrift und Sprüchen aus den "Carmina Burana" ausgeschmückten Gewölbekeller ein feudales "Rittermahl" serviert, das nur mit Messer und Holzlöffel ohne Gabel einzunehmen war. Köstliches Budweiser Bier trug zur Steigerung der Stimmung bei, die sich in kräftigem Gesang ausdrückte. Unterbrochen wurde das Mahl durch fingierte, von dumpfem Trommelschall untermalte "Ritterkämpfe" im Fackelschein unter der hohen Linde im Hof des Hotels.

Wieder in Elsen

Bereichert um viele interessante Erlebnisse und neue Kenntnisse, aber auch dankbar für die harmonische Gemeinschaft, das freundliche Wetter und vor allem für die perfekte Organisation der abwechslungsreichen Fahrt, kehrten die Reiseteilnehmer nach Elsen zurück.

Günter Wißbrock

„Auf nach Amerika!“

Auswanderer aus Elsen in die USA im 19. Jahrhundert

In den letzten Monaten sind überall in Deutschland, und so auch bei uns in Elsen, die Vereinigten Staaten von Amerika in ungewöhnlichem Maße in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Der lange Präsidentenwahlkampf, der Sieg Barack Obamas als des ersten farbigen Präsidenten in der Geschichte der USA, die Neugier, wohin der von ihm angekündigte Wechsel („change“) in der amerikanischen Politik führen würde, und die Finanz- und Immobilienkrise haben viele Berichte der Medien gefüllt, die gespannte Aufmerksamkeit ihrer lesenden, hörenden und zuschauenden Konsumenten gefunden und das Bewusstsein verstärkt, in welchem Ausmaße wir im Zeitalter der Globalisierung von den Ereignissen in Amerika berührt sind.

Amerikaner mit Wurzeln in Elsen

Vielleicht sollten wir uns in diesem Zusammenhang aber auch einmal klarmachen, dass unter den heutigen Bürgern der USA, die zuallererst von den Geschehnissen betroffen sind, auch einige mit Wurzeln in unserem Heimatdorf sind. Für manche Amerikaner ist es geradezu eine Leidenschaft geworden, nach ihren Wurzeln („roots“) zu suchen. Bei uns dagegen war bis auf eine Notiz der Gemeindechronik vom 1. Oktober 1853 über die Auswanderung von fünf Bürgern mit ihren Familien nach Amerika und einige beiläufige Erwähnungen in Wilhelm Huckes Buch „Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt“ in der Heimatliteratur über Auswanderer aus Elsen in die USA nichts bekannt.



Der Deutsch-Amerikanische Freundeskreis Paderborn - Belleville

Das änderte sich mit dem Jahre 1994. Damals erschien nämlich unter dem Titel „Auf nach Amerika! Zur Amerika-Auswanderung aus dem Paderborner Land“ ein erster Band einer Buchreihe, die von dem 1988 gegründeten „Deutsch-Amerikanischen Freundeskreis Paderborn-Belleville e. V.“ herausgegeben wird. Im Jahre 2008 ist bereits der dritte Band herausgekommen. Auf die Initiative des rührigen Freundeskreises ist im Übrigen auch die am 2. 9. 1990 besiegelte Städtepartnerschaft zwischen Paderborn und Belleville (Illinois) entstanden. In der Umgebung Bellevilles haben sich besonders viele Einwanderer aus unserer Heimat niedergelassen, worauf schon die unweit von dort gelegenen Orte mit den Namen „Paderborn“ und „St. Libory“ unmissverständlich hinweisen.

Der Dreimaster „Jeanie Johnston“, gebaut 1847 für 200 Auswanderer als Passagiere

Auswanderererfassung durch das Stadtarchiv

Wolfram Czeschick, Mitarbeiter des Paderborner Stadtarchivs, hat im ersten Band der oben genannten Buchreihe als Teilergebnis des Projekts „Auswanderererfassung aus den alten Kreisen Paderborn und Büren“ ein vorläufiges Auswandererverzeichnis für den Bereich der heutigen Stadt Paderborn vorgelegt, in dem allerdings nicht nur Amerika, sondern alle nicht deutschen Länder sowie Österreich als Zielländer berücksichtigt sind. Aber gerade so wird deutlich, dass die Vereinigten Staaten von Amerika für den weit

überwiegenden Teil der Auswanderer, deren Zielland bekannt ist, die erwünschte neue Heimat waren.

Zur Erstellung dieses Auswandererverzeichnisses sind alle erreichbaren zeitgenössischen Quellen herangezogen worden: Akten, die die Erteilung von Auswanderungserlaubnissen (so genannten „Konsensen“) und Reisepässen bestätigen, Polizei- und Militärakten und die jeweiligen Ortschroniken. Auch zwei bereits vorliegende Verzeichnisse von Auswanderern aus Westfalen wurden ausgewertet.

Für Elsen wurden auf diese Weise 35 Auswanderungsvorgänge zwischen 1817 und 1894 dokumentiert. Die tatsächliche Auswandererzahl lag jedoch wesentlich höher, da in einigen Vorgängen mit auswandernde Familienangehörige bzw. ganze Familien erfasst sind. Naturgemäß sind je nach Aktenlage die Angaben zu den einzelnen Personen unterschiedlich ausführlich und präzise. So fehlen natürlich die Zielländer, wenn die Auswanderung heimlich und illegal, also ohne staatliche Erlaubnis erfolgte. Auch Berufsangaben finden sich nur sporadisch.

Auswanderung als Flucht vor dem Militärdienst?

Direkte Angaben über die jeweiligen Motive der Auswanderung bietet die Liste auch nicht, aber es lassen sich begründete Vermutungen anstellen.

Wenn einer der Auswanderer als „Sträfling“ bezeichnet wird, wollte er sich vermutlich der weiteren Verfolgung durch die Justiz entziehen.

Auffällig ist auch, dass von den namentlich erwähnten 35 männlichen Personen 18 bei ihrer Auswanderung zwischen 19 und 24 Jahren alt waren. Kaum einer von ihnen hatte den „Konsens“, also die offizielle

staatliche Auswanderungserlaubnis, und die Ziele ihres Weggangs waren meistens unbekannt.

Seit 1814 hatten die jungen Männer in Preußen vom 20. Lebensjahr an einen dreijährigen Wehrdienst abzuleisten, auf den eine zweijährige Zeit in der Reserve und anschließend der Übertritt in die Landwehr folgten. Vor allem in ihrer aktiven Militärdienstzeit hätten auswanderungswillige wehrpflichtige junge Männer nahezu unmöglich eine staatliche Auswanderungserlaubnis erhalten. Ob für diese Gruppe allerdings die Scheu vor dem langen Wehrdienst oder aber wirtschaftlich-soziale Not das primäre Motiv war, ihre Heimat zu verlassen, lässt sich letztlich nicht entscheiden. Auf jeden Fall blieb ihnen nichts anderes übrig als die Illegalität. Sie erschienen nicht zu den alljährlichen Mustern der Wehrpflichtigen, der so genannten Kantonisten, und entzogen sich der anschließenden Fahndung nach ihnen durch die Flucht, oft genug nach Amerika. Auf diese jungen Männer ist übrigens auch die bis heute übliche, aber in ihrer ursprünglichen Bedeutung meist nicht mehr verstandene Redewendung von den „unsicheren Kantonisten“ bezogen.



Ein Dampfer nimmt im späten 19. Jahrhundert Auswanderer-Massen an Bord.

Elsener Priester in den USA

Ein besonderes Problem stellte angesichts der stets wachsenden Zahl der katholischen Einwanderer in die USA der Priestermangel dar, dem man auf verschiedene Weise abzuhelpen versuchte. So studierten nicht nur junge Einwanderersöhne Theologie in Amerika, sondern es wurden auch gezielt in Europa ausgebildete Theologen angeworben.

Mit dieser speziellen Thematik hat sich Dr. Otmar Allendorf, der frühere Leiter der Volkshochschule Paderborn, ebenfalls im ersten Band von „Auf nach Amerika!“ befasst. Er nennt in diesem Zusammenhang auch zwei aus Elsen stammende Priester:

Josef Nacke, geboren am 10. 4. 1850, war 1853 als dreijähriges Kind mit seinen Eltern, dem Heuerling Heinrich Nacke und dessen Ehefrau Angela, geborene Berens, und zwei Brüdern nach Amerika ausgewandert. Am 12. 10. 1879 wurde er in Dubuque (Iowa) zum Priester geweiht und wirkte unter anderem in Dyersville und Waterloo (Iowa), wo er am 17. 2. 1932 verstarb.

Heute noch bekannter in Elsen ist Prälat Bernhard Sinne, und zwar schon deshalb, weil die Gemeinde Elsen nach ihrem Ehrenbürger (seit dem 2. 12. 1952 aus Anlass seines 75. Geburtstages) auch eine Straße benannt hat. Deshalb sei er hier erwähnt, obwohl seine Auswanderung nach Amerika erst in das beginnende 20. Jahrhundert fällt. Sinne wurde am 9.12.1877 als Sohn des Anton Sinne und seiner Ehefrau Franziska, geborene Disselmeyer, in Elsen geboren und studierte in Bonn, Innsbruck, Löwen (Belgien) und Fribourg (Schweiz). Am 5. 5. 1904 in Paderborn zum Priester geweiht, feierte er drei Tage später in Elsen seine erste heilige Messe. Noch im gleichen Jahr ging er in die USA und wurde dort sofort Pfarrer an St. Maria Magdalena, der ältesten deutschen Gemeinde in Omaha (Nebraska). Sinne gründete in seiner Erzdiözese die Wohlfahrtsgesellschaft „St. Vincent de Paul Society“ und erwarb sich nach beiden Weltkriegen große Verdienste durch die Organisation von Liebesgaben für die Not leidende deutsche Bevölkerung. 1950 wurde er zum Geistlichen Rat ehrenhalber der Erzdiözese Paderborn ernannt. Nach 57 Jahren im priesterlichen Dienst starb er am 19. 8. 1961. Eine ausführliche Würdigung seines Wirkens aus der deutschsprachigen amerikanischen Zeitung „Volkszeitung Tribüne“ in Omaha vom 9. 12. 1952 findet sich in der 2008 im Druck erschienenen „Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974“ auf den Seiten 357 – 360.



Prälat Bernhard Sinne (1877 - 1961)

Auswanderererfassung aus andersartigen Quellen

Im dritten Band der Buchreihe „Auf nach Amerika!“ hat Dr. Heinz Marxkors, aus Hövelhof stammender Studiendirektor a. D. und renommierter Erforscher der deutschen Auswanderung nach Amerika, weitere Listen von Auswanderern, darunter auch 19 Personen aus Elsen und Gesseln, veröffentlicht. Dr. Marxkors ist methodisch anders als Wolfram Czeschick vorgegangen. Er hat nämlich als Quellen vor allem die Passagierlisten von Auswandererschiffen und Dokumente in amerikanischen Archiven ausgewertet. Die von Marxkors ermittelten 19 Auswanderer aus unserem Heimatort stimmen zwar zum geringeren Teil mit den von Czeschick herausgefundenen Personen überein, aber die Mehrzahl ist erst durch diese andersartige Vorgehensweise entdeckt worden.

Sie bietet den Vorteil, dass man den Weg der Auswanderer nach und in Amerika nachvollziehen kann: Einschiffungshafen in Deutschland ist durchweg Bremen oder Bremerhaven; Bestimmungshafen in Amerika ist in allen Fällen New Orleans. Als Zielorte genannt werden meist ebenfalls New Orleans oder St. Louis, aber auch der Bundesstaat Indiana und Westpoint in Iowa, also insgesamt der Mittlere Westen der USA. Unweit östlich von St. Louis liegt das oben erwähnte Belleville in der „Platdeutschen Prärie“.

Auswanderung aus wirtschaftlicher Not

Sehr aufschlussreich sind auch die von Marxkors angegebenen Berufe der jeweiligen Väter der Auswanderer. Ganz überwiegend gehören sie der unterbäuerlichen Schicht der Tagelöhner, Heuerlinge und Ackermänner an.

Heuerlinge waren Personen ohne eigenen Landbesitz, die auf den Höfen der Bauern in kleinen Heuerlingshäusern oder Kotten wohnten, ihr geringes Pachtland bewirtschafteten und zugleich als Arbeitskräfte bei den Verpächtern die Pacht abarbeiteten. Etwas Vieh konnten sie halten, weil sie es in der „Gemeinheit“, dem Gemeinschaftsbesitz des Dorfes, weiden und sich mästen lassen konnten. In Elsen waren das die im Westen und Südwesten des Ortskerns gelegenen Gemarkungen Elser Holz, Ringelsbruch und Stadtbruch. Diese Gemeinheiten wurden aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den preußischen Staat aufgeteilt und privatisiert, um leistungsfähigere Bauernhöfe zu schaffen. Land erhielten jedoch nur diejenigen Dorfbewohner, die bereits vorher Land besessen hatten, nicht aber die landlosen Heuerlinge und Tagelöhner, so dass sie mehr und mehr in eine existentielle Dauerkrise gerieten und gezwungen waren, in der Fremde ihr Glück zu suchen.

Hinzu kamen als weiterer Not auslösender Faktor gravierende Missernten, besonders in den Jahren 1845 bis 1847. Sie widerspiegeln sich deutlich in der Elsener Gemeindechronik. Schon zum August 1845 ist die Rede von der sich erstmals bemerkbar machen den Kartoffelkrankheit, 1846 dann von Gewitterschäden, Dürre, den völlig missratenen Kartoffeln und anderen Feldfrüchten und dem erheblichen Anstieg der Nahrungsmittelpreise als Folge davon. Um eine drohende Hungersnot zu verhindern, kam es als Gegenmaßnahmen der Regierung und der Gemeinde zur Verteilung von Saatgut und Brot an arme Familien. Wörtlich heißt es aber 1847 dazu: „So sehr von Seiten der Regierung und von Seiten der Gemeinde alles getan und aufgeboten wurde, um der Not zu steuern, so sehr mildtätig sich auch die Privatwohlthätigkeit immer zeigte, so war und blieb die Armut und das Elend vieler Leute doch schrecklich.“

Angesichts solcher Verhältnisse ist es nur zu verständlich, dass besonders die bitter armen Dorfbewohner von einem Gefühl von Existenzangst und völliger Perspektivlosigkeit in der Heimat beherrscht wurden und dass die Aktiveren unter ihnen sich aufmachten in das gelobte Land Amerika, wo sie sich auf Dauer vor allem auskömmlichen Wohlstand auf eigenem Grund und Boden erhofften. Diese Hoffnung wurde teilweise durch das Werben von Reiseagenten der Schifffahrtlinien und durch Briefe bereits „drüben“ angelangter Verwandter und Bekannter bestärkt. Sie ging aber keineswegs immer nahtlos auf, denn vor allem die ersten Jahre in Amerika, in denen das zugeteilte Land oft erst gerodet werden und alles zum Leben Notwendige neu angeschafft werden musste, waren meist Jahre härtester Arbeit und großer Entbehrungen.

Höhepunkt der Auswanderung

Als 1848/49 mit der Niederschlagung der Revolution auch noch die Hoffnung auf mehr politische Freiheit erstarb, kam es in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre des 19. Jahr-

hundreds zu einer gewaltigen Auswanderungswelle aus Deutschland mit dem Höhepunkt im Jahre 1854 (ca. 127.500 Personen). Genau zu dieser Zeit war auch in den Altkreisen Paderborn und Büren der Höhepunkt erreicht. Dr. Marxkors hat aus diesem Gebiet 1746 Auswanderer im 19. Jahrhundert ermittelt, von denen für 1502 das Ausreisedatum feststeht. Von ihnen sind 930, rund 62 Prozent, in den fünfziger Jahren ausgewandert.

So ist es auch nicht verwunderlich, dass sowohl die von Herrn Czeschick



Zeitliche Verteilung der Auswanderung im 19. Jahrhundert (nach Dr. Marxkors)



Deutsche Auswanderer im Hamburger Hafen 1850

als auch die von Herrn Dr. Marxkors für Elsen festgehaltenen Zeitpunkte der Auswanderung diese Tendenz der massiven Häufung in den frühen fünfziger Jahren eindrucksvoll bestätigen.

Noch eins wird aus den Namen der Elsener Auswanderer und den Ankunftsdaten der Schiffe in Amerika deutlich: Um die Mitte des Jahrhunderts waren nicht mehr einzelne junge Männer im wehrpflichtigen Alter die typischen Auswanderer, sondern ganze Familien, die sich mit anderen Familien zur gemeinsamen Überfahrt nach Amerika zusammenfanden.

Schluss

Eine Gesamtzahl der Auswanderer aus Elsen wird sich schon wegen der Unvollständigkeit der Quellenunterlagen nie ermitteln lassen. Für die beiden Kreise Paderborn und Büren kommt Dr. Marxkors durch Hochrechnung auf einen Schätzwert von 13.000 bis 15.000 Amerika-Auswanderern. Für ganz Deutschland beträgt die Zahl etwa vier Millionen.

Sollte jemand ein weitergehendes Interesse an der regionalen Auswanderungsgeschichte haben, so seien ihm die erwähnten drei Bände der Buchreihe „Auf nach Amerika!“ wärmstens empfohlen, die nicht nur eine Fülle an Daten und Namen, sondern auch eine ganze Reihe von spannenden Aufsätzen über Einzel- und Gruppenschicksale von Betroffenen enthalten.

In der Hoffnung, dass eine Reihe von heutigen Elsenern in den besprochenen Auswandererlisten Vorfahren oder Verwandte wiederfinden, seien sie hier abgedruckt. Sollten in einzelnen Elsener Familien noch heute Kontakte zu in Amerika lebenden Nachfahren der Auswanderer gepflegt werden oder sollte es gar noch Briefe oder andere Unterlagen aus der Zeit der Auswanderung geben, wäre ich sehr daran interessiert, Näheres darüber zu erfahren.

Günter Wißbrock

Anhang

1) Auswanderer aus Elsen im 19. Jahrhundert

(zusammengestellt von Wolfram Czeschick, in: E. Rost, O. Allendorf, R.–D. Müller (Hg.): Auf nach Amerika! Zur Amerika-Auswanderung aus dem Paderborner Land, Band 1: Stadt Paderborn, Paderborn 1994, S. 178 – 181)

Elsen

- 1817 (678) Nöge, Heinrich; geb. 18. 11. 1798, Elsen. *Eltern*: Nöge, Hermann; Ringkamp, Elisabeth; *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 373.
(679) Wolfsau, Conrad; 26 Jahre alt, Elsen, Sträfling. *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 691.
- 1822 (680) Nitsche, Johann; geb. 11. 5. 1798, Danzig. *Eltern*: Nitsche, Johann; Lewinsky, Eva; *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 522.
- 1828 (681) Schaefergockel, Wilhelm; geb. 11. 2. 1808, Elsen. *Eltern*: Schaefergockel, Gerhard; Werlmeier, Elisabeth; *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 351.
Bemerkung: S. a. Bickmeier, gen. Schaefergockel, Joachim, wohl ein Bruder des o. g.
- 1829 (682) Bickmeier, gen. Schaefergockel, Joachim; geb. 11. 4. 1812, Elsen. *Eltern*: Bickmeier, Gerhard; Werlmeier, Elisabeth; *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 358.
Bemerkung: S. a. Schaefergockel, Wilhelm, wohl ein Bruder des o. g.
- 1830 (683) Gieseke, Heinrich; geb. 28. 11. 1811, Elsen. *Eltern*: Gieseke, Heinrich; Mollenmeyer, Maria; *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 358.
- 1837 (684) Wegescheide, Franz; geb. 23. 12. 1817, Elsen. *Eltern*: Wegescheide, Heinrich; Steffens, Angela; *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 525.
- 1839 (685) Thorwesten, Johann Christoph; geb. 5. 9. 1818, Elsen. *Eltern*: Thorwesten, Joseph; Papenkordt, Gertrud; *Kons.*: N; *Ziel*: Holland angebl.
Quellen: STA DT M 1 I C 526.
(686) Wecker, Joseph; geb. 16. 2. 1816, Elsen. *Eltern*: Wecker, Conrad; Schniederburs, Catharina; *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 526.
- 1850 (687) Beerens, Wilhelm; geb. 26. 3. 1829, Elsen. *Eltern*: Beerens, Johann; Grewe, Gertrud; *Kons.*: N;
Quellen: STA DT M 1 I C 537.
- 1852 (688) Nacke, Wilhelm; geb. 9. 11. 1845, Elsen. *Kons.*: N; *Ziel*: Amerika;
Mitauswandernde: Eltern: Nacke, Conrad; Pape, Catharina.
Quellen: STA DT M 1 I C 543.

- 1853 (689) Albersmeier, Joseph; geb. 4. 4. 1819, Gesseln, Gesseln. *Kons.:* N; *Ziel:* Amerika;
Quellen: STA DT M 1 I C 719.
 (690) Nacke, Heinrich. *Ziel:* Amerika;
Mitauswandernde: Ehefrau: mit Ehefrau; Kinder: mit Kindern.
Quellen: von Ortschronist Josef Segin, Elsen, nach der Gemeindechronik Elsen pro 1853, dem Verf. 1990 mtgtl.
Bemerkung: S. a. Nacke, Konrad, Bruder.
 (691) Nacke, Konrad. *Ziel:* Amerika;
Mitauswandernde: Ehefrau: mit Ehefrau; Kinder: mit Kindern.
Quellen: von Ortschronist Josef Segin, Elsen, nach der Gemeindechronik Elsen pro 1853, dem Verf. 1990 mtgtl.
Bemerkung: S. a. Nacke, Heinrich, Bruder.
 (692) Pannenberg, Ferdinand. *Ziel:* Amerika;
Mitauswandernde: Ehefrau: mit Ehefrau; Kinder: mit Kindern.
Quellen: von Ortschronist Josef Segin, Elsen, nach der Gemeindechronik Elsen pro 1853, dem Verf. 1990 mtgtl.
 (693) Pannenberg, Hans. *Ziel:* Amerika;
Mitauswandernde: Ehefrau: mit Ehefrau; Kinder: mit Kindern.
Quellen: von Ortschronist Josef Segin, Elsen, nach der Gemeindechronik Elsen pro 1853, dem Verf. 1990 mtgtl.
 (694) Schnietz, gen. Dörenkamp, Wilhelm. *Ziel:* Amerika;
Mitauswandernde: Ehefrau: mit Ehefrau; Kinder: mit Kindern.
Quellen: von Ortschronist Josef Segin, Elsen, nach der Gemeindechronik Elsen pro 1853, dem Verf. 1990 mtgtl.
- 1854 (vor) (695) Fischer, Franz Friedrich; geb. 24. 9. 1831, Elsen. *Eltern:* Fischer, Joseph; Kohle, Therese; *Kons.:* N; *Ziel:* Amerika;
Quellen: STA DT M 1 I C 540.
- 1858 (vor) (696) Pannenberg, Anton. *Kons.:* N; *Ziel:* Amerika vermutl.
Quellen: STA DT M 1 I C 700.
- 1866 (697) Höscher, Johann; geb. 27. 2. 1835, Elsen, Kellner. *Eltern:* Höscher, Conrad; *Kons.:* N;
Quellen: STA DT M 1 I C 719.
- 1867 (698) Möller, Wilhelm; geb. 2. 6. 1854, Elsen. *Eltern:* Möller, Philipp; *Kons.:* N; *Ziel:* Frankreich/Paris;
Quellen: STA DT M 1 I C 543.
- 1873 (vor) (699) Pannenberg, Joseph Ferdinand; geb. 13. 2. 1851, Elsen. *Kons.:* N; *Ziel:* Amerika;
Mitauswandernde: Eltern: Pannenberg, Heinrich; Maes, Anna Maria; Geschwister: mit Geschwistern.
Quellen: STA DT M 1 I C 534.

- 1874 (vor) (700) Hentschel, August; geb. 25. 12. 1830, Elsen. *Kons.:* N;
Quellen: STA DT M 1 I C 719.
- 1875 (vor) (701) Hagenhoff, Johann Stephan; geb. 20. 8. 1853, Elsen. *Eltern:* Hagenhoff, Heinrich; Kursiek, Therese; *Kons.:* N; *Ziel:* Belgien;
Quellen: STA DT M 1 I C 543.
- (vor) (702) Hoffmann, Johann Wilhelm Clemens; geb. 6. 7. 1853, Elsen.
Kons.: N;
Mitauswandernde: Eltern: Hoffmann, Johann Wilhelm; Henschel, Rosalie.
Quellen: STA DT M 1 I C 543.
- 1877 (vor) (703) Hissmann, Franz; geb. 1. 7. 1855, Elsen. *Eltern:* Hissmann, Theodora Bertha; *Kons.:* N;
Quellen: STA DT M 1 I C 543.
- 1881 (704) Mürhoff, Heinrich; geb. 28. 2. 1858, Elsen, Maschinenheizer. *Kons.:* J; *Ziel:* Nordamerika;
Quellen: STA DT M 1 I A 174.
- 1882 (705) Jacobsmeyer, Anton; geb. 27. 3. 1855, Elsen, Ökonom. *Kons.:* J; *Ziel:* Nordamerika;
Quellen: STA DT M 1 I A 175.
- (706) Knocke, Hermann; geb. 10. 11. 1858, Elsen, Schneider. *Kons.:* J; *Ziel:* Nordamerika;
Quellen: STA DT M 1 I A 175.
- (707) Möller, Heinrich; geb. 30. 4. 1859, Elsen, Stellmacher. *Kons.:* J; *Ziel:* Nordamerika;
Quellen: STA DT M 1 I A 175.
- 1883 (708) Strothenke, Heinrich; geb. 1863. *Kons.:* N; *Ziel:* Amerika;
Quellen: STA DT M 1 I C 160.
- 1885 (709) Gissguth, Ferdinand; geb. 9. 3. 1858, Elsen, Schmied. *Kons.:* J; *Ziel:* USA/Trenton;
Quellen: STA DT M 1 I A 175.
- 1894 (710) Berens, Joseph; geb. 25. 4. 1877, Elsen. *Eltern:* Berens, Conrad; *Kons.:* J; *Ziel:* Holland;
Quellen: STA DT M 1 I A 177.
- (711) Christiansmeyer, Franz; geb. 7. 4. 1877, Elsen. *Eltern:* Christiansmeyer, Ferdinand; *Kons.:* J; *Ziel:* Holland/Kloster Harreveld;
Quellen: STA DT M 1 I A 177.
- (712) Ikenmeyer, Wilhelm; geb. 24. 12. 1877, Elsen. *Eltern:* Ikenmeyer, Ferdinand; *Kons.:* J; *Ziel:* Holland/Kloster Roermond;
Quellen: STA DT M 1 I A 177.

2) Auswanderer in die USA aus Elsen und Gesseln im 19. Jahrhundert

(zusammengestellt von Dr. Heinz Marxkors, in: B. Broer, O. Allendorf, H. Marxkors, W. Stüken (Hg.): Auf nach Amerika!, Band 3: Zur Amerika-Auswanderung aus dem Paderborner Land und zur Einwanderung aus Deutschland in die Region der Paderborner Partnerstadt Belleville, Illinois, Paderborn 2008, S. 297 – 299)

Elsen

- 1851 (702) Jacobsmeyer (Brüggemeier), Conrad; geb. 14.4.1817; Taufort: Elsen. Eltern: Jocabsmeyer (Nacke), Wilhelm; Beruf: Colton; Albersmeyer, Theresia. Ehf: Bremen; Schiff: Welker; Bhf: New Orleans; Ankunft: 28.1.1852; Ziel: St. Louis MO USA.
- 1853 (703) Bannenberg (Pannenberg), Joannes; geb. 16.6.1818; Taufort: Elsen. Eltern: Bannenberg, Ferdinand; Beruf: Musiker, Tagelöhner; Lakmann, Angela. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: New Orleans.
- (704) Jacobsmeyer, Anton; geb. 27.2.1815; Taufort: Elsen. Eltern: Jacobsmeyer, Wilhelm; Beruf: Bauer; Albersmeyer, Theresia. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft: 18.1.1854; Ziel: Indiana.
- (705) Nacke, Conradus; geb. 24.7.1819; Taufort: Elsen. Eltern: Nacke, Anton; Beruf: Mietmann, Tagelöhner; Gockelnburs, Theresia. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft: 18.1.1854; Ziel: Westpoint.
- (706) Nacke, Wilhelm; geb. 9.11.1845; Taufort: Elsen. Eltern: Nacke, Conrad; Beruf: Schneider; Pape, Catharina. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft: 18.1.1854; Ziel: Westpoint.
- (707) Nacke, Franz Joseph; geb. 2.4.1851; Taufort: Elsen. Eltern: Nacke, Conrad; Beruf: Schneider; Pape, Catharina. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft: 18.1.1854; Ziel: Westpoint.
- (708) Nacke, Bernard; geb. 11.11.1848; Taufort: Elsen. Eltern: Nacke, Conrad; Beruf: Schneider; Pape, Catharina. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft: 18.1.1854; Ziel: Westpoint.
- (709) Nacke, Heinrich; geb. 25.3.1809; Taufort: Elsen. Eltern: Nacke, Anton; Beruf: Heuerling; Gockeln (Burs), Teresa. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: St. Louis MO USA.

(710) Nacke, Anton; geb. 23.11.1844; Taufort: Elsen. Eltern: Nacke, Heinrich; Beruf: Heuerling; Berens, Angela. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: St. Louis MO USA.

(711) Nacke, Bernard; geb. 14.9.1851; Taufort: Elsen. Eltern: Nacke, Heinrich; Beruf: Heuerling; Berens, Angela. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: St. Louis MO USA.

(712) Nacke, Joseph Conrad; geb. 10.4.1850; Taufort: Elsen. Eltern: Nacke, Heinrich; Beruf: Heuerling; Berens, Angela Christina. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: St. Louis MO USA.

(713) Pannenberg, Anna Angela; geb. 23.1.1852; Taufort: Elsen. Eltern: Bannenberg (Pannenberg), Johann; Beruf: Musiker, Tagelöhner; Redecker, Christina. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: New Orleans.

(714) Schnitz, Therese; geb. 25.2.1852; Taufort: Elsen. Eltern: Schnitz (Dörenkamp), Wilhelm; Beruf: Tagelöhner; Heggemann (Heggen), Gertrud. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: New Orleans.

(715) Schnitz (Dörenkamp), Wilhelm; geb. 16.10.1820; Taufort: Elsen. Eltern: Schnieds (Dörenkamp), Hermann; Beruf: Tagelöhner; Mertens, Theresia. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: New Orleans.

Gesseln

1847 (716) Appelbaum, Joseph; geb. 11.12.1814; Taufort: Elsen. Eltern: Appelbaum, Bernard; Beruf: Tagelöhner; Viet, Angela Maria. Ehf: Bremen; Schiff: Henrietta; Bhf: New Orleans; Ankunft: 12.1.1848; Ziel: USA.

1853 (717) Albersmeyer, Josephus; geb. 10.4.1819; Taufort: Elsen. Eltern: Albersmeyer, Anton; Beruf: Ackermann; Rören, Gertrud. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: New Orleans.

(718) Bannenberg (Pannenberg), Ferdinand; geb. 1. 7. 1796; Taufort: Elsen. Eltern: Bannenberg, Heinrich; Beruf: Tagelöhner; Wecker, Elisabeth. Ehf: Bremerhaven; Schiff: New England; Bhf: New Orleans; Ankunft: 27.12.1853; Ziel: St. Louis MO USA.

(719) Rütting, Anna Maria Gertrud; geb. 12.12.1786; Taufort: Elsen. Eltern: Rütting, Joann Henrich; Temmenbories, Angela Maria. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft: 18.1.1854; Ziel: New Orleans.

(720) Schnitker, Hermann Anton; geb. 18.1.1828; Taufort: Elsen. Eltern: Schnitker, Conrad; Beruf: Ackersmann; Roxlau, Ag-

nes. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft:
18.1.1854; Ziel: New Orleans.

Höfen

1853 (722) Roxlau, Wilhelm; geb. 7.4.1833; Taufort: Elsen. Eltern:
Roxlau, Rötcher; Beruf: Mietmann; Müller, Elisabeth. Ehf: Bre-
men; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft: 18.1.1854;
Ziel: New Orleans.

(723) Roxlau, Maria Catharina; geb. 20.3.1835; Taufort: Elsen.
Eltern: Roxlau, Rötcher; Beruf: Mietmann, Tagelöhner; Müller, Eli-
sabeth. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft:
18.1.1854; Ziel: New Orleans.

(724) Vossebein, Joannes Conradus; geb. 25.8.1819; Taufort:
Elsen. Eltern: Vossebein, Henricus; Beruf: Schäfer; Rüting, Ger-
trud. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft:
18.1.1854; Ziel: New Orleans.

(725) Vossebein, Elisabeth Gertrud; geb. 9.11.1849; Taufort: El-
sen. Eltern: Vossebein, Conrad; Beruf: Tagelöhner; Roxlau, Elisa-
beth. Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft:
18.1.1854; Ziel: New Orleans.

(726) Vossebein, Rötcher; geb. 21.12.1850; Taufort: Elsen. El-
tern: Vossebein, Conrad; Beruf: Tagelöhner; Roxlau, Elisabeth.
Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft:
18.1.1854; Ziel: New Orleans.

(727) Vossebein, Maria Anna; geb. 19.12.1852; Taufort: Elsen.
Eltern: Vossebein, Conrad; Beruf: Tagelöhner; Roxlau, Elisabeth.
Ehf: Bremen; Schiff: Uhland; Bhf: New Orleans; Ankunft:
18.1.1854; Ziel: New Orleans.

Elsen, Aliso und die Varusschlacht

2000 Jahre Varusschlacht

Alle Medien sind voll davon: In diesem Jahre jährt sich zum 2000. Male die "Schlacht im Teutoburger Walde".

Damit gemeint ist die Niederlage dreier römischer Legionen und etlicher Hilfstruppen unter dem Kommando des Publius Quinctilius Varus gegen ein Bündnis aus mehreren Germanenstämmen unter dem Cheruskerfürsten Arminius, dessen Namen man später fälschlich als "Hermann" eindeutschte.

Gleich drei Ausstellungen erinnern vom Mai bis zum Oktober an dieses Ereignis:

In Haltern wird unter dem Stichwort "Imperium" die Varusschlacht in die großen Zusammenhänge der Entstehung und Ausweitung des römischen Weltreichs, insbesondere in die römische Germanienpolitik, eingeordnet.

In Kalkriese, nördlich von Osnabrück, wird der militärische Konflikt mit zahlreichen Exponaten aus ganz Europa, aber vor allem auch aus den dortigen Ausgrabungen, durch die man nach jahrhundertelanger Suche der Örtlichkeit der Varusschlacht näher gekommen zu sein scheint, im Mittelpunkt stehen.

In Detmold schließlich, in dessen Nähe das 1875 eingeweihte Hermannsdenkmal auf der Grotenburg an den Germanen Arminius als Sieger in der Varusschlacht erinnert, wird der "Mythos" thematisiert, also das, was sich seit Jahrhunderten bis zum heutigen Tage an phantasievollen, oft ganz und gar unhistorischen oder ideologisch verformten Vorstellungen um das Schlachtereignis und seine Protagonisten rankt.

Ein umfangreicher dreibändiger Begleitkatalog zu den drei Ausstellungen ist bereits erschienen.

Informationen

Imperium Konflikt Mythos. 2000 Jahre Varusschlacht

Imperium (16. Mai bis 11. Oktober 2009):

Seestadthalle: Lippspieker 25, 45721 Haltern am See und LWL-Römermuseum, Weseler Straße 100, 45721 Haltern am See, Tel.: 0 23 64 / 9 37 60; Öffnungszeiten: Di–Fr 9–18, Sa 10–20, So 10–18 Uhr, Mo geschlossen.

Konflikt (16. Mai bis 25. Oktober 2009):

Varusschlacht im Osnabrücker Land – Museum und Park Kalkriese, Venner Straße 69, 49565 Bramsche-Kalkriese, Tel.: 0 54 68 / 9 20 40; Öffnungszeiten: tgl. 9–18, Sa 9–20 Uhr.

Mythos (16. Mai bis 25. Oktober 2009):

Lippisches Landesmuseum Detmold, Ameide 4, 32756 Detmold, Tel.: 05231 / 9 92 50; Öffnungszeiten: Di–Fr 9–18, Sa 10–20, So 10–18 Uhr, Mo geschlossen.

Informationen: www.imperium-konflikt-mythos.de. Das Einzelticket für Erwachsene kostet 9 Euro (ermäßigt: 6 Euro), ein Kombi-ticket für alle drei Standorte ist für 18 Euro (ermäßigt: 12 Euro) erhältlich. Außerdem gibt es eine Familienkarte für 20 Euro (Kombi-ticket: 40 Euro).

Das Aliso-Problem

Mit Sicherheit wird in diesem gesamten Kontext auch die Frage erneut erörtert werden, wo sich das im Verlauf der römischen Germanenkriege und besonders auch der Varusschlacht mehrfach erwähnte Römerkastell Aliso lokalisieren lässt.

Dieses Problem dürfte schon deshalb in unserem Heimatort Interesse finden, weil mehrere Jahrhunderte von teilweise sehr prominenten Laien und Fachleuten die These vertreten worden ist, das antike Aliso sei mit Elsen gleichzusetzen, vor allem wegen der Namensähnlichkeit, aber auch wegen der Lage unweit des Zusammenflusses von Alme und Lippe.

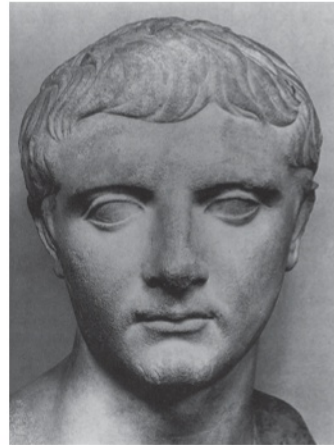
Auch wenn diese Meinung schon seit etwa 100 Jahren in der seriösen Forschung überholt ist, so lohnt es sich doch, einmal auf die Entstehung und Verbreitung dieser widerlegten, aber seinerzeit wirkmächtigen Theorie zurückzublicken. Schließlich ist sie in der Namensgebung in unserem Ort noch immer präsent. Der Aliso-Markt ist zwar 1976 geschlossen worden und das Hotel "Burg Aliso" ist abgerissen, die Bezeichnung "Burg Aliso" klingt aber in dem Namen der Gaststätte "Neue Burg", wenn auch nur für Eingeweihte erkennbar, noch immer nach. Geblieben sind jedoch die Alisostraße, die Römerstraße und die Germanenstraße. Die Schwimffreunde treffen sich nach wie vor im "Aliso-Bad" und die Biertrinker im "Römerkrug".

Die antiken Quellen zum Kastell Aliso

Wenn wir nach den Ursachen für die zeitweilige Gleichsetzung von Aliso und Elsen fragen, dann müssen wir uns zunächst klarmachen, was denn die antiken Quellen über Aliso und seine Lage berichten.

In Bezug auf drei unterschiedliche Zeitpunkte werden Kastelle erwähnt, die entweder direkt als "Aliso" bezeichnet werden oder von späteren Historikern als "Aliso" gedeutet worden sind:

- 1) Im Jahre 11 vor Christus zog das Heer des Drusus, des Stiefsohnes von Kaiser Augustus, von Castra Vetera (Xanten) aus an der Lippe entlang gegen den südlich der Lippe wohnenden Germanenstamm der Sugambri und weiter gegen den Stamm der Cherusker bis zur Weser. Auf dem Rückmarsch gerieten die Römer zwar mehrfach in arge Bedrängnis, aber am Ende des Jahres errichtete Drusus am Zusammenfluss von Elison und Lippe ein festes Legionslager gegen die germanischen Feinde (Cassius Dio, Römische Geschichte, Kapitel 54, 33, 4).



- 2) Zum Jahre 9 nach Christus berichtet Velleius Paterculus, der einzige Zeitgenosse, der das Geschehen der Varusschlacht überliefert, dass nach dieser Entscheidungsschlacht versprengte Römer unter dem Lagerpräfekten Lucius Caedicius von einer großen Menge Germanen in Aliso belagert worden seien. Hier wird zum ersten Mal der Name "Aliso" erwähnt. Als die Lebensmittel knapp geworden seien, sei es den belagerten Römern mit dem Schwerte in der Hand gelungen, sich zu ihren Kameraden durchzuschlagen (Velleius Paterculus, Römische Geschichte II, 120). Nach Zonaras, einem byzantinischen Autor des 11./12. Jahrhunderts nach Christus, der die in diesen Teilen verloren gegangene Römische Geschichte des Cassius Dio exzerpiert hat, waren nach der Varusschlacht alle Römerkastelle von den Germanen erstürmt worden, außer einem, das sich noch einige Zeit halten konnte, bis die eingeschlossene Lagerbesatzung aus Mangel an Lebensmitteln gezwungen war, in einer stürmischen Nacht den Durchbruch zu den Römerlagern am Rhein zu wagen, der auch im Wesentlichen erfolgreich war (Zonaras, 10, 37). Offensichtlich beziehen sich Velleius Paterculus und Zonaras auf das gleiche Ereignis, ohne dass Zonaras allerdings den Namen Aliso nennt.

3) Zum Jahre 15 nach Christus berichtet Tacitus in seinen "Annalen" über Feldzüge des Germanicus (Sohn des Drusus) gegen die Germanen. Dieser führte auf die Nachricht, das an dem Fluss Lipia (=Lippe) gelegene Kastell werde belagert, sechs Legionen dorthin. Auf die Nachricht von seinem Erscheinen flohen die Germanen, die vorher den für die Toten der Legionen des Varus errichteten Grabhügel und einen früher für Drusus erbauten Altar zerstört hatten. Germanicus stellte den Altar wieder her und veranstaltete selbst an der Spitze seiner Legionen einen Vorbeimarsch. Den Grabhügel zu erneuern, hielt er nicht für angebracht. Das ganze Gebiet zwischen dem Kastell Aliso und dem Rhein wurde mit neuen Grenzwegen und Dämmen befestigt (Tacitus, Annalen II, 7).



Germanicus (15 vor Christus - 19 nach Christus)

Zur Quellenkritik

So weit die wesentlichen Aussagen der Quellen über Aliso. Aber damit ist noch längst keine Klarheit über dessen Lage gewonnen, denn einer eindeutigen Interpretation dieser Textstellen stellen sich eine ganze Reihe Hindernisse in den Weg. Sind wirklich alle genannten Kastelle, insbesondere das am Zusammenfluss von Lippe und Elison gelegene, mit Aliso identisch? Welcher Nebenfluss der Lippe ist mit dem "Elison" gemeint? Spricht Tacitus, wenn er zu Beginn der hier referierten Textpassage ein "Lager an der Lippe" und zum Schluss das Kastell Aliso erwähnt, von dem gleichen Lager? Wenn das nicht der Fall sein sollte, dann ist nicht einmal klar, ob Aliso überhaupt an oder in der Nähe der Lippe gelegen hat! Wenn man jedoch einmal unterstellt, mit dem Lager an der Lippe sei Aliso gemeint, wo ist es dann zu suchen, eher an der oberen Lippe, also relativ nahe an der vermeintlichen Örtlichkeit der Varusschlacht, die man ja lange im heutigen Teutoburger Wald vermutete, oder eher an der unteren Lippe, also näher zum Rhein hin, worauf die Nachrichten von der Flucht der in Aliso Belagerten zum Rhein hindeuten? Alle diese Möglichkeiten sind seit vielen Jahren in einer Fülle von Schriften kontrovers erörtert worden und sie müssen auch bedacht werden, wenn es um das Für und Wider einer Gleichsetzung Elsens mit Aliso geht.

Die Befürworter der These Elsen = Aliso

Wie ist es zu dieser Gleichsetzung gekommen? Einen besonderen Anteil daran hatte der gelehrte Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1626 - 1683) mit seinem 1669 veröffentlichten Werk "Monumenta Paderbornensia" (Denkmale des Paderborner Landes). Es ist so aufgebaut, dass Ferdinand seinen Lesern 24 Sehenswürdigkeiten, meist geschichtlich bedeutende Stätten, jeweils in einem lateinischen Gedicht vorstellt, auf das anschließend eine auf den Quellen und der damaligen historischen Fachliteratur beruhende Erörterung zu den betreffenden Orten und Ereignissen folgt.



Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1626 - 1683)

Thematisiert werden unter anderem auch das Kastell Aliso und die Örtlichkeit der Varusschlacht.

Ferdinand interpretiert die antiken Quellen so, dass der Flussname Elison (bei Cassius Dio) und der Name des Kastells Aliso (bei Velleius Paterculus) gleichzusetzen seien: "Aliso ist der Name des Flusses und des Kastelles." Ebenso ist er mit dem damaligen Historiker Clüver der Ansicht, dass das in den zitierten Quellenstellen von Tacitus genannte Lager an der Lippe und das Kastell Aliso identisch seien.

Als Begründung, warum Aliso "eine genaue Erforschung und Kenntnis" verdiene, gibt er an, es sei "unter den römischen Denkmälern in Westfalen das älteste und an Tatenruhm das ausgezeichnetste". Konkret behauptet er: "Nicht weit von hier stand das Denkmal des Drusus, des Erbauers des Kastells, hier wurde Varus mit seinen Legionen geschlagen, der Grabhügel der Varianischen Reste errichtet, und, nach Aufhebung der Belagerung Alisos, von Germanicus der Altar seines Vaters wiederhergestellt."

Wegen der Namensähnlichkeit von Elsen und Alme mit Aliso und Elison schließt er auf die Lage des großen Kastells. Es habe beide Orte, Elsen und Neuhaus, umfasst. Die dreitägige Varusschlacht habe sich von den Quellen der Lippe, also unweit von Aliso, bis in die Gegend von Horn oder Detmold hingezogen. Das Waldgebirge dazwischen, das ursprünglich Osning hieß, sei mit dem bei Tacitus (I, 60) erwähnten Schlachtfeld, dem "saltus Teutoburgiensis" (= Teutoburger Wald), identisch, was im Übrigen schon der Reformator Philipp Melanchthon behauptet hatte.

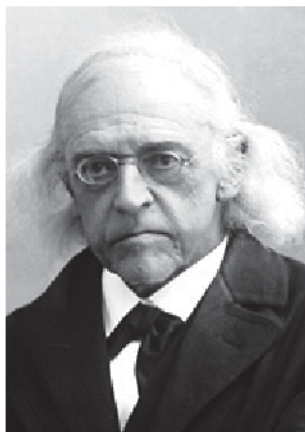
Erstaunlich an diesen Thesen aus dem 17. Jahrhundert ist, dass sie auch noch im 19., ja, bis ins 20. Jahrhundert vertreten wurden, und zwar von durchaus prominenten Autoren.

Dazu gehört unter anderem Leopold von Ranke (1795 - 1886), der in Deutschland als der Begründer der modernen kritischen Geschichtswissenschaft gilt.

Auch bei einem fachlichen Außenseiter wie Friedrich Engels (1820 - 1895), neben Karl Marx einer der Begründer des Kommunismus, kann man in seiner bekannten Schrift "Zur Urgeschichte der Deutschen" (1881/82) den Satz lesen: "Das Kastell Aliso ... lag nahe den Lippequellen, entweder Elsen bei Paderborn, am Einfluss der Alme in die Lippe, oder bei Lippstadt ..."

Stärker als alles andere wirkte sich jedoch für die Beibehaltung der Gleichsetzung von Aliso mit Elsen aus, dass sie auch der Altmeister der deutschen Altertumsforschung, Professor Theodor Mommsen (1817 - 1903), vertrat, der zu seiner Zeit eine unvergleichliche fachliche Autorität besaß. Für seine "Römische Geschichte" erhielt er 1902 als bisher einziger deutscher Historiker den Literatur-Nobelpreis. In dem 1885 erschienenen 5. Band dieses Werkes ist die Rede von der "Festung Aliso im Quellgebiet der Lippe, wahrscheinlich dem heutigen Dorfe Elsen unweit Paderborn".

Die Äußerungen der "Großen" des historischen Fachs zur Aliso-Problematik sind aber nur die "Spitze des Eisbergs". Daneben gibt es Dutzende von Aufsätzen, besonders von Lokalhistorikern. Besonders hervorzuheben hat sich dabei z. B. in einer ganzen Reihe von Schriften Dr. Wilhelm Engelbert Giefers, der 1855 bis 1880 Direktor der Abteilung Paderborn des Vereins für Geschichte



*Prof. Dr. Theodor Mommsen
(1817 - 1903)*

und Altertumskunde Westfalens war und nach dem heute in Paderborn die Giefersstraße benannt ist. Er verteidigte darin vehement und konsequent immer wieder aufs Neue mit scharfsinnigen Argumenten die Gleichsetzung Elsens mit Aliso gegen alle anderen Lokalisierungsvorschläge, etwa in der Nähe von Hamm oder Lünen.

Allen genannten Personen ist gemeinsam, dass sie als Fachleute oder Laien Erkenntnisse aus der Interpretation von Texten, aus strategischen Überlegungen und aus Namensähnlichkeiten zogen, ohne aber den Spaten des Archäologen nach tatsächlichen Beweisen für die Anwesenheit der Römer an bestimmten Orten angesetzt zu haben.

Archäologische Suche nach Aliso

Das sollte sich aber bald ändern. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Archäologie zunehmend zur Wissenschaft. Verfeinerte Grabungstechniken, eine genaue Dokumentation und eine exakte Einordnung der Funde und Befunde wurden immer mehr zum Standard.

So kam es auch in Elsen 1893/94 aus Anlass des Neubaus der Chaussee Paderborn - Elsen - Bentfeld zu mehreren Grabungen in der Nähe von Kirche, Steinhof und Schule, um - wie es in der Gemeindechronik heißt - "Altertümer, römisches Mauerwerk, Münzen u. a. zu entdecken". Das Ergebnis lautete in beiden Jahren gleich: "Leider waren die Arbeiten nicht mit Erfolg gekrönt. Aus Römerzeiten ist nichts gefunden worden". Zu Beginn grub der aus Dresden stammende Generalmajor z. D. Wolf, der auch ein Anhänger der These, Elsen sei Aliso, war, in der Nähe des Steinhofes. Auf seine Anregung und mit behördlicher Genehmigung führte der Ingenieur E. Wehrmann, der Leiter des Chausseebaus, die weiteren Ausgrabungen durch. Bei den ersten Untersuchungen waren mehrere Herren des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalen, Abteilung Paderborn, zugegen, an ihrer Spitze Dr. Konrad Mertens, Pfarrer in Kirchborchen und als Nachfolger von Giefers Vereinsdirektor. Nach ihm ist in Paderborn der Dr. Mertensweg benannt.

Am Ende des Jahres 1897 wurde in Münster auf Initiative des gleichen Vereins die bis heute existierende "Altertumskommission für Westfalen" gegründet. Mitglieder wurden die angesehensten wissenschaftlichen Archäologen des Landes. Man setzte sich als Ziel, die Hinterlassenschaften der römischen Feldzüge in Westfalen systematisch und nach neuesten Methoden zu erforschen und zu dokumentieren.

Zu diesem Zweck bereiste die Kommission zunächst die Lippe, die ja immer wieder als Einfallstor der Römer ins Innere Germaniens gedient hatte und an deren Lauf der Offizier und Historiker Ludwig Hölzermann bereits eine ganze Kette von römischen Kastellen entdeckt zu haben glaubte, was sich später als falsch herausstellte.

Im Verlauf dieser Bereisung kam die Kommission im September 1899 auch nach Elsen, wo sie sich von Lehrer Dierks führen ließ.

Die Gemeindechronik nennt als Kommissionsmitglieder Dr. Carl Schuchhardt, den Direktor des Kestnermuseums in Hannover, Professor Dr. Friedrich Koepf von der Universität Münster, Professor Dr. Emil Ritterling, Museumsdirektor in Wiesbaden, Dr. Georg Loeschcke, Professor der Archäologie an der Universität Bonn, und Professor Dr. Alexander Conze, Generalsekretär des Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin. Alle waren sehr erfahrene klassische Archäologen. Schuchhardt, Conze und Koepf hatten zum Beispiel an den Ausgrabungen in Pergamon in Kleinasien teilgenommen.

Dass man alle fünf Genannten auf einem bei Ausgrabungen in Haltern in dem gleichen

ALS DIE RÖMER FRECH GEWORDEN

Als die Römer frech geworden, simserim, sim-sim-

sim-sim, zogen sie nach Deutschlands Norden, sim-se-

rim sim-sim-sim-sim, vor-ne mit Trom-pe-ten-schall,

tä- te- rä tä tä tä nitt der Gen'ral- feld-mar-schall,

tä-tä - rä tä tä tä. Herr Quintilius Varus, wau-wau-wau

wau - wau - wau. Herr Quin- ti - lius Va - rus,

Schnä - der - äng - täng, schnä - der - äng - täng,

schnä - der - äng - täng - de - räng - täng - täng.

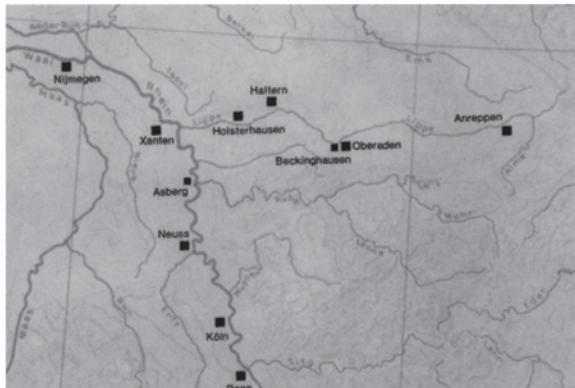


Die „Altertumskommission für Westfalen“ bei Ausgrabungen in Haltern 1899. V. l.: Dr. Carl Schuchhardt, Prof. Dr. Alexander Conze, Prof. Dr. Siegfried Loeschcke, Prof. Dr. Emil Ritterling, Dr. Alexander Conrads, Prof. Dr. Georg Loeschcke

Jahre 1899 aufgenommenen Foto wiederfindet, ist kein Zufall. Die Kommission war nämlich zu dem Entschluss gekommen, an dem einzigen Punkte an der Lippe, wo man schon 1838 durch Funde, u. a. römische Münzen, und Geländebeobachtungen auf ein Römerlager geschlossen hatte, auf dem St. Annaberge bei Haltern, eine Suchgrabung durchzuführen.

Nacheinander wurden in Haltern durch Schuchhardt, Koepf, Ritterling und Loeschcke ein Kastell auf dem St. Annaberg, ein Hauptlager, mehrere Feldlager und mehrere Uferkastelle mit reichen Funden entdeckt.

1901 wurden die Ausgrabungsergebnisse in einem stattlichen Band veröffentlicht und fotografisch dokumentiert. Schuchhardt vertrat hier wie auch in einem von ihm verfassten "Führer durch die römischen Ausgrabungen bei Haltern" unter dem Titel "Aliso" entschieden die Auffassung, in den verschiedenen Lagern in Haltern sei



Römerlager an Rhein und Lippe zur Zeit des Kaisers Augustus

Als die Römer frech geworden - Strophen 2 bis 12

2. In dem Teutoburger Walde, huh! wie pfliff der Wind so kalte! Raben flogen durch die Luft, und es war ein Moderduft, wie von Blut und Leichen.

3. Plötzlich aus des Waldes Duster brachen kampfhafte die Cherusker. Mit Gott für König und Vaterland stürzten sie sich wutentbrannt auf die Legionen.

4. Weh, das war ein großes Morden, sie erschlugen die Kohorten. Nur die römische Reiterei rettete sich in die Frei', denn sie war zu Pferde.

5. O Quintili, armer Feldherr, wüßtest du, daß so die Welt wär'! Er geriet in einen Sumpf, verlor zwei Stiefel und einen Strumpf und blieb elend stecken.

6. Da sprach er voll Ärgernissen zu Herrn Centurio Tutiussen: "Kamerad, zeuch dein Schwert hervor und von hinten mich durchbohr', weil doch alles futsch ist!"

7. In dem armen röm'schen Heere diente auch als Volontäre Scaevola, ein Rechtskand'dat, den man schön'd' gefangen hat, wie die andern alle.

8. Diesem ist es schlecht ergangen, eh' daß man ihn aufgehangen, stach man ihn durch Zung' und Herz, nagelte ihn hinterwärts auf sein Corpus juris.

9. Als das Morden war zu Ende, rieb Fürst Hermann sich die Hände, und um sich noch mehr zu freu'n, lud er die Cherusker ein zu 'nem großen Frühstück!

10. Hui da gab's westfäl'sche Schinken, Bier, soviel sie wollten trinken, Selbst im Zechen blieb er Held; doch auch seine Frau Thusneld' soff als wie ein Hausknecht.

11. Nur in Rom war man nicht helter, sondern kaufte Trauerkleider, grade als beim Mittagmahl Augustus saß im Kaisersaal, kam die Trauerbotschaft.

12. Erst blieb ihm vor jähem Schrecken ein Stück Pfau im Halse stecken, dann geriet er außer sich: "Varus, Varus, schäme dich! Redde Legiones!"

endgültig das Lager Aliso in allen seinen Phasen entdeckt, während Koepp vorsichtig und skeptisch blieb. Schuchhardt schreibt, Aliso müsse nach den antiken Texten an der unteren und nicht an der oberen Lippe gelegen haben. Weiter heißt es dann: "All die Momente, die bei Dio Cassius, Tacitus, Velleius für ein Aliso bei Elsen sprechen sollen, sind erst von dem Standpunkte aus, dass Aliso dort wirklich gelegen habe, in die Schriftsteller hineininterpretiert." Außerdem sei dieser Standpunkt alt, und seit Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg seien die betreffenden Abhandlungen von der Meinung, Elsen sei Aliso, "durchseucht".

Hans Delbrück jedoch, seinerzeit ein sehr einflussreicher Professor, hielt in dem 1901 erschienenen Band 2 seiner großen "Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte" gegen Schuchhardt an der Gleichsetzung von Elsen und Aliso fest, da er den Ort der Varusschlacht unweit davon in der Dörenschlucht bei Augustdorf vermutete. Allerdings verzichtete er in der zweiten Auflage 1909 auf diese Gleichsetzung, weil inzwischen Franz Cramer in einem Aufsatz nachgewiesen hatte, dass der Name "Else" u. ä. als Flurname entlang der Lippe häufig vorkommt. Dennoch lokalisierte Delbrück aber Aliso weiterhin an der oberen Lippe im Raum Paderborn.

Friedrich Koepp behielt Recht mit seiner Skepsis gegenüber Schuchhardt, denn schon 1905 entdeckte der Pfarrer Otto Prein bei Bergkamen-Oberaden südlich der Lippe ein weiteres Römerlager, bis heute das größte östlich des Rheins. Da in der Nähe ein Bauernhof "Else" bzw. "Elsy" bezeugt war, veröffentlichte Prein seine Beobachtungen gleich unter dem Titel "Aliso bei Oberaden". Anders als in Haltern sind im feuchten Gebiet von Oberaden eine ganze Reihe von Holzfunden zu Tage getreten, so dass dendrochronologisch, also durch die Bestimmung der Jahresringe, die Entstehung des Lagers am Zusammenfluss von Lippe und Seseke auf das Jahr 11 vor Christus festgelegt werden kann. Deshalb ist es heute unter seriösen Wissenschaftlern unumstritten, dass das Lager Oberaden mit dem Drususlager des Jahres 11 vor Christus am Zusammenfluss von Lippe und Elison identisch ist. Da es aber schon 8 vor Christus von den Römern nach der vorläufigen Einstellung ihrer rechtsrheinischen Aktivitäten verbrannt worden ist, kommt es für die weiteren Stationen von Aliso nicht infrage.

Hier deuten die meisten Indizien tatsächlich auf Haltern hin. Aber letzte Klarheit gibt es nicht, weil in Bezug auf Haltern die Frage der Auflösung des Lagers (9 nach Christus oder erst 16 nach Christus?) noch immer kontrovers diskutiert wird.

Das Elsen am nächsten gelegene, erst 1968 entdeckte Römerlager Anreppen kommt als Aliso nicht infrage, denn auch hier lässt sich aus Holzfunden eine genaue Datierung auf das Jahr 5 nach Christus gewinnen. Das passt, ebenso wie die überaus großzügige Ausstattung des Prätoriaums, des Kommandeurpalastes, am ehesten zu der Nachricht, dass der spätere Kaiser und Augustus-Nachfolger Tiberius als Oberbefehlshaber für Germanien in den Jahren 4/5 nach Christus ein Winterlager mitten in Germanien errichtet habe. Anreppen ist offensichtlich noch vor der Varusschlacht aufgegeben worden.

An Elsen als Aliso jedenfalls hält heute kein ernsthafter Wissenschaftler mehr fest, zumal weitere archäologische Untersuchungen in der Nähe des Steinhofs im September 1913 durch Professor Constantin Koenen aus Bonn, den Entdecker und Ausgräber des Römerlagers Novaesium (Neuss) am Rhein, und sogar noch 1951 durch das Westfälische Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte in Münster ebenfalls nicht die erhofften Funde aus der Römerzeit erbrachten.

Zweifelhafte Thesen von Lokalpatrioten

Neben seriösen Wissenschaftlern, die sich natürlich auch irren können und geirrt haben, aber doch bestimmten methodischen Standards des Umgangs mit Texten und mit

archäologischen Funden und Befunden verpflichtet sind, hat es seit langem auch phantasievolle Lokalpatrioten gegeben, die ihre mehr oder weniger spekulativen Thesen veröffentlicht haben und trotz der Schwierigkeiten der Interpretation der lückenhaften und widersprüchlichen antiken Quellentexte und ohne archäologische Beweise Aliso wie die Varusschlacht genau lokalisieren konnten - meist in der Nähe ihres jeweiligen Wohnortes.

Friedrich Koepp erklärte diese Fähigkeit solcher "Forscher" 1908 bereits spöttisch so: "Weil sie das Gras wachsen hörten, glaubten sie auch manche deutliche Stimme des Bodens zu vernehmen". Vielleicht hätten sie sich besser an den berühmten Satz des Philosophen Ludwig Wittgenstein (1889 -1951) halten sollen: "Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen".

Auch zu diesem Komplex hat Elsen ein besonders krasses Beispiel beizutragen. In den Jahren 1976 und 1977 veröffentlichte ein Dr. Büker in den "Elsener Nachrichten" mehrere Aufsätze zur Aliso-Thematik. Ohne jeden Beweis wurde Aliso dort auf dem Gelände des Hofes Joseph Meilwes, Delbrücker Weg 34, lokalisiert und durch eine Kartenskizze "belegt". 15 Jahre später als Drusus, wurde weiter behauptet, habe Tiberius im Jahre 4 nach Christus sein ausgedehntes Lager im Raum zwischen Gut Ringelsbruch und der Romskapelle an der Paderborner Bahnhofstraße errichtet, und der Altar des Drusus habe bei Gut Warthe gestanden. Das Standlager des Varus sei in Paderborn gewesen, und Germanicus habe mit seinem Heer vom Rummelsberg bis zum Richterbusch gelagert usw. usw.

Schön wäre es ja für Elsen, wenn das alles stimmte, aber es ist zu schön, um wahr zu sein...

Fazit

Elsen sollte sich endgültig von seiner angeblichen Vergangenheit als Standort eines römischen Kastells verabschieden. Aber natürlich ist es trotzdem nicht ausgeschlossen, sondern eher wahrscheinlich, dass römische Truppen auf ihrem Marschwege von Anreppen in Richtung Weser und zurück auch Elsener Boden berührt haben. Außerdem spricht nichts dagegen, auch etwas stolz darauf zu sein, dass Elsen über Jahrhunderte in einer wichtigen Kontroverse interessierter Laien und wissenschaftlicher Koryphäen der Altertumforschung eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Benutzte Literatur:

Ausstellungskatalog 2000 Jahre Varusschlacht. IMPERIUM. KONFLIKT. MYTHOS, Stuttgart 2009

Franz Cramer: Aliso, sein Name und seine Lage, in: Westdeutsche Zeitschrift 21/1902, S. 254 ff.

Hans Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, Band 2, Berlin 1901

Thomas Fischer: Die Römer in Deutschland, Stuttgart 1999

Ferdinand von Fürstenberg: Monumenta Paderbornensia, Deutsch von Franz Joseph Micus, Paderborn 1844

Heinz Günter Horn (Hrsg.): Die Römer in Nordrhein-Westfalen, Stuttgart 1987

Hermann Kesting: Der Befreier Arminius, Detmold 1976

Friedrich Koepp: Varusschlacht und Aliso, Münster 1940

Gerhard Kropatschek: Das Alisoproblem, in: Deutsche Geschichtsblätter, Bd. 12/1910, S. 1 - 27

Johann-Sebastian Köhlborn: Germaniam pacavi - Germanien habe ich befriedet - Archäologische Stätten augusteischer Okkupation, Münster 1995
Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, Heft II, Haltern und die Altertumsforschung an der Lippe, Münster 1901
Theodor Mommsen: Römische Geschichte, 2 Bde., Gütersloh o. J.
Hartmut Polenz: Römer und Germanen in Westfalen, Münster 1985
Wolfgang Schlüter (Hrsg.): Kalkriese, Römer im Osnabrücker Land, Bramsche 1993
Siegmar von Schnurbein: Untersuchungen zur Geschichte der römischen Militärlager an der Lippe, Frankfurt a. M. 1981
Carl Schuchhardt: Aliso. Führer durch die römischen Ausgrabungen bei Haltern, Haltern 1902
Bendix Trier (Hrsg.): 2000 Jahre Römer in Westfalen, Münster 1989
Lutz Walther (Hrsg.): Varus, Varus! Antike Texte zur Schlacht im Teutoburger Wald, Stuttgart 2008
C. Wehrmann: Bericht über die vorgenommenen Ausgrabungen nach etwaigen Resten des römischen Castells Aliso im Dorfe Elsen, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 53 (1895), S. 134 f.
Rainer Wiegels: Die Varusschlacht - Wendepunkt der Geschichte?, Stuttgart 2007
Reinhard Wolters: Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien, München 2008
(Anmerkung: Die beiden letztgenannten Bücher sind besonders gut geeignet für eine Einführung in die Gesamtproblematik auf neuestem wissenschaftlichem Stand.)
Günter Wißbrock

Bischof Meinwerk von Paderborn und die Ersterwähnung Elsens

Einleitung

Man lernt es schon in der Grundschule: Im Jahre 1036 wird Elsen zum ersten Mal erwähnt. In nicht allzu ferner Zukunft steht also das 1000-jährige Ortsjubiläum bevor.

Mancher Elsener wird es vielleicht noch etwas genauer wissen: Elsen wird in der Gründungsurkunde des Bischofs Meinwerk (1009 - 1036) vom 25. Mai 1036 für das Paderborner Stift Busdorf in der mittelalterlichen Namensform "Ilasan" als einer der Höfe genannt, mit dessen Zehnten das Stift ausgestattet wurde.

In diesem Jahre jährt sich zum tausendsten Male die Übernahme des Bischofsstuhls durch Meinwerk, den bedeutendsten Paderborner Bischof des Mittelalters. Am 23. Oktober wird deshalb unter dem Titel "Für Königtum und Himmelreich" im Diözesanmuseum und in der Kaiserpfalz eine große Ausstellung über ihn eröffnet.

Das gibt uns den Anlass, einmal genauer nach den näheren Umständen der Ersterwähnung Elsens zu fragen. Also: Was wissen wir über Herkunft, Werdegang und Amtsführung Bischof Meinwerks, besonders auch über seine Bautätigkeit? Welche Kenntnisse haben wir über Meinwerks Motive zur Errichtung des Busdorfstifts? Welche Funktion hat speziell die Busdorf-Gründungsurkunde? Aus welchem Grund und in welchem Zusammenhang wird Elsen hier erwähnt?

Herkunft und Ausbildung Bischof Meinwerks

Meinwerk entstammte der Familie der Immedinger, einem der vornehmsten und vermögendsten Adelsgeschlechter des mittelalterlichen Reiches, dessen verstreuter Landbesitz von den heutigen Niederlanden bis in den Leinegraben reichte. Nicht nur der Reichtum, sondern auch die Abstammung von bedeutenden "Spitzennamen" machte den Stolz und den Einfluss des Geschlechtes aus, konnte sich doch Meinwerks Mutter Adela zu den Nachfahren Karls des Großen rechnen und sein Vater, Graf Imad, als seinen Ahnherren den Sachsenherzog Widukind, den Gegner Karls des Großen, benennen. Weil auch Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I. (919 - 936), aus dem Geschlecht Widukinds stammte, betrachteten sich die Immedinger darüber hinaus als verwandt mit dem sächsischen Königshause.

Als nachgeborener Sohn von seinen Eltern für eine geistliche Laufbahn bestimmt, wurde Meinwerk an die Domschule zu Halberstadt geschickt, von wo er später zur weiteren Ausbildung an die damals führende Domschule zu Hildesheim wechselte, wo der spätere Kaiser Heinrich II. sein Mitschüler war. Nach einer Zwischenstation als Domherr in Halberstadt berief ihn Otto III. als Kapellan in die königliche Hofkapelle und ernannte ihn zum Kardinaldiakon der Aachener Pfalzkapelle. Hofkapelläne waren nicht nur Geistliche bei Hofe, sondern hatten daneben vielfältige Aufgaben in der Hofverwaltung und der Kanzlei zu übernehmen. Wegen ihrer Königsnähe und ihrer Qualifikation im Reichsdienst galten sie als besonders geeignet für die spätere Übernahme eines Bischofsamtes.

Vornehme Abkunft und Reichtum, verwandtschaftliche Beziehungen zum Herrscherhaus, exzellente Ausbildung und ein königsnaher beruflicher Wirkungskreis - bei Meinwerk kam alles zusammen, was ihn nach damaligen Vorstellungen für eine geistliche Führungsposition prädestinierte.

Meinwerks Ernennung zum Bischof

Nach dem frühen Tode Ottos III. im Jahre 1002 blieb Meinwerk zunächst auch unter dessen Nachfolger Heinrich II. Hofkapellan. Als dann im Jahre 1009 der Paderborner Bischof Rethar starb, schickte die Paderborner Kirche eine Gesandtschaft an den Hof Heinrichs II., der sich damals in der Kaiserpfalz Goslar aufhielt, und bat um die Ernennung eines neuen Bischofs. Bezeichnend für die Zeit vor dem großen Investiturstreit, in dem sich die Kirche aus der Umklammerung durch die weltliche Macht zu befreien suchte, ist, dass der König - und nicht etwa die Geistlichkeit des Bistums oder gar der Papst - noch weitgehend das Sagen bei Bischofsernennungen hatte, soweit nicht das jeweilige Domkapitel ein verbrieftes Recht der freien Bischofswahl vorzeigen konnte. Meinwerks Lebensbeschreibung berichtet, König Heinrich II. habe seinem durch Reichtum und hohen Adel ausgezeichneten Hofkapellan nach Beratung mit den am Hofe anwesenden Fürsten und Bischöfen einen Handschuh überreicht, wahrscheinlich ein altes Belehnungssymbol. Auf Meinwerks Nachfrage, welches Amt er denn übertragen bekommen solle, habe der König geantwortet: "Die Bischofswürde der Paderborner Kirche". Meinwerk habe darauf entgegnet, er könne sich von seinem Vermögen ein glänzenderes Bistum aufbauen als das arme Paderborn. Er dachte wohl daran, dass im Jahre 1000 durch einen furchtbaren Stadtbrand in Paderborn nahezu alle wichtigen Gebäude einschließlich des Domes und der Kaiserpfalz in Schutt und Asche gefallen waren. Der König aber behielt das letzte Wort: Gerade weil Meinwerk so vermögend sei, könne er der Armut der Paderborner Kirche am besten abhelfen. Darauf willigte Meinwerk in seine Ernennung ein und wurde am folgenden Sonntag von Erzbischof Willigis von Mainz und den anderen anwesenden Bischöfen geweiht.

Meinwerks Wirken als Bischof

Ein Bischof der Zeit um 1000, also der Ära der ottonischen und salischen Könige und Kaiser, hatte einen ganz anderen Aufgabenbereich zu bewältigen als ein heutiger Bischof.

Zwar war ihm natürlich auch die geistliche Leitung seiner Diözese anvertraut, aber daneben gab es eine Fülle von sehr weltlichen Verpflichtungen.

So war Meinwerk gleichzeitig Graf in drei Grafschaften, die zusammen seinen weltlichen Herrschaftsbereich, das Hochstift, bildeten. Außerdem hatte er sich um die Verwaltung der ererbten oder durch Schenkung erworbenen Güter zu kümmern.

Vor allem aber war er durch Tätigkeiten im Dienste des Königs bzw. Kaisers, das so genannte "servitium regis", stark in Anspruch ge-



Ausschnitt der Deckplatte des Dom-Tragaltars (um 1120): Bischof Meinwerk erhebt bei der Feier der Messe den Kelch mit Pantene und Hostie empor und die Hand Gottes nimmt das Opfer an.

nommen. Darunter verstand man sein Wirken als Ratgeber, Diplomat und Begleiter des Königs, das ihn zu weiten Reisen, z. B. mehrfach nach Rom, und langen Aufenthalten außerhalb seiner Diözese führte. Ganz fremd ist uns heute, dass Meinwerk auch Kontingente für die Kriegszüge des Herrschers aufzubieten hatte und persönlich daran teilnahm.

Eine zentrale Aufgabe im Reichsdienst war die Gastung des Königs und seines Gefolges, denn das mittelalterliche Reich hatte keine feste Hauptstadt, sondern ein Reisekönigtum. Wenn der König mit großem Gefolge, manchmal über 1000 Personen, anreiste und sich im Extremfall mehrere Wochen in der Paderborner Kaiserpfalz aufhielt, war das jedes Mal für Bischof Meinwerk eine gewaltige logistische Aufgabe. Offensichtlich zeigte er sich ihr aber bestens gewachsen, wie die sich steigernden lobenden Formulierungen der Königsurkunden bestätigen, durch die ihm als Dank für seinen Eifer im Königsdienst reiche Güterschenkungen zuteil wurden. Heinrich II. ist zur Zeit Bischof Meinwerks siebenmal, sein Nachfolger Konrad II. achtmal, oft zu den hohen Festtagen, in Paderborn bezeugt. Konrad II. hat keinen Ort im Reiche häufiger besucht.

Meinwerk als Bauherr

Sein persönlicher Reichtum und die erworbenen Güter waren die finanzielle Basis dafür, dass Meinwerk wie kein anderer Bischof vor ihm und nach ihm seine Bischofsstadt massiv ausbaute, so dass er mit vollem Recht nach Karl dem Großen als der zweite Gründer Paderborns gilt.

Kaum im Amt, ließ er den nach dem verheerenden Stadtbrand des Jahres 1000 von seinem Vorgänger Rethar begonnenen Neubau des Domes abreißen und ihn in anderer Form neu errichten.

Nördlich des Domes erbaute er die Kaiserpfalz größer und repräsentativer als den Vorgängerbau Karls des Großen. Zu ihrem Ensemble gehören nicht nur die Pfalzaula und der Wohntrakt, sondern auch die Bartholomäuskapelle. Dieser wohl 1017 geweihte Bau ist eine besondere architektonische Kostbarkeit, weil er, errichtet durch wahrscheinlich in Rom angeworbene griechische Bauleute, durch seine komplizierten Hängekuppeln, seine einzigartigen Säulenkapitelle und die Form der Hallenkirche in Teilbereichen gänzlich aus dem Rahmen dessen fällt, was damals technisch und geschmacklich nördlich der Alpen möglich und üblich war. "Im Schatten des Domes stehend, stellt sie den Dom in den Schatten", urteilte der bedeutende Kunsthistoriker Dehio über die Kapelle.

Auch der Vorgängerbau der Alexiuskapelle im Garten des heutigen Michaelsklosters geht auf Meinwerk zurück, allerdings hat er nach den Forschungen der Historikerin Dr. Ursula Hoppe wohl an anderer Stelle, nämlich als Torkapelle am Eingang zur Domburg vom Schildern aus gestanden.



Darstellung Meinwerks mit der zweitürmigen Abdinghofkirche am Rotho-Grabmal in Paderborner Dom (um 1450)

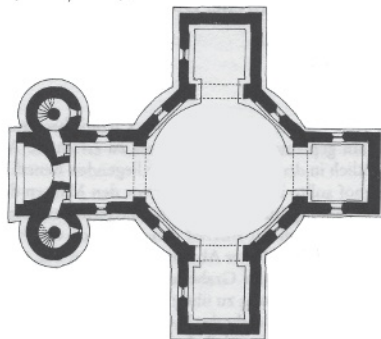
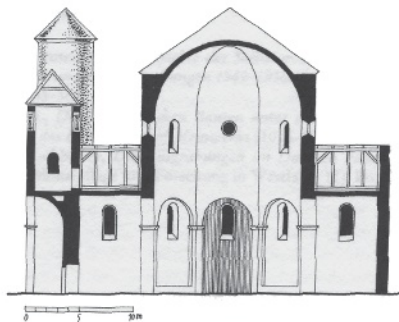
Südwestlich des Domes baute Meinwerk seine Bischofspfalz, von der Grundmauern und Ecksteine unter und neben dem Diözesanmuseum noch heute Zeugnis ablegen. Ebenfalls ließ er die karolingische Mauer um den ganzen Dombezirk erneuern. Westlich des Domes ließ er das Benediktinerkloster Abdinghof,



Bischof Meinwerk mit dem Modell der Abdinghofkirche, liegend dargestellt auf dem Grabmal Bischof Dietrichs von Fürstenberg († 1618) im Paderborner Dom

die heutige evangelische Kirche, errichten und östlich des Domes das Kollegiatstift Busdorf. Beide Kirchen liegen mit dem Dom genau auf einer West-Ost-Achse. Die Lebensbeschreibung Meinwerks berichtet, dieser habe vorgehabt, auch im Süden der Stadt auf dem Kamp und im Norden "in Sulithe" jeweils eine Kirche zu errichten, so dass Paderborn dann unter einem Kirchenkreuz mit dem Dom im Schnittpunkt gestanden hätte, mit seinen vier Himmelsrichtungen sozusagen einem Abbild des Erdkreises. Eine solche Konzeption ist für das 11. Jahrhundert auch an anderen Orten, z. B. in Fulda, Bamberg, Aachen und Utrecht bezeugt. Dass hinter Meinwerks Bauen eine spirituelle Idee stand, wird aber erst recht deutlich, wenn man einen weiteren Aspekt beachtet: Die Abdinghofkirche sollte in ihrer Basilikabauweise nach dem Vorbild von Alt-St. Peter und mit ihren Patronen Petrus und Paulus Rom versinnbildlichen. Für den Bau der Busdorfkirche wurde Abt Wino von Helmarshausen eigens auf eine Pilgerfahrt nach Jerusalem geschickt, um dort die Maße der Grabeskirche und des Grabes Jesu Christi zu ermitteln. Das Kirchenkreuz sollte also an seinem Querbalken im Westen Rom und im Osten Jerusalem als die beiden Hauptzentren der Heils- und Kirchengeschichte abbilden. Eine vor anderen glänzende Stadt sollte entstehen, aber vor allem sollten Stadt und Bischof durch die Gebete der den fünf Kirchen zugeordneten geistlichen Gemeinschaften geschützt und bewahrt werden.

Ausgrabungen durch den damaligen Busdorf-Vikar Klemens Honselmann im Jahre



Rekonstruktion der Busdorfkirche des 11. Jahrhunderts

1935 im Gartengelände zwischen Chor und Pastorat der Busdorfkirche förderten eine Rotunde mit vier quadratischen Anbauten nach den vier Himmelsrichtungen zutage. Das aufgehende Mauerwerk auf dem runden Fundamentbau hatte die Form eines Achtecks. Die Seitenwände des westlichen der vier Flügelbauten sind im Chor der heutigen Busdorfkirche noch teilweise erhalten.

Die Gründungsurkunde des Busdorfstifts

In der Gründungsurkunde des Busdorfstifts, die am 25. Mai 1036 ausgestellt ist, geht Meinwerk direkt auf den Jerusalembezug der Busdorfkirche ein: Er habe sie "außerhalb der Stadt Paderborn nach Osten hin" im Dorfe Aspethera errichten lassen "als ein Abbild der heiligen Jerusalemkirche und zur Ehre der heiligen Gottesmutter und immerwährenden Jungfrau Maria sowie der heiligen Apostel Petrus und Andreas, um jenes himmlische Jerusalem zu erlangen."

Der letzte Halbsatz macht das Motiv Meinwerks für seine Stiftung deutlich: Es ging ihm um sein Seelenheil, denn in der Offenbarung des Johannes ist das "himmlische Jerusalem" ein Bild für das Himmelreich. Eine solche Stiftung um der ewigen Seligkeit willen nennt man ein "Seelgerät".

Für Bischof Meinwerk eröffneten sich auf diese Weise gleichzeitig drei Wege, um am Jüngsten Tage vor Gottes Gericht bestehen zu können: Einmal konnte er hoffen, dass für seine gute Tat des Stiftens einer geistlichen Institution die angemessene Belohnung im Jenseits nicht ausbleiben würde, wie es im Mittelalter, das stark in den Kategorien der Werkgerechtigkeit dachte, allgemeine Überzeugung war. Zum Zweiten konnte er auf die Wirkmächtigkeit der Heiligen, mit deren Reliquien er seine Kirchen ausstattete, vertrauen. Und drittens ließ er bestimmen, dass in ihnen unablässig durch die jeweiligen geistlichen Gemeinschaften seine und seiner Angehörigen Memoria gepflegt, also ständig für ihn und sie gebetet werden sollte.

Anders als Abdinghof war das Busdorfstift kein Kloster, sondern ein Kollegiat- oder Kanonikerstift. Hier lebten also nicht Mönche, sondern – nach dem Vorbild der Jünger Jesu – zwölf Weltgeistliche und ein Propst an ihrer Spitze in einem nach den Vorschriften des Kirchenrechts ("canones") geregelten gemeinsamen geistlichen Leben. Zugleich war ihnen die Pfarrseelsorge in mehreren heute wüsten kleinen Orten im Südosten Paderborns anvertraut.

Geistliche aber erhielten im Mittelalter nicht etwa wie heute ein festes Gehalt, sondern sie bestritten ihren Lebensunterhalt vor allem aus zwei Quellen, den Stolgebühren, den Abgaben der Gläubigen für geistliche Amtshandlungen, wie Taufen, Eheschließungen und Beerdigungen, und aus den Einkünften ihnen zugewiesener Besitzungen.

Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass die Busdorf-Gründungsurkunde neben dem frommen Motiv und dem ebenso frommen Zweck der Stiftsgründung auch etwas höchst Weltliches ansprechen muss, nämlich die materielle Absicherung der Stiftsherren, die Besitzausstattung des Stifts, auch Dotation genannt.

Dazu überträgt Meinwerk dem Stift erstens mehrere ererbte oder erworbene Höfe. Zweitens folgt dann eine lange Reihe von 19 bischöflichen Haupthöfen mit insgesamt 71 davon jeweils abhängigen Unterhöfen, so genannten "Vorwerken", deren Zehnte der Bischof dem Stift überträgt. Einen solchen von einem Verwalter ("Meier") bewirtschafteten Haupthof ("curtis") mit mehreren zugehörigen Vorwerken bezeichnet man als Villikation oder auch Fronhofsverband. Weitgehend lebten die Kanoniker des Busdorfstifts also von einer Art "Gewinnbeteiligung" der bischöflichen Haupt- und Unterhöfe.

7 pauerit ne aliqua discipulorum fuerit, comitatu
 q̄ situs ē in Cluu in gaugumano comite, hoc
 decernit ut si quis diabolica suasio seductus
 hec iuregeret: seas se odiū dī, scilicet, et habetur
 700 libras auri puri 7 posturū, medietate
 regie camera, medietate pacis ecclie.
 Queris autē Winone abbe d̄ ierosolimis, 7 m̄
 iuris edē ecclie 7 Sepulchri s̄ci reliq̄al deferen
 te, cep̄ ep̄c̄ ad similitudinē et eccliam iherosol
 sic dī genuit 7 p̄p̄tē uirginis marie ac beator
 ap̄ta s̄c̄m 7 Andree cetera p̄therbrunnensē or
 uitate orientali parte constructe, in qua cano
 nicos dō seruientes congregauit: quib̄ uicib̄ 7
 uestris debonit̄ p̄s̄ ministrauerit. Ceterū autē
 constructa ecclia sententiā d̄ē mortis sibi an
 mittere, archiep̄s̄ Bardone agoniz̄. Herman
 nū colonien̄sē, et Brunonē ep̄m̄ Weroburgensē
 se alioq̄: ceterq̄: testamento anno d̄nc̄p̄ in car
 nat̄ 1020. Ind̄. iiii. viii. k̄ lunis ea d̄dicauit.
 In ip̄a autē die s̄c̄ificatio ecclie b̄ndictioe pa
 da, an̄ missae s̄c̄ificatio sermone ad p̄p̄m̄ finito,
 morte alia ecclia dō s̄fecit ea d̄cauit, d̄ns̄
 et cur̄e unā i Thelone ḡ exhereditate pat̄na
 possidet, duas p̄c̄are acq̄sit̄, unā i Wallerh̄, al
 terā i Ascha, 7 unū uore were i Ascha, unā cur
 rē i Valle. Quā d̄ p̄d̄s̄ i consensu tamē n̄ ha
 bebāt ut sufficere poss̄ ad usus ecclie ac dō serui
 entū in ea, consilio fidelit̄ suę accepto. S̄c̄m̄

subter scriptis d̄ dominicalibus currib̄ ad ep̄atū p̄i
 nentib̄ et d̄ ecclie debet. Quatuor p̄ma ē Grenhul.
 7.iii. uore were ad eā p̄nentes. S̄c̄m̄. Ben
 n̄dula. Loffilla. Bedinghuson. Heddinghuson. Bal
 henghlar. Hilmar. Suafharon. Berghuson.
 Brochhuson. Balhornon. Patherbrunnon.
 S̄c̄m̄. 7.iii. uore were ad eā p̄nentes. Hore
 chorpe. Holche. Swardallen. Nigenhus. 7.iii.
 uore were ad eā p̄nentes. Ascha. Ascha. Bruch
 Tuna. Behumun. 7.iii. uore were ad eā p̄nentes.
 Hengh. Clinere. Brochhuson. Aslan. Berghuson.
 7.ii. uore were ad eā p̄nentes. Hjalanchuson.
 Hleginhufon. Burghuson. Hēp̄n. Hamantine
 chorpe. Hikestehon. 7.iii. uore were ad eā p̄nē.
 Huf. Vnrecallon. Chama. Helagankhyran. 7.ii. uo
 uore were ad eā p̄nentes. Al danthorpe. Barding
 chorpe. Luthrehe. 7.ii. uore were ad eā p̄nē.
 Badenbrohe. Breca. Hogenhuson. 7.iii. uore were ad e. p.
 Rochbehuson. Berga. Holstmann. duo. Agginh
 son. 7.ii. uore were ad eā p̄nē. Sandenbikē. Ho
 ma. Sarnochorpe. S̄c̄m̄. Harnochorpe. 7.ii.
 Hise. 7.iii. uore were ad eā p̄nē. Dalre. Leue
 rnochorpe. Himallan. Daddanhuson. Hurnhall.
 7.ii. uore were ad eā p̄nē. Wergst. Thesli. Bre
 cal. Hemmadasson. Bussallon. Balburg. 7.ii. uo
 red ad eā p̄nē. Balburg. Astnecere. Warburg. a
 7.iii. uore were ad eā p̄nē. unū tēp̄a uilla. West
 nedet. Aldagasson. Hudeon. 7.ii. uore were ad eā p̄.

Ersterwähnung Elsens als „llasan“ (Abschrift der Busdorf-Gründungsurkunde in der Lebensbeschreibung Bischof Meinwerks)

Die Ersterwähnung Elsens

Im Original liegt die Busdorf-Gründungsurkunde zwar nicht mehr vor, wohl aber in zwei Abschriften. Die älteste davon ist in die um 1165 von Abt Konrad von Abdinghof verfasste Lebensbeschreibung Bischof Meinwerks aufgenommen. Hier wird als einer der Fronhofsverbände auch der Haupthof Nigenhus (Neuhaus) mit den vier Vorwerken llasan (Eisen), Ascha (?), Bruch (Brockhof) und Tuna (Thunehof) genannt. Eine zweite Abschrift aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts hat dagegen statt "llasan" die Namensform "Elesen".

Nigenhus 7 quor uore were ad eam p̄nentes Elesen Ascha Bruch Tuna

Ortsname „Elesen“ (in einer Abschrift der Busdorf-Gründungsurkunde aus dem 15. Jahrhundert)

"llasan" hat offensichtlich bis zum 15. Jahrhundert jenen Prozess mitgemacht, der sich auch sonst in der Entwicklung der deutschen Sprache vom Mittelalter zur Neuzeit häufig belegen lässt: die durch "Maulfaulheit", also nachlässige Aussprache bewirkte Ersetzung der farbig klingenden Vokale a, i, o und u durch das farblose e, was die Sprachwissenschaftler als "Ergrauung der Vokale" bezeichnen. Festhalten können wir auf jeden Fall, dass Elsen zu den Höfen gehörte, von denen der schon im Alten Testament bekannte Zehnt, also eine Abgabe in Höhe des zehnten Teils aller Erträge, an das Busdorfstift zu entrichten war. Als Letztes teilte Meinwerk dem Stift auch noch die Zehnten seiner Großviehherden und Bienenschwärme in der Senne und die Nutzung einiger Waldungen zu.

Schluss

Die Kirchweihe des Busdorfstifts fand am 25. Mai 1036, dem Tage, an dem auch die Gründungsurkunde datiert ist, in Anwesenheit einer Reihe außerordentlich prominenter Gäste statt. Zugegen waren nicht nur die Erzbischöfe Bardo von Mainz und Hermann von Köln und der Würzburger Bischof Bruno, sondern sogar auch Kaiser Konrad II. mit seiner Gemahlin Gisela.

Meinwerk, der seinen Tod nahe bevorstehen fühlte, starb bereits elf Tage später am 5. Juni 1036.

Als seine Grablege hatte er das Abdinghofkloster bestimmt. Nach der Säkularisation 1806 gelangten seine Gebeine in die Busdorfkirche, wo sie bis heute in einem Steinsarkophag im Hochchor ruhen. Die Grabplatte des Bischofs, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschaffen wurde, befindet sich heute in der Bischofsgruft des Domes, zwei Abgüsse davon in der Kaiserpfalz und neuerdings auch in der Abdinghofkirche. So wird in allen wichtigen Gebäuden, die (oder deren Vorgängerbauten) er errichtet hat, bis heute an den großen Bischof erinnert.

Benutzte Literatur:

Manfred Balzer: Zeugnisse für das Selbstverständnis Bischof Meinwerks von Paderborn, in: Norbert Kamp/Joachim Wollasch (Hg.) : Tradition als historische Kraft, Berlin 1982, S. 267 - 296
Manfred Balzer: 1009 - 1036 Meinwerk von Paderborn - Ein Bischof in seiner Zeit, Paderborn 1986

Hermann Bannasch: Das Bistum Paderborn unter den Bischöfen Rethar und Meinwerk, Paderborn 1972

Hans Jürgen Brandt/Karl Hengst: Die Busdorfkirche in Paderborn 1036 -1986, Paderborn 1986

Margarete Niggemeyer/ Elmar Nübold: Die Busdorfkirche in Paderborn, Paderborn 2002

Hans Jürgen Rade: 1000 Jahre Bischof Meinwerk von Paderborn, in: die warte, Nr. 142/ Sommer 2009, S. 33 - 37

Klaus Terstesse: Das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn. Erste deutsche Übersetzung der von Franz Tenckhoff 1921 herausgegebenen Vita Meinwerki, Paderborn 2001



Busdorfkirche mit Kreuzgang heute



Grabplatte Bischof Meinwerks im Dom

Günter Wißbrock

Feste und Feiern in Elsen in der Zeit des „Dritten Reiches“ Was die Chronik berichtet

Wenn man an die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland denkt, fallen einem mit Sicherheit nicht zuerst Feste und Feiern ein, sondern eher ein düsteres Tableau, das unter anderem mit den Stichwörtern Abbau von Demokratie und Rechtsstaat, gewaltsame Unterdrückung von Andersdenkenden, Rassismus, Judenvernichtung und Entfesselung des mörderischen Zweiten Weltkriegs umschrieben werden kann.

Umso unverständlicher erscheint heute, wie ein solches Regime jahrelang von der Begeisterung großer Teile der deutschen Gesellschaft getragen werden konnte. Nicht zufällig hat deshalb der Münsteraner Historiker Hans-Ulrich Thamer sein großes Werk über das „Dritte Reich“ mit dem Doppeltitel „Verführung und Gewalt“ überschrieben. In der Veranstaltung und der Gestaltung von Festen und Feiern widerspiegelt sich ein Teilaspekt der groß angelegten Verführung des deutschen Volkes durch die NS-Ideologen.

Deshalb ist es lohnend und interessant, die Chronik der Gemeinde Elsen für die Jahre 1933 bis 1945 einmal unter diesem Thema genauer durchzusehen.

Als erstes fällt auf, dass die Berichte über Feste und Feiern ab 1933 einen wesentlich breiteren Raum in der Chronik einnehmen als in den Jahren der Weimarer Republik (1918-1933). Natürlich gab es auch damals schon Feste der Schützen, Turner, Krieger und Sänger, und das blieb auch nach 1933 so. So heißt es z.B. zum Jahre 1934: „Es wurden auch in diesem Jahre wieder viele Feste gefeiert, und zwar der Hauptschützenverein von Elsen, der Schützenverein von Gesseln, der Schützenverein Heimatliebe auf dem Rüberge, der Bürgerverein von Nesthausen und der Kriegerverein. Der Turnverein Elsen feierte sein 40-jähriges Jubelfest, verbunden mit dem Bezirksturnfest, wozu viele fremde Vereine erschienen waren.“

Aber es sind nicht etwa diese in Elsen geläufigen Festlichkeiten, deren Verlauf in der Chronik ausführlicher dargestellt wird, sondern vor allem drei neu durch die NS-Machthaber eingeführte Staatsfeiertage: der 1. Mai, der Heldengedenktag und der Erntedanktag. Hinzu kommen verordnete Feiern aus Anlass politischer Erfolge Hitlers und auch die Teilnahme einzelner Elsener an gigantisch inszenierten Massenveranstaltungen (Zentrales Erntedankfest auf dem Bückeberg bei Hameln; Reichsparteitage der NSDAP in Nürnberg).

Der 1. Mai

Besonders aufschlussreich sind die Vorgänge um den 1. Mai. Dieser hatte sich schon seit 1890 als Kampftag der internationalen Arbeiterbewegung eingebürgert, an dem die Gewerkschaften und die sich als Arbeiterparteien verstehenden Sozialisten und Kommunisten ihre sozialpolitischen Forderungen demonstrativ zum Ausdruck brachten. Hitlers Reichsregierung kam diesen Gruppen scheinbar entgegen, indem sie den 1. Mai ab 1933 unter der Bezeichnung „Tag der nationalen Arbeit“ zum arbeitsfreien Feiertag erklärte. Am 2. Mai 1933 aber wurden die Gewerkschaften, die sich noch am Vortage an den NS-Maifeiern beteiligt hatten, zerschlagen, die Gewerkschaftshäuser in ganz Deutschland durch SA-Männer besetzt, führende Gewerkschaftsfunktionäre in „Schutzhaft“ genommen und die Mitglieder zwangsweise in die am 10. Mai gegründete nationalsozialistische „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF) eingegliedert.

Die Benennung des neuen Feiertages als „Tag der nationalen Arbeit“ ist in doppelter Hinsicht verräterisch: Ein internationaler Kampftag wurde zum nationalen Feiertag umdeklariert und indem vom Tag der „Arbeit“ (nicht der „Arbeiter“!) die Rede war, wurde es möglich,

den 1. Mai zum Tag aller „Schaffenden“, also auch der Unternehmer, umzufunktionieren. In Zukunft wurde also die „Volksgemeinschaft“, die angebliche Interessenidentität aller Deutschen in ihrer Zustimmung zum politischen Wirken des „Führers“ als Inkarnation des Volkswillens zelebriert.

Diese Umdeutung des 1. Mai scheint dem Elsener Chronisten zunächst noch gar nicht recht bewusst gewesen zu sein, denn 1933 spricht er noch vom „Nationalarbeitertag“, 1935 und 1936 dann vom „Tag der Arbeit“, 1937 vom „Nationalen Feiertag“, und erst 1938 benutzt er zum ersten Mal die korrekte offizielle Bezeichnung „Tag der nationalen Arbeit“.

Wie wurde nun dieser neue Feiertag in Elsen begangen?

Obwohl er, wie gesagt, den 1. Mai als „Nationalarbeitertag“ bezeichnet, spricht der Chronist 1933 davon, an diesem Tage sei „die Neuerrichtung des Deutschen Reiches ... gebührend gefeiert“ worden. Die Zielrichtung des Tages war also von den sozialpolitischen Forderungen der arbeitenden Bevölkerung hin zur Feier der Machtergreifung Hitlers umgepolt worden. Den Tagesablauf skizziert der Chronist dann stichwortartig folgendermaßen: „Morgens um 8 Uhr Hochamt mit Predigt. Darauf Anhörung des Rundfunks von Berlin. Nachmittags 6 Uhr Umzug durch das Dorf, Festrede auf dem Sportplatze, Anhörung des Rundfunkprogramms des Reichskanzlers Hitler, gemeinsames Beisammensein und Tanz in den Wirtschaften“. Es wurde also versucht, auch die Kirche in den Ablauf des Tages mit einzubeziehen, so dass der 1. Mai beinahe auf die Höhe der altüberlieferten kirchlichen Feiertage gehoben wurde. Auffällig ist dann das zweimalige gemeinsame Rundfunkhören, durch das die Suggestion der Berliner Massenveranstaltungen und der Rede Hitlers auf die Elsener Feier abfärben und ihr die inhaltliche Ausrichtung geben sollte. Den NS-Machthabern ging es also nicht



Werbepplakat für den „Volksempfänger“, Wien 1938

nur um die Inszenierung der „Volksgemeinschaft“ und die Machtdemonstration der Partei bis ins letzte Dorf, sondern vor allem auch um die Erfassung und Indoktrination möglichst aller Einwohner durch die NS-Propaganda.

Dazu bedienten sie sich des damals noch recht neuen Massenmediums Rundfunk. Der verstaatlichte Rundfunk als wichtigstes Massenbeeinflussungsinstrument unterstand ab März 1933 dem neu gegründeten Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unter Joseph Goebbels. Der verordnete Gemeinschaftsempfang diente der in den Anfangsjahren noch nicht erreichten Vollversorgung, die aber als Zielperspektive auf Dauer angepeilt wurde. 1933 gab es im Reich 4,4 Millionen Geräte, 1943 dagegen 16,2 Millionen, meist so genannte „Volksempfänger“. Bis zum Kriegsbeginn 1939 war die Zahl der Haushalte, die Radios besaßen, von 25% im Jahre 1933 auf 70% gestiegen.

Festrede und Festzug sind ebenfalls immer wiederkehrende Elemente der

Feierberichte in der Elsener Chronik. Dabei betont der Chronist die Beteiligung „aller Stände“, was genau in das Bild der NS-Volksgemeinschaftsideologie passt. Vergessen wird auch nie der entspannende Abschluss des Festes mit Geselligkeit, Tanz und Aufhebung der Polizeistunde.

1936 wurde das Programm noch durch ein besonderes Ritual erweitert, die Fahnenweihe der Deutschen Arbeitsfront (Ortsgruppe Elsen) durch den NS-Gauinspekteur Landrat Friedrich Homann. Jugendliche veranstalteten am Morgen einen gesonderten Festzug mit Spielen und Tänzen. 1938 schreibt der Chronist nicht, „alle Stände“, sondern „sämtliche Formationen“ hätten am Festzug teilgenommen. Man beteiligte sich also nicht individuell, sondern im Kollektiv der unterschiedlichsten Vereine und NS-Gruppen. Außerdem heißt es 1938 – was sicher auch schon für frühere Festtage gilt – , das Dorf habe „reichen Fahnschmuck angelegt“. 1939 steigert der Chronist diese Feststellung noch. Jetzt heißt es: „Sämtliche Häuser hatten Flaggenschmuck angelegt.“ Natürlich sind damit die Hakenkreuzfahnen gemeint, die seit 1935 auch offizielle Reichsflaggen waren. 1939 kam zu dem üblichen Ablauf noch ein Fackelzug am Vorabend des 1. Mai hinzu.

Schlagartig ändern sich die Nachrichten über den Feiertag mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. 1940 heißt es: „Der 1. Mai ... wurde dies Jahr in aller Stille begangen. Die Betriebe hatten Feiertag, landwirtschaftliche Arbeiten durften verrichtet werden.“ Betriebsfeiern fanden nicht mehr statt.

Der Heldengedenktag

Neben dem 1. Mai war der alljährliche Heldengedenktag ein typischer NS-Feiertag. Auch hier wurde an bereits Bestehendes angeknüpft. Es gab nämlich schon seit 1923 in der Weimarer Republik einen Volkstrauertag, allerdings nicht als gesetzlichen Feiertag, an dem das deutsche Volk die gefallenen Soldaten des Ersten Weltkrieges ehrte. Durch die Umbenennung in „Heldengedenktag“ wurde aber der Akzent dieses Gedenktages von der Trauer um die Kriegstoten verlagert auf den Kult um die Helden des Krieges, die zugleich zu Vorbildern für neues militärisches Heldentum ernannt wurden.

Anders als der heutige Volkstrauertag wurde der „Heldengedenktag“ auch nicht etwa im „Trauermonat“ November gefeiert, also am Ende des Kirchenjahres, das theologisch durch die Themen Tod, Zeit und Ewigkeit bestimmt wird, sondern im März. Dieser ist nach dem römischen Kriegsgott Mars benannt. Im März sammelten sich alljährlich die römischen Soldaten auf dem Marsfeld in Rom zu neuen kriegerischen Unternehmungen. Dass es den NS-Machthabern weniger um das Gedenken an die Toten und die Mahnung zu Verständigung, Versöhnung und Frieden ging, sondern um den Aufruf zu neuem militärischen Heldentum, wird auch darin deutlich, dass als Datum des Heldengedenktages 1939 der 16. März bestimmt wurde, an dessen Vorabend 1935 durch Hitler entgegen den Bestimmungen des Versailler Vertrags die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt worden war.

Wie stark auch der Ablauf der Feierlichkeiten dieses Tages normiert und ritualisiert war, wird 1939 deutlich: Der Chronist schreibt einfach seine Darstellung des Elsener Heldengedenktags von 1938 wortwörtlich ab. Festzug zum Kriegerdenkmal, Kranzniederlegung und Festansprache waren die Programmpunkte. Teilnehmer waren wieder „alle Formationen“, also die NSDAP und ihre Gliederungen und die Kriegerkameradschaft, die in militärischer Ordnung angetreten waren.

1942 ist der Bericht ausführlicher. Nun erfährt man auch genauer, welche Gruppen am Kriegerdenkmal vertreten waren: „Die Partei, die DAF, die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt), der NS-Reichskriegerbund, die DRK-Bereitschaft Elsen, die Hitlerjugend und das Jungvolk.“ Die Bevölkerung ist also vom 10. Lebensjahre an (Jungvolk) in allen möglichen



Hitlerjugend-Fanfarenzug Elsen vor dem Kriegerdenkmal an der Wewerstraße 1940 (damals Adolf-Hitler-Straße)

auch hier eine zentrale reichsweite Veranstaltung mit Feiern vor Ort kombiniert. Zu den Jahren 1935 und 1936 heißt es in der Elsener Chronik jeweils, an dem zentralen Erntedankfest auf dem Bückeberg bei Hameln, „wo der Führer anwesend war“, hätten viele Elsener teilgenommen. Für das Jahr 1937 ist eine Gesamtteilnehmerzahl von 1,2 Millionen Menschen bei dieser Massenveranstaltung überliefert, bei der Hitler und der Reichsbauernführer Richard Walther Darré die Landbevölkerung mit ihrer Blut- und Boden-Ideologie für sich zu gewinnen suchten. Eine

Erntedankfest 1937 auf dem Bückeberg mit 1,2 Millionen Teilnehmern



NS-Gruppen erfasst, und auch die Kriegerkameradschaft ist inzwischen zu einer NS-Formation gleichgeschaltet worden. Die Festrede hält bezeichnenderweise der Propagandaleiter der Ortsgruppe Elsen der NSDAP. Die Gedenkfeier endet „mit dem Gruß an den Führer“.

Das Erntedankfest

Die Ursprünge des Erntedankfestes reichen bis in vorchristliche Zeiten zurück. Seit dem 3. Jahrhundert ist es auch in der christlichen Kirche belegt. Heute wird es in den Kirchen beider Konfessionen gegen Ende September/Anfang Oktober als Dank an Gott für die Ernte des Jahres gefeiert, auch wenn es kein offizieller Bestandteil des Kirchenjahres ist. Hitler hat auch dieses Fest durch Veränderung seines Charakters der NS-Propaganda nutzbar gemacht. Seit 1934 war das Erntedankfest einer der nationalen Feiertage des NS-Regimes, festgelegt auf den 1. Sonntag im Oktober. Wie bei den Feierlichkeiten zum 1. Mai und zum Heldengedenktage wurde

Woche später nahmen die Elsener Bauern mit einem „schmucken Wagen“ am Festzug des gemeinsamen Erntedankfestes der Gemeinden des Amtes Neuhaus in Hövelhof teil. Auch in den nächsten Jahren wird von der Teilnahme am Kreiserntedankfest in Neuhaus 1936 und von einer Feier der Ortsbauernschaft 1937 berichtet. Erst die Aufzeichnung für das Jahr 1943, also das fünfte Kriegsjahr, ist ausführlicher, denn in diesem Jahre fand in Elsen das Erntedankfest für den Kreis Paderborn-Büren statt. Hier wird besonders deutlich, in welchem Ausmaße in der Gestaltung des Erntedankfestes altes Brauchtum von der NS-Hierarchie aufgegriffen und für ihre politischen Ziele und für militärische Durchhalteparolen benutzt wurde. Als Festredner anwesend war nämlich der NSDAP-Gauleiter Westfalen-Nord, Dr. Alfred Meyer, der beim Kriegerdenkmal durch den Kreisleiter und den Bürgermeister als Ortsgruppenleiter begrüßt wurde. Weiter heißt es: „Nach Überreichung der Erntekrone bestieg der Gauleiter den festlich geschmückten Erntewagen unter freudigen Heilrufen der Hitlerjugend des Kreisgebietes, die die Dorfstraße säumte, dann setzte sich der Umzug in Bewegung und endete bei der Burg Aliso, wo im großen Saale die Erntedankfeier stattfand. Die Feier wurde umrahmt durch Darbietungen in Lied, Volks-, Erntegesang und Konzert. In sinnvoller Weise wurde der Gefallenen der Gemeinde gedacht, deren Namen verlesen wurden. Dann folgte die Ansprache des Gauleiters; er dankte dem Ortsgruppenleiter für den Erntebericht und stellte fest, dass die Ernte im Reich und auch hier gut ausgefallen sei. In seinen weiteren Ausführungen dankte er allen, die daran mitgearbeitet haben und weiter ihre Pflicht tun werden, bis der Sieg unser ist.“

Andere NS-Feiern

Auch von anderen Daten des NS-Feierjahres ist in der Chronik die Rede:

Am 20. April, dem Geburtstag des „Führers“, der als Treuebekundung des Volkes zu Hitler ebenfalls als nationaler Feiertag inszeniert wurde, war das Dorf jeweils mit einem Meer von Hakenkreuzfahnen „geschmückt“.

Am Muttertag im Mai – auch er keine nationalsozialistische Erfindung – wurden ab 1938 alljährlich in einer Feierstunde vom Ortsgruppenleiter an kinderreiche Mütter „Ehrenkreuze der deutschen Mutter“ verliehen, ein Ritual, das jeweils mit einem „Gruß an den Führer“ endete.

Am 9. November 1943 feierte die Partei in Elsen das Gedenken an die zu Märtyrern aufgewerteten „Blutopfer der Bewegung“, also die bei der Niederschlagung des Hitlerputsches am 9. November 1923 getöteten „alten Kämpfer“ der NSDAP. Dieses war verbunden mit „dem Gelöbnis an unsere toten Helden, nicht nachzulassen im Kampf, bis der Sieg unser ist“.

Neben den alljährlich wiederkehrenden festen Daten des NS-Feierjahres gab es auch Feierlichkeiten aus aktuellem Anlass, so z. B. nach der Rückgewinnung des Saargebietes 1935 oder dem Anschluss Österreichs 1938. Hitlers außenpolitische Erfolge wurden also dazu genutzt, um eine allgemeine jubelnde Zustimmung im Reiche zu erzeugen, aus der das Regime wiederum eine Scheinlegitimation für seine innenpolitischen Maßnahmen zog.



„Ehrenkreuz der Deutschen Mutter“ (in Bronze für 4 - 5 Kinder, in Silber für 6 - 7 Kinder, in Gold für 8 und mehr Kinder)

Im Versailler Friedensvertrag von 1919 war das Saargebiet für 15 Jahre unter die Kontrolle des Völkerbundes gestellt worden. Danach fand am 13. Januar 1935 dort eine Volksabstimmung statt, bei der sich über 90 % der Saarländer für eine Rückkehr zu Deutschland aussprachen. Nach der Bekanntgabe des Ergebnisses durch den Rundfunk am Morgen des 15. Januars lief am Abend auch in Elsen das übliche Szenario ab: Allgemeine Beflaggung, Fackelzug zum Kriegerdenkmal, Festrede und Ausklang im Saale der Burg Aliso. Damit aber nicht genug: Am 1. März, zur feierlichen Übernahme der Regierung im Saargebiet, fand in Elsen schon morgens um 7 Uhr ein Fackelzug aller Formationen durch das in Fahnen gehüllte Dorf statt. Danach wurde im Saal der Burg Aliso gemeinsam die Rundfunkübertragung der Hitler-Rede gehört und im Anschluss daran das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied gesungen. Für den abendlichen „gemütlichen Teil“ wurde die Polizeistunde aufgehoben.

Kirchliche Feiern

Natürlich stellt sich auch die Frage, wie es denn zwischen 1933 und 1945 mit den kirchlichen Feiern in Elsen bestellt war. Firmungen mit feierlicher Einholung des Bischofs oder auch Primizen fanden offensichtlich weiterhin ungestört statt.

Aber eine Stelle in der Chronik lässt aufhorchen: Am 3. Juni 1939, dem Fronleichnamstage, wurde in Elsen das Unterkreissportfest mit vielen auswärtigen Teilnehmern veranstaltet, eingeleitet schon am Vorabend durch einen Fackelzug, begleitet von reicher Hakenkreuzbeflaggung des Dorfes und am Abend beendet mit einem Ball im Saal der Burg Aliso. Weiter heißt es: „Den heutigen Verhältnissen entsprechend musste die Fronleichnamsprozession schon in den frühen Morgenstunden abgehalten werden. Hier fand dieselbe um 6 Uhr morgens statt.“

Dabei erhebt sich der starke Verdacht, dass die traditionelle religiöse Feier durch das weltliche Fest bewusst überlagert und durch den allzu frühen Zeitansatz an den Rand gedrängt werden sollte.

Im Kriege waren Prozessionen offensichtlich ganz untersagt, aber bereits kurz nach Kriegsende 1945 wurden die kirchlichen Feiertage durch die Besatzungsbehörde wieder freigegeben. Deshalb schreibt der Chronist: „So konnte nach langen Jahren die Fronleichnamsprozession wieder feierlich abgehalten werden, unter sehr zahlreicher Beteiligung der Einwohner.“

Fazit

Schon die alten römischen Kaiser wussten, was man dem Volk bieten muss, um es ruhig zu halten und es desto besser unterjochen zu können: panem et circenses, Brot und Zirkusspiele. Man könnte auch sagen: Arbeit und Feierlichkeiten.

Deshalb berichtet die Elsener Chronik auch neben den vielen Feiern immer wieder über neue Erfolge bei der Behebung der Arbeitslosigkeit.

NS-Feiern aber wollten mehr erreichen als die Zirkusspiele im alten Rom. Ging es damals eher um eine entpolitischierende Ablenkung und Unterhaltung, so bezweckten die NS-Machthaber das genaue Gegenteil, nämlich Politisierung zum Zwecke der ideologischen Indoktrination. Dazu wurden, wie wir gezeigt haben, bereits existierende Feste zu arbeitsfreien Feiertagen erklärt, um möglichst die ganze Bevölkerung erfassen zu können.

Sie wurden so umfunktionierte, dass sie den NS-Zielen dienstbar gemacht werden konnten. Mittel dazu war zunächst das gesprochene Wort in den Festreden, deren Redner allein von der NSDAP und ihr nahestehenden Organisationen gestellt wurden. Darüber hinaus setzte man eine Fülle an optischen und akustischen Signalen zur Massenbeeinflussung ein.

Visuelle Mittel waren z. B. massenhafter Flaggenschmuck, Fackeln, Festwagen, Spruchbänder, Uniformen mit Hakenkreuzbinden usw.

Akustisch wirkten dumpfe Trommelwirbel, Marschmusik, Heilrufe und der Rhythmus des Marschierens im Gleichschritt.

Alle diese Mittel sprachen vor allem die Emotionen an und dienten nicht der Überzeugung durch Argumente, sondern der suggestiven, rauschhaften Überwältigung. Nicht kritisches Abwägen war gefragt, sondern das Begehren, sich einzureihen in die gläubige Gefolgschaft gegenüber der Ersatzreligion des Nationalsozialismus und ihrem angeblichen Heilsbringer, dem „Führer“ Adolf Hitler.

Heute wird man sich fragen, wie man sich am ehesten dagegen schützen kann, erneut in den verführerischen Sog der Heilslehren politischer Demagogen zu geraten, die mit allen Raffinessen der Propaganda arbeiten.

Die beste Antwort auf diese Frage scheint mir immer noch der große deutsche Philosoph Immanuel Kant (1724-1804) in seinem Aufsatz „Was ist Aufklärung?“ gegeben zu haben: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“

Benutzte Literatur:

Wolfgang Benz: Geschichte des Dritten Reiches, München 2000

Werner Freitag (Hrsg.): Das Dritte Reich im Fest – Führermythos, Feierlaune und Verweigerung in Westfalen 1933 – 1945, Bielefeld 1997

Karl Hüser/Barbara Stambolis: Unter dem Hakenkreuz: Im Gleichschritt, marsch! 1933 – 1945 (Reihe „Paderborn – Geschichte in Bildern – Dokumenten – Zeugnissen“, Heft 3), Paderborn 1989

Karl Hüser: Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997

Paderborn 1945, Leben im Nationalsozialismus und Krieg (Ausstellungskatalog), Paderborn 1995

Josef Segin/ Rolf-Dietrich Müller(Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008

Hans-Ulrich Wehler: Der Nationalsozialismus – Bewegung – Führerherrschaft – Verbrechen, München 2009

Günter Wißbrock

Zwei Elsener in Ziesar

„Ziesar? Wo liegt das denn?“, so wird sicherlich mancher Leser fragen.

Also vorweg: Die brandenburgische Kleinstadt ist heute verkehrstechnisch sehr günstig gelegen, direkt an der Autobahn A 2, etwa auf halbem Wege zwischen Magdeburg und Potsdam. Wer also z. B. mit dem Auto von Elsen



Anfahrtsskizze Ziesar

nach Berlin fährt, kommt immer auch an Ziesar vorbei, und es gibt gute Gründe, dass er nicht einfach vorbeifahren, sondern einen Abstecher einlegen sollte. Doch davon später!



Plan der Stadt Ziesar. Mitte: Heilig-Kreuz-Kirche mit ehemaligem Kloster; rechts: Burganlage mit Kapelle, Bergfried und Storchenturm

Man spricht den Namen der Stadt, der slawischen Ursprungs ist und „Ort hinter dem See“ bedeutet, übrigens dreißilbig aus, also Zi – e – sar.

Aus ebendieser Stadt erhielt das Historische Institut der Universität Potsdam, genauer gesagt Professor Dr. Heinz-Dieter Heimann, ein waschechter Elsener, der dort den Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte innehat, im Jahre 2001 einen Anruf des Bürgermeisters. Man habe in Ziesar eine mittelalterliche Burg, die bis 1993 als Schulinternat gedient habe und die man nun gerne in ein Romantik-Hotel umwandeln wolle. Deshalb erbitte man sich eine Beratung zur Geschichte der Burg durch das Historische Institut.

Eine mittelalterliche Bischofsresidenz

Heinz-Dieter Heimann begann sich daraufhin genauer mit der Burg zu beschäftigen und entdeckte bald, dass er einem einmaligen Objekt auf der Spur war: Ziesar ist nämlich nicht eine beliebige Adelsburg mit Wassergraben und Wehrmauer, wie es sie auf deutschem Boden viele gibt, sondern es war vom 14. bis zum 16. Jahrhundert die Residenz der Bischöfe von Brandenburg. Während das Domkapitel seinen Sitz am Dom in Brandenburg an der Havel hatte, wohnte der Bischof auf seiner Burg im etwa 30 Kilometer südwestlichen Ziesar, wo er zugleich Stadtherr war.

Dass sich Bischöfe - meist veranlasst durch Querelen mit den Bürgern um das Stadtrecht oder mit dem Domkapitel - außerhalb ihrer eigentlichen Bischofsstädte ansiedelten, ist seit dem Spätmittelalter ein nicht ganz ungewöhnliches Phänomen. Beispiele sind etwa Paderborn mit Neuhaus oder Köln mit Bonn bzw. Brühl. Aber alle diese Residenzen wurden in der frühen Neuzeit im Renaissance- oder Barockstil überformt, während allein in Ziesar eine Bischofsresidenz trotz mancher Umbauten ihr spät mittelalterliches Gesicht weitgehend bewahrt hat.



Bischofsresidenz Ziesar

Grund dafür ist die schrittweise Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg und das dadurch bedingte Ende des katholischen Bistums Brandenburg nach einem halben

Jahrtausend seit der Gründung durch König Otto den Großen (936 – 973) im Jahre 948. Die Bischofsresidenz Ziesar fiel an den weltlichen Landesherrn und wurde zum kurfürstlichen Amtssitz herabgestuft, so dass sich ein weiterer repräsentativer Ausbau erübrigte.

Ein neues Museum

Die Einzigartigkeit des Gebäudekomplexes war für Heinz-Dieter Heimann in Verbindung mit einem renommierten Fachbeirat der Anlass, dem Bürgermeister von Ziesar eine andere als die vorgesehene Nutzung vorzuschlagen. Das war der Anfang für ein von vielen nationalen und internationalen Institutionen gefördertes Projekt: 2002 bis 2005 wurde die Burganlage umfassend saniert, und Pfingsten 2005 wurde in ihr ein „Museum für brandenburgische Kirchen- und Kulturgeschichte des Mittelalters“ mit einer Dauerausstellung unter dem Titel „Wege in die Himmelsstadt. Bischof – Glaube – Herrschaft 800 –1550“ eröffnet.

Die Ausstellung zeigt in 21 Räumen mit über 1000 qm Fläche zwei Themenstränge: Einerseits die Bau- und Nutzungsgeschichte der Burg vom Mittelalter bis zur Gegenwart, vor allem auch mit den Funden und Befunden, die während der Sanierung zu Tage getreten sind, andererseits die Geschichte der mittelalterlichen Christianisierung des Brandenburger Raumes in Auseinandersetzung mit den slawischen Naturreligionen und das Wirken der Bischöfe von Brandenburg als Träger weltlicher und geistlicher Herrschaftsrechte. Wissenschaftlich kooperiert das Museum u. a. mit dem Historischen Institut der Universität Potsdam. Vorsitzender des Fachbeirats ist Heinz-Dieter Heimann, der am Museum auch eine „Forschungsplattform geistliche Residenzen und Landeskultur“ eingerichtet hat.

Die „Burg der Bücher“

Sie hat ihre bedeutendste Stütze in einer umfangreichen Fachbibliothek für Kirchen- und Kulturgeschichte, die in dem ehemaligen Wirtschaftsgebäude auf dem Burghof ihren Platz gefunden hat. Ihren Grundstock bildet mit etwa 50000 Bänden die Bibliothek des früheren Ostberliner „Sprachenkonvikts“, der zu DDR-Zeiten die zentrale Ausbildungsstätte der evangelischen Theologen in Ostberlin und Brandenburg war und inzwischen in die Theologische Fakultät der Berliner Humboldt-Universität integriert ist. Die Burg Ziesar ist also nicht nur die ehemalige Residenz der Bischöfe, sondern heute auch eine „Burg der Bücher“. Die Bibliothek und das Heimatmuseum des Amtes Ziesar komplettieren die kulturellen Institutionen, die heute auf dem Burggelände untergebracht sind.

Die Burgkapelle

Das eigentliche Juwel des gesamten Baukomplexes ist jedoch die spät mittelalterliche Kapelle im Stil der Backsteingotik. Sie wurde 1470 von Bischof Dietrich von Stechow geweiht, der sich als einziger Bischof von Brandenburg auch in dieser Kapelle beisetzen ließ (Foto s. nächste Seite).

Die Südseite der Kapelle zum Burginnenhof hin wurde zur Schauffassade ausgebaut. Große Maßwerkfenster, vertikale Zierleisten und das mit einem Maßwerkteppich umkleidete Schmuckportal bestimmen den äußeren Gesamteindruck.

Im Inneren der Kapelle – und auch in den benachbarten ehemaligen bischöflichen Wohnräumen – hat sich ein außergewöhnlicher Bestand an mittelalterlichen Wandmalereien erhalten. Verborgen unter der weißen Tünche aus der Zeit der Nutzung der Kapelle durch eine calvinistische Gemeinde von 1691 bis 1830 und teilweise beschädigt durch ihre anschließende, über hundert Jahre währende Profanierung als landwirtschaftliches Gebäude, wurden in mehreren Restaurierungsphasen bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts großflächige figürliche Darstellungen, Rankenmotive und illusionistische Maßwerkmalereien entdeckt (Foto s. nächste Seite).



Kapelle der Burg Ziesar



Strahlenkranzmadonna (Wandmalerei in der Burgkapelle)

Die katholische Gemeinde Ziesar

Seit 1952 wird die Burgkapelle wieder religiös genutzt, als Kirche der katholischen Diasporagemeinde Ziesar. Katholiken gab es in Ziesar erst wieder vereinzelt im 19. Jahrhundert. Im frühen 20. Jahrhundert gehörten sie kirchlich zur Pfarrvikarie der Nachbarstadt Loburg, die wiederum eine Filialvikarie der Pfarrgemeinde Burg bei Magdeburg war.

Eine überraschende Entdeckung

Bei der Beschäftigung mit dem Neu-



Die Burgkapelle als katholisches Gotteshaus

anfang katholischen Gemeindelebens in Ziesar machte Heinz-Dieter Heimann eines Tages eine verblüffende Entdeckung. Schon der Name des aus Geseke stammenden ersten auch für Ziesar zuständigen Loburger Pfarrvikars, Wilhelm Ikemeier, der dort von 1910 bis 1912 wirkte, klang für einen Elsener sehr heimatlich. Aber erst recht erstaunte Heimann der Name von dessen Nachfolger. Es war Heinrich Mentrop, der ihn als Elsener Pfarrer 1949 getauft und später zur ersten heiligen Kommunion geführt hatte.



Pfarrer Heinrich Mentrop

Pfarrvikar Mentrop war von 1913 bis 1924 in Loburg und damit auch in Ziesar tätig, wurde dann Vikar an St. Anna in Dortmund und von 1933 bis 1942 Pfarrer in Calbe an der Saale, von wo er als Pfarrer nach Elsen versetzt wurde. Hier hat er 21 Jahre die Pfarrgemeinde geleitet und wurde aus Anlass seines goldenen Priesterjubiläums am 13. August 1963 in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenbürger der Gemeinde Elsen ernannt. Pfarrer Mentrop starb 1967 und ist auf dem Elsener Friedhof begraben.

In der mitteldeutschen Diaspora

Als Loburger Pfarrvikar zelebrierte Heinrich Mentrop seit 1913 monatlich einmal an einem Werktag im Jugendheim in Ziesar. 1915 las er die Messe für im Ersten Weltkrieg in Ziesar internierte katholische französische Kriegsgefangene. Seither gab es regelmäßige Gottesdienste in Gaststätten, Privatwohnungen, Schulen und auch im Pflegeheim. Doch erst nach dem Zweiten Weltkrieg stieg durch viele Vertriebene die Zahl der Katholiken in Ziesar so sehr an, dass 1952 durch einen Vertrag mit der Stadt Ziesar eine dauerhafte Nutzung der Burgkapelle durch die katholische Gemeinde erreicht werden konnte.

Dass Heinrich Mentrop als Paderborner Diözesanpriester in jungen Jahren im relativ weit entfernten brandenburgischen Loburg und Ziesar in der mitteldeutschen Diaspora wirken konnte, hat einen historischen Hintergrund: Nach der Auflösung des Bistums Brandenburg in der Zeit der Reformation kamen Loburg und Ziesar mit dem Gebiet des ebenfalls aufgelösten Bistums Magdeburg 1821 als räumlich abgetrennter östlicher Teil unter dem Namen „Kommissariat Magdeburg“ zum Bistum Paderborn. Da es aber nach 1945 infolge der deutschen Teilung mehr und mehr vom Paderborner Mutterbistum abgetrennt war, wurde es 1973 als Bischöfliches Amt einem Apostolischen Administrator unterstellt und nach der Wiedervereinigung 1994 als Bistum Magdeburg verselbständigt.

Eine sinnfällige Erinnerung daran, dass Teile des ehemaligen mittelalterlichen Bistums Brandenburg einmal zum „Kommissariat Magdeburg“ und damit zum Bistum und späteren Erzbistum Paderborn gehört haben, findet man übrigens im Paderborner Dom: Das westliche Fenster in der Südwand des Hochchores zeigt neben anderen auch das Wappen des Bistums Brandenburg mit zwei gekreuzten Petrischlüsseln auf rotem Grund.



Wappen der Bischöfe von Brandenburg

Die Wiederbelebung der historischen Stadtkerne

Seit dem Jahre 2000 ist die Stadt Ziesar Mitglied der „Arbeitsgemeinschaft Städte mit his-

torischen Stadtkernen des Landes Brandenburg“. Auch in diesem Anfang der 90er Jahre gegründeten Zusammenschluss von 29 Mitgliedsstädten engagiert sich Heinz-Dieter Heimann als fachkundiger wissenschaftlicher Berater. Ziel der Arbeitsgemeinschaft ist nicht nur die sachgerechte bauliche Restaurierung der in der DDR-Zeit oft sträflich vernachlässigten historischen Innenstädte, sondern auch ihre Wiederbelebung als wirtschaftliche und gesellschaftliche Mittelpunkte, ihre geschichtliche Erforschung und ihre touristische Vermarktung.

Dazu dienen vielfältige Aktivitäten wie z. B. Ausstellungen in bestimmten Themenjahren, die Geschichte vor Ort lesbar und erlebbar machen wollen. Im Jahre 2005 wurden so im Rahmen des Themenjahres „Der Himmel auf Erden. 1000 Jahre Christentum in Brandenburg“ in mehreren Mitgliedsstädten – u. a. auch in Ziesar – Ausstellungsbeiträge unter dem gemeinsamen Titel „Gott und die Welt – Kirchen in den historischen Stadtkernen“ gezeigt.

Das „Brandenburgische Klosterbuch“



Ehemaliges Klostergebäude bei der Heilig-Kreuz-Kirche in Ziesar

Mittelpunkt der teilweise bereits sanierten Altstadt von Ziesar ist die heute evangelische Heilig-Kreuz-Kirche, bei der sich schon vor 1267 ein Franziskanerkonvent ansiedelte, dessen Mönche um die Mitte des 13. Jahrhunderts Ziesar in Richtung Altstadt Brandenburg verließen. Zwischen 1330 und 1340 bis zur Reformation übernahmen dann Zisterzienserinnen die Klostergebäude.

Weil Ziesar also nacheinander zwei klösterliche Gemeinschaften beherbergt hat, wird es natürlich auch in dem umfangreichen zweibändigen „Brandenburgischen Klosterbuch“ behandelt. Entstanden unter der

Federführung von Heinz-Dieter Heimann in Kooperation mit weiteren Herausgebern und über 60 Autoren, ist das Werk 2007 erschienen und liegt seit 2009 bereits in zweiter Auflage vor. Es versteht sich als ein umfassendes Handbuch auf der Basis neuer Forschungsergebnisse zur Geschichte und Bedeutung der mehr als 100 Klöster und Stifte Brandenburgs bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts und ist von der Fachwelt mit großem Beifall aufgenommen worden.

Fazit

Die universitären und außer-universitären Aktivitäten Heinz-Dieter Heimanns im Lande Brandenburg, das er inzwischen als seine zweite Heimat betrachtet, zeigen eine klare Grundtendenz: Es geht ihm vor allem um die Verlebendigung der lange Zeit im Bewusstsein der Menschen verschütteten mittelalterlichen christlichen Wurzeln des heutigen Landes Brandenburg.

Schon nach der Reformation war man zum katholisch geprägten Mittelalter auf Distanz gegangen. Erst recht hatten die meinungsführenden Historiker des 19. Jahrhunderts ganz andere Aspekte der Geschichte Brandenburgs im Fokus. Sie schufen das so genannte „borussische Geschichtsbild“. In ihm hatte Brandenburg weitgehend nur die Rolle als

Keimzelle des durch die Politik der Hohenzollernherrscher vermeintlich zielgerichtet zur europäischen Großmacht aufsteigenden Preußens, das schließlich im Bismarckreich die ersehnte Einheit Deutschlands schuf. Zwangsläufig war der Blick dabei auch sehr stark auf Potsdam und Berlin als Regierungsstädte gerichtet, wodurch die kulturelle Vielfalt der vielen kleineren Städte Brandenburgs nicht genügend Beachtung fand.

Noch mehr wurden im 20. Jahrhundert, in der Zeit des „Dritten Reiches“, der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR aus ideologischen Gründen die christliche Vergangenheit und die regionale Kultur Brandenburgs in den Hintergrund gedrängt.

Wenn der Elsener Heinz-Dieter Heimann deshalb heute an einer Erweiterung und Neuorientierung des Geschichtsbewusstseins und an einer Aufarbeitung der bisher vernachlässigten christlich-mittelalterlichen und regionalen Aspekte der Geschichte Brandenburgs mitarbeitet, dann würde das Pfarrer Heinrich Mentrop, der in jungen Jahren auf seine Weise in der brandenburgischen Provinz Pionierarbeit leistete und später in Elsen heimisch wurde, sicher lebhaft unterstützen.

Benutzte Literatur:

- Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“ des Landes Brandenburg (Hrsg.): Gott und die Welt. Kirchen in den historischen Stadtkernen, Berlin 2005
- Clemens Bergstedt u. a.(Hrsg.): Eine Stadt erinnert sich. Festschrift zum 1060-jährigen Bestehen der Stadt Ziesar. Ziesar 948 – 2008, Horb am Neckar 2008
- Clemens Bergstedt, Heinz-Dieter Heimann, Hartmut Krohm, Wilfried Sitte (Hrsg.): Die Bischofsresidenz Burg Ziesar und ihre Kapelle, Berlin 2009
- Clemens Bergstedt, Thomas Drachenberg, Heinz-Dieter Heimann (Hrsg.): Bischofsresidenz Burg Ziesar. Das Haus – Das Denkmal - Das Museum, Berlin 2005
- Rudolf Joppen: Das Erzbischöfliche Kommissariat Magdeburg, Teile 8, 9 und 11, Leipzig 1978 und 1989

Günter Wißbrock

Neues zu Elsen und Aliso

Erfreulicherweise hat im April dieses Jahres auch das Historische Museum im Marstall in Schloß Neuhaus die letztlich erfolglose jahrhundertelange Suche von Historikern und Archäologen nach dem Römerlager Aliso im Raum Elsen als Thema der Dauerausstellung aufgegriffen.

Der Museumstext

Auf einer Tafel neben einer Vitrine mit Funden aus der östlich des Möbelhauses Finke gelegenen untergegangenen mittelalterlichen Siedlung Stiden können die Besucher dazu den folgenden Text lesen:

„Lag das Römerlager Aliso in Paderborn-Elsen?“

In der Zeit des Kaisers Augustus stand der westfälische Raum im Blickpunkt der Weltgeschichte. Ab 12 vor Christus kam es zu Feldzügen der Römer in das Gebiet rechts des Rheins, und entlang der Lippe wurden in Dorsten-Holsterhausen, Haltern, Lünen-Beckinghausen, Bergkamen-Oberaden und Delbrück-Anreppen Legionslager errichtet. Nach der Niederlage des römischen Statthalters Varus im Jahre 9 nach Christus eroberten die Germanen alle Römerlager bis auf eins: das berühmte Aliso.

Diesen Standort unter dem Kommandanten Caedicius belagerten die Germanen ohne Erfolg, wie Velleius und andere römische Schriftsteller berichten. Zudem ist Aliso das einzige Römerlager rechts des Rheins, dessen antiken Namen wir kennen. Aber wo lag Aliso? Dazu gibt es viele Theorien.

Schon der Paderborner Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1626 – 1683) war der Ansicht, dass das antike Aliso in dem Ort Elsen zu identifizieren ist. Übrigens geht auf von Fürstenberg auch die Gleichsetzung des eigentlich „Osning“ genannten Gebirgszuges mit dem „Teutoburger Wald“ aus den römischen Schriftquellen zurück.

Heute hält es die Forschung für wahrscheinlich, dass mit Aliso das Römerlager Haltern gemeint ist. Als einziges westfälisches Römerlager war es offenbar nach der Varusschlacht noch belegt und zeigt außerdem Hinweise auf eine Belagerung.

Die Suche nach Aliso war der Anlass für die ersten archäologischen Forschungen in unserer Gegend. Im Sommer 1913 führte Konstantin Koenen, Mitglied des Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Instituts, im Raum Schloß Neuhaus und Elsen Ausgrabungen durch. An einer der Grabungsstellen wurde ein Gebäudegrundriss freigelegt, der allerdings ins Mittelalter datierte. Das Haus gehörte zu der verlassenen Siedlung Stiden, die von 1995 bis 1997 noch einmal umfassend untersucht wurde. Von Aliso fand sich aber ebenso wie bei weiteren Grabungen in Elsen 1951 keine Spur.“

Kommentar und Korrektur

So weit der Text im Neuhäuser Museum. Er gibt den heutigen Stand unseres Wissens zutreffend wieder, allerdings mit einer Ausnahme, die unbedingt der Korrektur bedarf: Wie ich in meinem Aufsatz „Elsen, Aliso und die Varusschlacht“ in den „Elsener Nachrichten“ Nr. 182 (Sommer 2009), detailliert dargestellt habe, kam es in Elsen nicht erst 1913, sondern schon zwei Jahrzehnte früher in den Jahren 1893/94 durch den Generalmajor z. D. Wolf und den Ingenieur Wehrmann zu ersten Ausgrabungen in der Nähe von Schule, Steinhof und Kirche. Diese archäologischen Untersuchungen blieben zwar wie die späteren auch erfolglos, aber dass sie eindeutig die Suche nach dem Römerlager Aliso zum Ziel hatten, macht schon der Titel von Wehrmanns anschließender Publikation der Ergebnisse deutlich: „Bericht über die vorgenommenen Ausgrabungen nach etwaigen Resten des römischen

Castells Aliso im Dorfe Elsen“, erschienen 1895 in Band 53 der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde“, Seite 134f.

Zu den Namen „Aliso“, „Ilasan“ und „Elsen“

Nicht vom Standpunkt des Historikers oder des Archäologen, sondern von einem anderen Forschungsschwerpunkt, nämlich dem der Ortsnamenkunde hat es im April dieses Jahres ebenfalls eine kurze neue Darstellung zu Elsen und Aliso gegeben: Verspätet erschienen ist nämlich das Heft 40 (2009) der Heimatkundlichen Schriftenreihe der Volksbank Paderborn-Höxter-Detmold. In ihm behandelt Roland Linde „Die Ortsnamen in den Kreisen Paderborn, Höxter und Lippe“.

Auf Aliso und Elsen kommt Linde darin im Zusammenhang mit Ortsnamen, die sich auf den Standort der Siedlung, speziell auf die Nähe zu Gewässern beziehen, zu sprechen. Wörtlich heißt es (S. 17f.): „Tacitus erwähnt auch einen Ortsnamen, der sich von einem Gewässernamen ableitete: Aliso. Es ist der Name eines Römerlagers im rechtsrheinischen Germanien, doch konnte bislang keiner der archäologisch nachgewiesenen Militärstandorte damit identifiziert werden. Der Paderborner Bischof Ferdinand von Fürstenberg hat 1672 in seinem Buch „Monumenta Paderbornensia“ Elsen bei Paderborn mit Aliso gleichgesetzt. Elsen wird 1036 als „Ilasan“ erstmals erwähnt. Der Name lässt sich als „(bei der) *Ilisa“ deuten. Es gibt mehrere Gewässernamen Ilse und Else; sie sind von indogermanisch *el-, *ol-, „fließen“, abgeleitet. Auch Aliso gehört sprachlich in diesen Zusammenhang, doch ist das angesichts der Häufigkeit des Namens kein Beleg für eine Identität von „Aliso“ und Elsen, für die sich auch sonst keine Argumente beibringen lassen.

Der Bach, an dem Elsen liegt, wird heute Gunne genannt – ein Lippezuffluss. Vermutlich war *Ilisa ein früherer Name der Gunne. Manche Ortsnamen konservieren Gewässernamen, die als solche schon längst nicht mehr bekannt sind.“ Als Beispiele dafür führt Linde abschließend Osnabrück und Gehrden an.

Kommentar

Roland Lindes Ausführungen zu den Ortsnamen Aliso, Ilasan und Elsen sind sicher sehr anregend und weiterführend, enthalten aber auch mehrere Unsicherheitsfaktoren. Erstens greift er mehrfach auf nicht in den Quellen überlieferte, sondern erschlossene Wortformen zurück, die er mit einem Sternchen kennzeichnet. Zweitens ist die Vermutung, die Gunne habe eventuell früher einmal „Ilisa“ geheißen und Elsens Ortsname lasse sich von diesem Gewässer ableiten, eine recht gewagte Hypothese, für die es bisher keinerlei Quellenbeleg gibt.

Günter Wißbrock

Ein zweites Elsen in Nordrhein-Westfalen – und eine interessante alte Karte

Die linksrheinische Stadt Grevenbroich, gelegen etwa in der Mitte des Städtedreiecks Düsseldorf – Köln – Mönchengladbach, war bei uns im Osten von Nordrhein-Westfalen lange Zeit sicherlich nicht besonders bekannt. Das hat sich zumindest ein wenig geändert, seitdem der Kabarettist Hape Kerkeling in die Rolle des Horst Schlämmer geschlüpft ist, der vorgibt, stellvertretender Chefredakteur des fiktiven „Grevenbroicher Tageblatts“ zu sein.



Hape Kerkeling als „Horst Schlämmer“ in Grevenbroich

Ein wichtigerer Grund, weshalb man Grevenbroich kennen sollte, ist die Tatsache, dass sich auf seinem Boden die größte zusammenhängende Lagerstätte für Braunkohle in Europa und mehrere Braunkohlekraftwerke befinden, durch die Millionen Menschen mit Strom versorgt, aber auch gewaltige Emissionen freigesetzt werden. Grevenbroich wirbt deshalb für sich mit dem Slogan „Bundeshauptstadt der Energie“.

Für uns Elsener jedoch ist die Stadt noch aus einem ganz anderen Grunde interessant, denn wie Paderborn hat Grevenbroich einen im Westen gelegenen, ursprünglich selbstständigen eingemeindeten Stadtteil Elsen. Dieses Grevenbroicher Elsen hat nicht nur eine bemerkenswerte Geschichte, sondern auch das Glück, eine außerordentlich qualitätsvolle frühe kartographische Darstellung gefunden zu haben.

Elsen und der „Deutsche Orden“

Das Dorf Elsen wird in einer Urkunde von 1190 zum ersten Mal erwähnt. 1263 wurde es an den „Deutschen Orden“ verkauft. Dieser geistliche Ritterorden war Ende des 12. Jahrhunderts im Heiligen Land entstanden und wurde später vor allem durch sein Wirken in Ostpreußen bekannt. An der Spitze des Ordens stand der Hochmeister. Größere Ordensgebiete wurden als „Balleien“ unter einem Landkomtur zusammengefasst; die kleinste Einheit war die Kommende als regionale Zentrale unter einem Komtur. Das Zeichen der Ordensritter war das schwarze Kreuz auf weißem Mantel.

Elsen gehörte nach seinem Erwerb durch den Orden zur Ballei Koblenz. Das Deutschherrenhaus Koblenz, von dem Teile erhalten sind, steht ganz in der Nähe des Zusammenflusses von Mosel und Rhein. Noch heute hat diese markante Stelle nach dem Deutschen Orden die Bezeichnung „Deutsches Eck“.

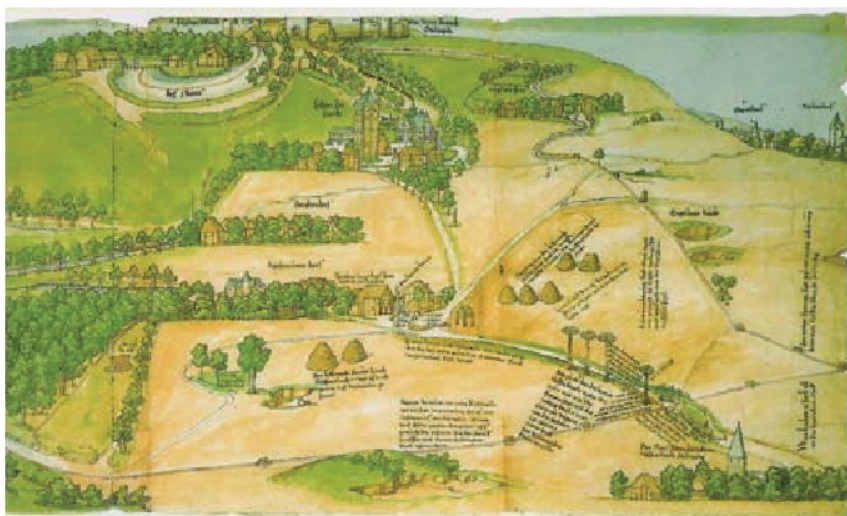
Elsen war das einzige reichsunmittelbare Territorium im Besitz der Ballei Koblenz. Nur aufgrund dieser Tatsache besaß der Landkomtur von Koblenz die Reichsstandschaft, ein Mitspracherecht in den Organen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, u. a. dem Reichstag. Über 500 Jahre bestimmte der Deutsche Orden die Geschichte des Ortes und der späteren Reichsherrschaft Elsen. Ab dem Beginn des 14. Jahrhunderts erweiterte der Orden als Grundherr seinen Besitz in den umliegenden Ortschaften. Dieser Besitzkomplex, der neben Elsen auch die Nachbarorte Orken und Noithausen umfasste, wurde 1455 zum ersten Mal urkundlich als „Herrlichkeit Elsen“ bezeichnet.

Konflikte um Hoheitsrechte

Die Neuerwerbungen blieben aber nicht unbestritten, sondern führten den Deutschen Orden bis ins 18. Jahrhundert in immer neue Konflikte um Hoheitsrechte mit den benachbarten weltlichen Potentaten.

Das war nicht verwunderlich, denn als Erbe des Mittelalters gab es in Deutschland eine heute unvorstellbare Rechtszersplitterung, die durch das Fehlen einer starken Zentralgewalt ermöglicht und begünstigt wurde. Ungenaue Kenntnisse über Qualität und Ausdehnung einer Gerichtsbarkeit konnten nur zu leicht zu Auseinandersetzungen führen, die im Mittelalter oft genug auch in gewaltsamen Fehden ausgetragen wurden.

Seit 1495 existierte immerhin im Zusammenhang mit der Verkündung eines „Ewigen Landfriedens“ das Reichskammergericht als oberstes Gericht des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation für den friedlichen Austrag von Zwistigkeiten. Es residierte seit 1527 in Speyer. Vor diesem Gericht wurde 1536 auch ein Prozess der Deutschordens-Herrlichkeit Elsen gegen Graf Johann von Salm-Reifferscheid, den Herren der benachbarten Grafschaft Dyck, ausgetragen. Gegenstand des Prozesses waren die Grenzen und die Gerichtsbarkeit im Bereich des Dorfes Noithausen.



Anton Woensam, Karte von Elsen und Umgebung (1536)

Eine frühe Karte von Elsen

In diesem Kontext entstand die frühe Karte von Elsen, eine 72 mal 32,5 cm große farbige Federzeichnung, die heute mit den Prozessakten im Landeshauptarchiv Koblenz aufbewahrt wird. Um die Karte sachgerecht zu beschreiben und zu deuten, sind drei Voraussetzungen zu beachten:

- 1) Die Zeichnung stammt von dem seinerzeit sehr bedeutenden Maler, Holzschneider und Buchillustrator Anton Woensam (+1541), dem auch die große Panorama-Ansicht der Stadt Köln aus dem Jahre 1531 zu verdanken ist.
- 2) Die Karte ist noch nicht eingenordet. So liegt Elsen nicht etwa südöstlich, wie es den Anschein haben könnte, sondern westlich von Grevenbroich. Das verdeutlicht insbesondere eine weitere Karte aus dem Jahre 1807, also der Franzosenzeit, die genordet ist und die Lage Elsens zwischen „Elser Feld“ und „Elser Broch“ korrekt wiedergibt (Karte s. nächste Seite).



Karte von Elsen und Umgebung aus der „Franzosenzeit“ (1807)

- 3) Man hat die Federzeichnung Anton Woensams sogar mit den Landschaftsaquarellen seines großen Zeitgenossen Albrecht Dürer verglichen. Aber es überwiegen die Unterschiede. Woensam geht es nicht um möglichst exakte Wiedergabe eines Landschaftsausschnittes, bei der allein künstlerische Gesichtspunkte das Gewicht und die Genauigkeit der Details bestimmen, sondern für ihn ist die Prozessrelevanz der Einzelheiten das Kriterium, ob er etwas genau und zum Teil überhöht wiedergibt oder ob er etwas nur schematisch andeutet, wie z. B. die Straßenbäume. Zusätzlich dienen eine ganze Reihe von schriftlichen Notizen auf der Kartenskizze der Information der Richter und der übrigen Prozessbeteiligten über den Sachverhalt und der Bekräftigung des Standpunktes der Elsener Deutschordensritter. Die Karte kombiniert also zur Erreichung ihres Zwecks bildhafte Anschauung mit schriftlicher Darstellung und Argumentation.

Für den Prozess relevant ist zunächst einmal die rote Linie am unteren Rand der Karte, die am rechten Bildrand im spitzen Winkel nach oben abknickt. Es ist die Umgrenzung des Herrschaftsgebiets, das der Deutsche Orden für sich beanspruchte und damit zugleich die Gerichtsgrenze. Diese Linie wird durch Grenzsteine besonders hervorgehoben, von denen allerdings einer am Wege von Noithausen zum Dorfe Hemmerden, das zur Grafschaft Dyck der Herren von Salm-Reifferscheid gehörte, ausgeworfen ist. Hier deuten sich schon der Grenzkonflikt und die gegenseitigen Übergriffe an, von denen auch die hier und da in die Karte eingestreuten Texte berichten.

So hatte der Vater Johann von Salm-Reifferscheid vor dem Dorf Hemmerden auf vom Deutschen Orden beanspruchten Gebiet drei Räder errichten lassen, auf die verurteilte Missetäter geflochten wurden, um seinen Anspruch auf die Gerichtshoheit über das strittige Gebiet zu manifestieren. Diese drei Räder hatte der Herzog von Jülich als weltlicher Schirmherr der Deutschordensherrschaft Elsen kurzerhand entfernen und vor das Dorf Hemmerden werfen lassen. Das vierte, abseits stehende Rad kennzeichnet die Stelle, wo früher das Noithausener Gericht gehalten wurde. Als Antwort auf das Vorgehen des Herzogs von Jülich hatten die Salm-Reifferscheider die auf dem Felde liegenden Korndiemen des Dorfes Noithausen beschlagnahmt, was die Karte ebenfalls festhält.

Es war in dem Streit um Hoheitsrechte also zwar noch nicht zu Gewalt gegen Personen, wohl aber gegen Sachen gekommen, so dass die anschließende Anstrengung eines rechtlichen Verfahrens nicht verwunderlich ist.

Die obere Mitte der Karte nimmt das Dorf Elsen ein, das der Deutschordensherrlichkeit den Namen gegeben hatte. Neben den strohgedeckten Fachwerkhäusern der Dorfbewohner fallen vor allem zwei wesentlich größere Gebäude mit Schieferdächern auf: die Kirche mit ihrem wuchtigen Turm und das stattliche Deutschordenshaus.

Faszinierend ist, dass der romanische Kirchturm der St. Stephanus-Kirche heute noch steht, wenn auch um ein Stockwerk erhöht, und bis in Details wiedererkennbar ist. Man kann ihn an seinen Schmuckformen, den Gesimsen, den Blendarkaden und den Schalllöchern, noch genau identifizieren. Ebenso ist die Kirche durch ein Wappen mit zwei schwarzen Kreuzen noch heute als ehemalige Deutschordenskirche zu erkennen. Der Gemeindepfarrer von St. Stephanus in Elsen trägt übrigens aus diesem Grunde bis heute den ungewöhnlichen Titel „Oberpfarrer“.

Der Verwaltungssitz des Deutschen Ordens, das „Elsener Haus“, der befe-



Pfarrkirche St. Stephanus in Elsen heute



tigte und mit einem Wassergraben umgebene große Fachwerkbau mit Schieferdach und Dachreiter neben der Kirche, wurde dagegen nach dem Ende der Herrschaft des Ordens in der Mitte des 19. Jahrhunderts abgerissen.

Ein Indiz für die Wichtigkeit des Deutschordenszentrums Elsen ist übrigens darüber hinaus, dass auf

Deutschordenskreuz im Wappenschild der Stephanuskirche

der Karte der Verbindungsweg zwischen Elsen und Grevenbroich als „Steyn Weg von Broich“ bezeichnet wird, also als gepflasterte Straße, während sonst offensichtlich alle Wege unbefestigt waren.

Dass auch die Mühle jenseits der Erft, unmittelbar vor den Toren der befestigten jüdischen Stadt Grevenbroich, dem Deutschen Orden gehörte, wird auf der Karte durch die Kennzeichnung mit dem schwarzen Balkenkreuz verdeutlicht. Sie wurde 1943 bei einem Bombenangriff zerstört.

Ebenfalls ein auffälliges Gebäude ist die Burg „Haus Noithausen“ mit einem schlanken Turm, die offenbar aus Ziegelmauerwerk errichtet worden war und gleichfalls ein Schieferdach trägt.

Aufmerksam zu machen ist schließlich auf den Ziehbrunnen, den Deutschordenshof und das Wirtshaus in Noithausen und den Ziegelofen in der Nähe dieses Dorfes.

Zur späteren Geschichte des Dorfes Elsen

Das Ende der Reichsherrschaft Elsen des Deutschen Ordens kam 1809 nach der Besetzung durch französische Truppen Mitte der 1790er Jahre und der Säkularisation als Folge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803.

Elsen wurde in französischer Zeit Hauptort eines Kantons im Roerdépartement. Nach dem endgültigen Sieg über Napoleon wurde es eine preußische Bürgermeisterei mit fünf zugehörigen Orten, die 1929 in „Amt Elsen“ umbenannt und 1930 mit dem Amt Grevenbroich zusammengelegt wurde. Zum 1. April 1937 schließlich wurde das Amt aufgelöst und Elsen in Grevenbroich eingemeindet.

Als Wirtschaftsstandort war Elsen vor allem durch die Weiterverarbeitung der landwirtschaftlichen Produkte des fruchtbaren Umlands bedeutend. So existierte von 1867 bis 1931 eine Zuckerfabrik und nach dem Zweiten Weltkrieg die heute aufgelöste „Grönland GmbH“, die Tiefkühlkost und Konserven herstellte.

Der Grevenbroicher Ortsteil Elsen hat derzeit etwa 6000 Einwohner.

Günter Wißbrock



Die St. Dionysius-Pfarrei Elsen nach dem Dreißigjährigen Krieg

Die Visitation Fürstbischof Dietrich Adolfs von der Recke im Jahre 1654

Wissenschaftliche Untersuchungen

Die Generalvisitation des Bistums Paderborn durch Fürstbischof Dietrich Adolf von der Recke (1601 – 1661) in den Jahren 1654 bis 1656, also wenige Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618 – 1648), ist in jüngster Zeit mehrfach wissenschaftlich untersucht worden.

Der Elsener Dr. Gerhard Franke behandelte 2004 in einem sehr gründlichen Aufsatz in der „Westfälischen Zeitschrift“ des Altertumsvereins die Bedeutung der Visitation für die Geschichte der Pfarrgemeinde Elsen.

Die Borchenerin Dr. Mareike Menne thematisierte 2007 in ihrer Dissertation „Herrschaftsstil und Glaubenspraxis“ die Frage, inwieweit die Visitation nicht nur kirchlicher Kontrollbesuch des Bischofs in seinen Pfarrgemeinden war, sondern zugleich auch Inszenierung von Herrschaft, da der Fürstbischof ja in einer Person gleichzeitig geistliches Oberhaupt seines Bistums und weltlicher Herrscher im Hochstift war.

Schließlich ist 2009 aus dem Nachlass des verstorbenen Bernhard Fluck ein Buch mit dem Titel „Ein Bild vom Antlitz seiner Herde“ herausgegeben worden, das die Lage der Pfarreien im Bistum Paderborn nach den Protokollen der Visitation Dietrich Adolfs von der Recke untersucht.

Die Bücher von Mareike Menne und Bernhard Fluck sind beide in der Reihe „Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte“ des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn, erschienen.

Die wesentlichen Ergebnisse dieser Untersuchungen, soweit sie Elsen betreffen, sollen im Folgenden kurz dargestellt werden.

Der Visitor

Fürstbischof Dietrich Adolf von der Recke wurde 1601 in einer westfälischen Adelsfamilie in Kurl bei Dortmund geboren. Er besuchte das Jesuiten-seminar in Fulda, studierte Jura in Mainz und schloss dieses Studium mit



Fürstbischof Dietrich Adolf von der Recke (nach einem Kupferstich)

der Promotion zum Doktor beider Rechte ab. Anschließend studierte er in Rom Theologie und schlug die geistliche Laufbahn ein. Er avancierte 1620 zum Domherrn, 1627 zum Domdechanten, holte 1629 die Priesterweihe nach und wurde 1643 zum Dompropst in Paderborn ernannt.

Erfolgreich, vor allem dank französischer Unterstützung, setzte er sich ab 1646 als Gesandter auf dem Friedenskongress in Münster nach dem verheerenden Dreißigjährigen Krieg für den Erhalt des Bistums Paderborn ein.

Nach dem Tode seines Vorgängers, Fürstbischof Ferdinand von Bayern, wurde er 1650 vom Domkapitel zum Bischof von Paderborn gewählt. Neu war daran, dass Dietrich Adolf nicht wie eine Reihe seiner Vorgänger gleichzeitig Bischof und Regent in mehreren Bistümern war, sondern dass er nur ein Territorium regierte und auch dauerhaft in seiner Bischofsstadt Paderborn residierte. Das trug zu einer erheblichen Intensivierung der geistlichen und weltlichen Verwaltung des Bistums bei, zumal der Bischof offensichtlich seine Pflichten sehr ernst nahm und rastlos tätig war.

Zu diesen Pflichten, die den Bischöfen durch das Konzil von Trient (1545 – 1563), das grundlegend für die Erneuerung der katholischen Kirche nach den Wirren der Reformation war, noch einmal besonders eingeschärft worden waren, gehörte die regelmäßige Visitation ihrer Pfarrgemeinden.

Unter Fürstbischof Dietrich Adolf von der Recke begann übrigens auch die groß angelegte innere Umgestaltung des Paderborner Doms im Stile des Barocks, die – nebenbei bemerkt – auch indirekte Folgen für Elsen hatte. Der 1516 vom Domherrn Hermann von Krevet gestiftete Altar der vier lateinischen Kirchenväter Augustinus, Ambrosius, Gregor der Große und Hieronymus, der in der Dreifaltigkeitskapelle des Domes abgebrochen wurde, gelangte nämlich auf den Elsener Kleehof. In dessen Kapelle ist er heute leider nicht mehr vorhanden. Das Domkapitel hatte den ihm gehörigen Hof 1651 zu lebenslangem Nießbrauch dem Dompropst Johann Wilhelm von



Grabdenkmal des Bischofs Dietrich Adolf im Paderborner Dom

Sintzig überlassen, und zwar aus Dankbarkeit dafür, dass er 1631 den neuen Liborischrein und den Domschatz vor dem Zugriff der Hessen nach Münster gerettet hatte.

Als Begleiter des Bischofs bei der Visitation in Elsen begegnet uns Johann Wilhelm von Sintzig wieder, zu dessen Archidiakonats die Pfarrgemeinde gehörte.

Die Vorbereitung der Visitation

Die geplante Visitation wurde vom Bischof sehr sorgfältig vorbereitet. Allen zu besuchenden Pfarreien wurde vorher eine „Indictio visitationis“ (Ankündigung der Visitation) mit zwei beigefügten „Monita“ (Ermahnungen) zugesandt. In diesen drei Schreiben wurden Beweggründe und Ziele der Visitation dargestellt und ihr vorgesehener genauer Ablauf in der jeweiligen Gemeinde angeordnet.

Allen Gemeindemitgliedern, die während der Visitation in der Beichte ihre Sünden bekennen, sollte gemäß einem Breve Papst Innozenz X. (1644 – 1655) ein vollkommener Ablass gewährt werden.

Jede Gemeinde hatte den Bischof auf dem Friedhof zu empfangen und zur Kirche zu geleiten, wo die hl. Messe gelesen und eine kurze Ermahnung an die Versammelten gerichtet werden sollte. Eine feierliche Prozession um den Friedhof sollte folgen, bei der der Bischof die Absolution für die Verstorbenen erteilen würde.

In der Kirche sollten dann das Gebäude, die liturgischen Geräte und Paramente und die Kirchenbücher überprüft werden. Ungeweihte Kirchen, Altäre und Kultgegenstände waren im Vorfeld zu melden, damit sie während der Visitation geweiht werden konnten.

Vorzubereiten und vorzulegen waren Verzeichnisse über das Inventar, z. B. Messgewänder, Kirchengewänder und Reliquien, ferner Berichte mit Angaben über die Gründung der Kirche, über den Kirchenpatron, über Einkünfte, Rechte und Pflichten des Pfarrers, über Schule und religiöse Unterweisung, über Beschwerden und Missbräuche in der Gemeinde und schließlich über am Ort lebende Nichtkatholiken.

Verlauf und Ergebnisse der Visitation in Elsen

Die Visitation in Elsen fand im Jahre 1654 statt, und zwar offensichtlich nicht zufällig am 9. Oktober, dem Tag des Kirchenpatrons St. Dionysius.

Dr. Gerhard Franke hat in seinem oben erwähnten Aufsatz die im Erzbischöflichen Archiv in Paderborn erhaltenen verschiedenen protokollarischen Aufzeichnungen zur Visitation in Elsen in lateinischer Sprache und deutscher Übersetzung vorgelegt.

Sie ergeben das folgende Bild:

Bischof Dietrich Adolf von der Recke war in Begleitung von Weihbischof Bernhard Frick und – wie oben erwähnt - des für Elsen zuständigen Archidiakons, Dompropst Johann Wilhelm Freiherr von Sintzig, erschienen.

Nach dem beschriebenen Empfangszeremoniell und vor der Messfeier konsekrierte der Weihbischof den geschändeten Hochaltar zu Ehren des hl. Dionysius neu und legte Reliquien der hl. Hippolyt, Agatha, der Gefährten des hl. Victor und von Maria Magdalena hinein.

Er ordnete im Namen des Fürstbischofs an, dass in Zukunft der Jahrestag der Kirchweihe nicht wie bisher am Festtag des hl. Dionysius, also am 9. Oktober, begangen werden sollte, sondern am unmittelbar vorhergehenden Sonntag. Wenn aber der 9. Oktober auf einen Sonntag falle, solle der Jahrestag der Kirchweihe auf den nächstfolgenden Sonntag verschoben werden.

Nach der Messe, dem feierlichen Segen und der Prozession spendete der Fürstbischof das Firmsakrament. Zuletzt waren vor etwa zehn Jahren 200 Personen gefirmt worden.

Die Gesamtzahl der Pfarrangehörigen wird mit circa 670 angegeben, womit Elsen eines der größten Dörfer der Diözese gewesen sein dürfte. Allerdings gehörten damals zur Pfarrge-

meinde neben Elsen, Nesthausen und Gesseln auch noch Sande und einige umliegende Meierhöfe.

In der Zeit der Firmung ließ sich der Weihbischof durch den Pastor die angeforderten Listen und Aufstellungen (Designationen) vorlegen. Sie gaben Auskunft über Einkünfte und Ausgaben der Kirche, über das Einkommen des Pfarrers und des Küsters, über Beschwerden der Gemeinde und des Pfarrers und über das Kircheninventar.

Pastor war damals Everhard Kronen aus Lippspringe, der 37 Jahre in Elsen wirkte. Er wurde durch den Vikar Pater Arnoldus Fabritius aus dem Paderborner Franziskanerkloster unterstützt. Bei Vakanz der Pfarrstelle war für die Amtsübertragung (Kollation) des Pastors in Elsen der Fürstbischof, für die Amtseinführung (Investitur) der Dompropst als Archidiakon zuständig.

Die vorgefundenen baulichen und sonstigen Zustände der Elsener Kirche widerspiegeln noch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges und die schwierigen Nachkriegsjahre der dadurch verarmten Gemeinde. Das Dach der Kirche war wegen des hohen Alters baufällig. Die Einkünfte der Kirche reichten nicht aus, um Dach und Mauerwerk instand zu erhalten. Die Pfarrangehörigen weigerten sich aber auch, etwas dazu beizusteuern. Wahrscheinlich war nicht Widersetzlichkeit, sondern Verarmung durch den Krieg das Motiv dafür.

Angesichts des schadhaften Daches und Mauerwerks verwundert es nicht, dass mehrfach von Problemen mit Feuchtigkeit in der Kirche die Rede ist. So wurde der Küster beauftragt, dass er Paramente und Kaseln oben an der Altarrückwand aufhängen solle, und zwar so, dass sie nicht durch die Feuchtigkeit der Wand verdorben würden. Schadhafte Kaseln sollte er unverzüglich ausbessern. Der Pastor beklagte, dass bei feuchter Witterung in das nicht unversehrte Bleibecken des Taufsteins Würmer bzw. Raupen als Larven von Motten hineingelangten.

Ein trauriges Bild boten auch die Altäre. Außer dem geschändeten Hochaltar, der, wie gesagt, während der Visitation neu geweiht wurde, standen vor dem Chor noch zwei entweihte Seitenaltäre und ein weiterer in der Sakristei. Von diesen drei Altären war weder ein Weihetitel bekannt noch die mit ihnen verbundenen Einkünfte. Deshalb wurde angeraten, die beiden Seitenaltäre besser zu entfernen.

Unvollständig waren auch die schriftlichen Unterlagen und die Bücher für den Gottesdienst, weil sie nach Aussage des Pastors von Soldaten im Kriege geraubt worden waren. Der Pastor führte je ein Tauf-, Heirats- und Sterberegister und wurde angehalten, in Zukunft auch ein Verzeichnis der Gefirmten anzulegen. Leider sind alle diese Kirchenbücher aus der Mitte des 17. Jahrhunderts in Elsen nicht mehr vorhanden.

Die Aufzählung der sakralen Gegenstände der Elsener Kirche macht einen eher bescheidenen Eindruck. Ausdrücklich genannt werden nur ein vergoldeter Kelch aus Silber, ein altes vergoldetes Ziborium aus Kupfer, eine vergoldete Monstranz, ebenfalls aus Kupfer, und Behältnisse für die



Vergoldeter silberner Kelch von 1628
(Foto: Dr. Gerhard Franke)

geweihten Öle aus Zinn, außerdem Messgewänder und andere, teilweise verschlissene Textilien. Dass diese Ausstattung als eher ärmlich anzusehen ist, wird indirekt allein schon dadurch bestätigt, dass Pastor Kronens Nachfolger, Henricus Borchmeyer, später erhebliche Neuanschaffungen veranlasste. Von allen während der Visitation erwähnten Sakralgegenständen ist allein ein 1628 gestifteter vergoldeter silberner Kelch noch heute im Besitz der St. Dionysius-Pfarrei Elsen.

Dass es in der Gemeinde ein Armutsproblem gab, wird daraus deutlich, dass an drei Terminen im Jahr Almosen verteilt wurden: Erstens am Fest Mariae Reinigung, das heute „Darstellung des Herrn“ heißt und am 2. Februar gefeiert wird, zweitens am zweiten Ostertag und drittens am Festtag des hl. Urban, dem 25. Mai.

An diesem Tage fand auch eine Prozession mit fünf Stationen rings um das Dorf statt, die die Pfarrangehörigen anlässlich einer schweren Feuersbrunst gelobt hatten. Vielleicht ist damit der verheerende Großbrand von 1506 gemeint, dem in Elsen vierzehn Häuser zum Opfer fielen. Am Ende dieser Prozession wurden auf dem Hof Holtgreve, dem heutigen Holthof in der Nähe des Lippesees, Armspenden verteilt. Zu diesem Zweck sollte jeder Bewohner der Elsener Mark ein hausgebackenes Brot mitbringen.

Der Unterricht fand auf zweierlei Weise statt: Zum einen war für Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts der Katechismusunterricht bzw. die Christenlehre verpflichtend. Sie wurde in Elsen durch jemanden aus dem Paderborner Jesuitenkolleg am Kamp erteilt, bei dessen Fehlen durch den Pastor.

Zum anderen wurden in der Schule über den Katechismus hinaus auch Lesen, Schreiben, Kirchengesang und die Grundrechenarten unterrichtet. Einen eigenen Elementarschullehrer gab es dafür in Elsen nicht, vielmehr war der Küster zugleich Lehrer. Dass er im lateinischen Text nicht als „ludimagister“, sondern als „ludirector“ bezeichnet wird, lässt darauf schließen, dass Elsen eine mehrklassige Schule hatte. Eine Schulpflicht gab es noch nicht, der Schulbesuch wurde aber immer wieder als sittliche Pflicht eingeschärft.

Über die Einkünfte des Pfarrers und des Küsters erfahren wir recht wenig. Es ist auch schwierig, sich davon ein Bild zu machen, weil eine gemischte Entlohnung üblich war, also eine Bezahlung in Land, Geld und Naturalien.

Der Küster erhielt für seinen Kirchendienst fünf Malter zwei Scheffel Korn, außerdem stand ihm von den Eltern Schulgeld zu. Ob es aber angesichts der allgemeinen Notlage wirklich immer gezahlt wurde, ist eine andere Frage.

Zum Einkommen des Pfarrers zählte die Nutzung von Grundstücken des Kirchenlandes in eigener Landwirtschaft (das so genannte „Küchenland“). Dass der Elsener Pastor darauf angewiesen war, wird daraus deutlich, dass er sich beschwerte, Vieh hüten zu müssen. Hinzu kamen eventuell Einkünfte aus verpachtetem Kirchenland (das so genannte „Meierland“) in Form von Kornrente und Dienstleistungen. Relativ gering war meist die Geldrente, die aber ergänzt wurde durch Naturalabgaben der Gemeinemitglieder. Außerdem fielen bei Taufen, Trauungen, Beerdigungen und ähnlichen Amtshandlungen jeweils so genannte Stolgebühren an.

Konkret erfahren wir nur, dass der Pastor einige seinem Pfarramt zugehörige Äcker, insgesamt an die sieben Morgen, gegen gewisse zum Hof Surholt gelegene Äcker mit dem Dompropst getauscht habe und dass er mit dem Wert und der Güte der Grundstücke zufrieden sei. Bemängelt wurde im Visitationsprotokoll, dass dieser Tausch ohne vorheriges Wissen und Einwilligung des Fürstbischofs vorgenommen worden sei. Mit dem Hof „Surholt“ ist der Kleehof gemeint, den das Domkapitel, wie oben dargestellt, dem Dompropst Johann Wilhelm von Sintzig zu lebenslangem Nießbrauch überlassen hatte.

Fazit

Alles in allem zeigt die Visitation in Elsen und anderswo, dass in den Jahren 1654 bis 1656 die Folgen des Dreißigjährigen Krieges noch längst nicht überwunden waren, sondern dass sich im Zustand der Kirchengebäude und ihres Inventars, aber auch in den geringen Einkünften von Pfarrer und Küster vor allem eine sehr prekäre finanzielle Lage der Pfarrei und ihrer Mitglieder widerspiegelt.

Das scheint sich aber, wie die relativ zahlreichen Neuanschaffungen für die Kirchenausstattung durch Pfarrer Borchmeyer, den Nachfolger von Pfarrer Kronen, belegen, bis zur Jahrhundertwende allmählich, aber kontinuierlich verbessert zu haben, auch wenn die Finanzlage nach wie vor angespannt blieb.

Für beides, den Aufbauwillen, aber auch die Schwierigkeiten mit der Finanzierung, spricht eine Nachricht aus dem Jahre 1665: Der Klee Hof hatte aus dem Jahre 1664 noch einige Restabgaben zu zahlen. Pfarrer Borchmeyer bat daher das Domkapitel als Besitzer des Hofes, dieses Geld für die sehr baufällige Kirche in Elsen verwenden zu dürfen, was ihm auch genehmigt wurde.

Benutzte Literatur:

Harald Kindl: Die Generalvisitation Dietrich Adolfs von der Recke (1654 – 1656), in: Paul-Werner Scheele (Hrsg.): Paderbornensis Ecclesia. Beiträge zur Geschichte des Erzbistums Paderborn. Festschrift für Lorenz Kardinal Jaeger zum 80. Geburtstag am 23. September 1972, München 1972

Gerhard Franke: Die Visitation durch Bischof Dietrich Adolf von der Recke in Elsen. Ein pfarrhistorischer Kommentar zu den Visitationsakten, in: Westfälische Zeitschrift 154 (2004), S. 221 – 271

Mareike Menne: Herrschaftsstil und Glaubenspraxis. Bischöfliche Visitation und die Inszenierung von Herrschaft im Fürstbistum Paderborn 1654 – 1691, Paderborn 2007

Bernhard Fluck: „Ein Bild vom Antlitz seiner Herde“. Die Lage der Pfarreien im Bistum Paderborn nach den Protokollen der Visitation Dietrich Adolfs von der Recke 1654 – 1656, Paderborn 2009

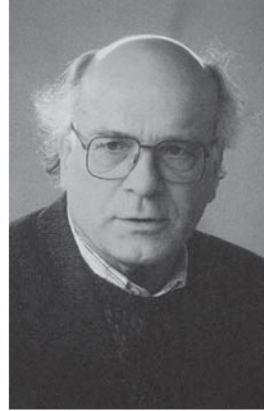
Günter Wißbrock

Ein Elsener Künstler im Paderborner Dom Richard Sehrbrock (1929 –2002)

Altarbilder in den Seitenkapellen

Der Dom als die Haupt- und Mutterkirche des Bistums Paderborn erfreut sich immer wieder zahlreicher Besucherscharen, sei es zur Mitfeier der Gottesdienste, besonders zu Libori und den Hochfesten des Kirchenjahres, sei es aus kunstgeschichtlichem Interesse.

Auch Elsener trifft man dort häufig. Aber ob ihnen wohl bewusst ist, dass auch einer ihrer verstorbenen Elsener Mitbürger zur künstlerischen Ausgestaltung des Domes nach den furchtbaren Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs beigetragen hat? Freilich blühen seine vier Gemälde auch ein wenig im Verborgenen, denn sie schmücken ausschließlich die Altäre der Seitenkapellen. Diese aber sind meistens verschlossen, und es bedarf schon eines Blickes durch die Lücken der kunstvollen perspektivischen Gitter, um einen näheren Eindruck von Richard Sehrbrocks Altarbildern zu erhalten.



Richard Sehrbrock (1991)

Meinolphuskapelle

Wenn man den Dom auf der Nordseite durch die Rote Pforte betritt, stößt man sofort in der ersten der barocken Seitenkapellen auf ein Sehrbrock-Bild. Diese Kapelle war ursprünglich dem Apostel Andreas geweiht, erhielt aber nach einem Umbau im barocken

Stil den heiligen Meinolf als Patron, dessen Statue heute als Bekrönungsfigur über dem Portal steht. Durch eine Inschrift an diesem Portal wird die Meinolphuskapelle auch als „Schützenkapelle“ bezeichnet, weil der Paderborner Bürgerschützenverein sich seit langen Jahren mehrfach für die Renovierung der Kapelle engagiert hat.

Der letzten dieser Renovierungen verdankt auch das vom Schützenverein als Zeichen seiner Verbundenheit zur Paderborner Kirche gestiftete und von Richard Sehrbrock 1993 geschaffene Altarbild seine Entstehung. Es wurde am 27. Mai 1994 in einer feierlichen Andacht übergeben und von Domdechant Dr. Heribert Schmitz geweiht.

Sinnfälligerweise greift das Bild in seinen Motiven die Hauptetappen der wechselvollen Geschichte der Kapelle auf, denn es zeigt die Heiligen Andreas, Meinolf und den Schützenpatron Sebastian.



Altargemälde in der Meinolphuskapelle

Am in der Mitte durch die Sonne aufgerissenen, dunkel bewölkten Himmel, der sehr expressiv wirkt, halten drei schwebende Putten eine geschwungene Schriftrolle mit der lateinischen Inschrift „In honorem St. Andree, St. Sebastiani, St. Meinolphi“ (Zu Ehren der Heiligen Andreas, Sebastian und Meinolf). Die Zahl der Putten wiederholt sich also in der Zahl der Heiligen.

Vom Betrachter aus links steht der bärtige Apostel Andreas in langem, hellem Gewande mit grün-braunem Überwurf. Er hält mit der linken Hand sein typisches Attribut, das schräggestellte Andreaskreuz, an dem er das Martyrium erlitt. Zu seinen Füßen erinnert eine Inschrift an die Stiftung des Bildes durch den Paderborner Bürgerschützenverein. Andreas steht auf einer Art Felsplateau leicht diagonal, so dass sein Blick und die rechte Hand auf die anderen beiden Personen des Bildes gerichtet sind.

Möglicherweise war es eine besondere Geste Richard Sehrbrocks an die Stifter des Bildes, dass der Schützenheilige Sebastian die Mitte des Gemäldes einnimmt und auch sonst durch seine kräftige Gestalt, seine Körpergröße und durch seinen Umhang in flammendem Rot die Blicke auf sich zieht.

Die typische Uniform und das Schwert, an das er mit der linken Hand greift, weisen ihn als römischen Soldaten aus. Sebastian war als Offizier Leiter der Leibgarde des römischen Kaisers Diokletian, von dem er wegen seines christlichen Glaubens zum Tode durch Erschießen mit Pfeilen verurteilt wurde. Als der Totgeglaubte sich jedoch wieder erholte und dem Kaiser Vorwürfe wegen seiner grausamen Christenverfolgung machte, wurde er zu Tode geprügelt.

Richard Sehrbrock erinnert durch die drei Pfeile, die der Heilige in der rechten Hand hält, an diese Todesumstände des Märtyrers, stellt durch dieses Attribut aber zugleich auch den Zusammenhang zu seiner Verehrung durch die Schützen her. Sehrbrock greift damit auch eine der beiden klassischen Darstellungsweisen des hl. Sebastian auf. Eine andere zeigt ihn mit entblößtem Körper, von Pfeilen durchbohrt und an einen Baumstamm oder eine Säule gebunden. Seit seiner Anrufung während der Pestepidemie in Rom im Jahre 680 nach Christus galt Sebastian auch als Pestheiliger, weil die Pfeile als Symbole plötzlich auftretender Krankheiten gedeutet wurden.

Übrigens verbirgt sich in der Person des hl. Sebastian, wie Richard Sehrbrock ihn darstellt, noch ein besonderer Bezug zu Elsen, denn der Kopf des Heiligen ist unverkennbar ein Porträt eines Elsener Mitbürgers, nämlich von Michael Ikenmeyer, Sohn von Sehrbrocks Freund Anton Ikenmeyer.

Auch die dritte Person auf dem Bild, der heilige Archidiakon Meinolf, ist durch die Darstellung von der Seite her, durch die Geste der rechten Hand und die Blickrichtung auf die Bildmitte hin orientiert, so dass das Gemälde auf diese Weise seine innere Einheit findet. Meinolf, gekleidet in ein Diakonengewand, hat zwei Attribute: Der ein farbenfrohes Rad schlagende Pfau an seiner Seite verweist auf die Legende, dass der von Meinolf geleiteten Paderborner Delegation, die 836 die Gebeine des hl. Liborius aus Le Mans nach Paderborn transferierte, ein Pfau vorausgeflogen sei. Das Modell einer kreuzförmigen Kirche mit Vierungsturm bzw. Dachreiter in Meinolfs linker Hand weist ihn als Stifter von Kloster Böödeken aus. Die Art der Kirchendarstellung greift hier auf die Tradition der Skulpturen und Reliefs des hl. Meinolf in der Meinolphus-, der Dreifaltigkeits- und der Vituskapelle des Doms zurück.

Insgesamt hat Sehrbrock also die Distanz zwischen den Lebenszeiten der drei Heiligen, des Apostels und Zeitgenossen Christi Andreas, des frühchristlichen Märtyrers Sebastian und des spätkarolingischen Archidiakons Meinolf aufgehoben und sie in einen fiktiven räumlichen Zusammenhang gestellt. Damit hat er symbolisch ausgedrückt, dass alle drei am gleichen Ort in der gleichen Kapelle verehrt werden.

Dreifaltigkeitskapelle

Auch die Dreifaltigkeitskapelle, die dritte Kapelle von Westen im südlichen Seitenschiff, hat ein Altarbild von Richard Sehrbrock.

Die Kapelle, die ursprünglich aus dem späten Mittelalter stammt, hat noch einen weiteren Bezug zu Elsen. Sie wurde nämlich in der Barockzeit 1657 durch Dompropst Johann Wilhelm von Sintzig (+ 1664) erneuert, der sich dort auch seine Grabloge herrichten ließ. Dabei gelangte der 1516 vom Domherrn Hermann von Krevet gestiftete Altar der vier lateinischen Kirchenväter Augustinus, Ambrosius, Gregor der Große und Hieronymus, der in der Dreifaltigkeitskapelle abgebrochen wurde, in



Nach dem Zweiten Weltkrieg wiederhergestellte Dreifaltigkeitskapelle mit noch fehlendem Altargemälde

eine Kapelle auf dem Elsener Klee Hof, wo er später vermutlich durch einen Brand zerstört wurde. Diese Neupositionierung des Altars war kein Zufall, denn der Klee Hof war Dompropst Johann Wilhelm von Sintzig 1651 zu lebenslangem Nießbrauch überlassen worden, aus Dankbarkeit dafür, dass er 1631 im Dreißigjährigen Krieg den neuen Liborischrein und den Domschatz vor dem Zugriff der Hessen nach Münster gerettet hatte. Johann Wilhelm von Sintzig ist auch am 9. Oktober 1654 bei der Visitation der Pfarrei Elsen, die zu seinem Archidiakonat gehörte, als Begleiter des visitierenden Bischofs Dietrich Adolf von der Recke in Elsen belegt.

Das barocke Altargemälde der Dreifaltigkeitskapelle, das die heilige Familie darstellte, wurde ebenfalls im Zweiten Weltkrieg zerstört. Es wurde ersetzt durch ein Altarbild Richard Sehrbrocks, das den „Gesellenvater“ Adolph Kolping (1813 – 1865) zeigt und das aus Anlass von dessen Seligsprechung in Rom im Jahre 1988 im Auftrage der Kolpingfamilie Paderborn Zentral entstanden ist.

Vor einem schlichten braunen Hintergrund sitzt der mit dem Priestertalar gekleidete Adolph Kolping im Kreise von sieben teils stehenden, teils sitzenden jungen Männern in einfacher Kleidung, deren Blicke alle auf ihn gerichtet sind. Der Maler benutzt darüber hinaus verschiedene Mittel, um



Adolph Kolping – Altargemälde in der Dreifaltigkeitskapelle

den Gesellenvater als die zentrale und eigentlich wichtigste Person des Bildes erscheinen zu lassen: Sein Kopf ist heller ausgeleuchtet als die der anderen und das Schwarz des Talars tritt gegenüber den gemischten und gedämpften Farben des übrigen Bildes kräftiger hervor.

Mit der Linken hält er ein Buch, wohl die Bibel, auf den Knien, während die rechte Hand zum Redegestus erhoben ist. Das Bild zeigt Kolping also nicht in einem Einzelporträt, sondern im Zentrum seines Wirkens, bei der Bildungsarbeit in Kleingruppen auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes, gerichtet besonders an die Zielgruppe der wandernden Gesellen.

Konrad-Martin-Kapelle

Bereits in der nächsten Kapelle, der vierten von Westen, der Konrad-Martin-Kapelle, die früher als „Engelkapelle“ bezeichnet wurde, trifft man wieder auf ein Altarbild von Richard Sehrbrock. Auch hier ersetzt es ein früheres, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde und als Motiv die Aufnahme Mariens in den Himmel hatte.

Im oberen Teil des Gemäldes greift Sehrbrock dieses Motiv wieder auf. Es zeigt, wie Maria in dem für sie charakteristischen wallenden blauen Gewande in einer Wolke von zwei schwebenden Engeln zum Himmel getragen wird. Unter ihr stehen zwei bedeutende Persönlichkeiten der Paderborner Bistumsgeschichte, nämlich der hl. Liborius (ca. 348 – 397) als Dom- und Diözesanpatron und die Ordensgründerin Pauline von Mallinckrodt (1817 – 1881), zusammen mit dem hl. Josef und dem hl. Antonius von Padua.

Wie in der Schützenkapelle hat Richard Sehrbrock also wiederum Personen ganz unterschiedlicher Jahrhunderte auf einem Bild vereint.



Altargemälde in der Konrad-Martin-Kapelle

Für ihre jeweilige Aufnahme in das Gemälde gibt es unterschiedliche Gründe: Eine Inschrift am Sockel unter dem Bild sagt, dass dieser Altar zu Ehren des hl. Josef und des hl. Antonius von Padua errichtet worden sei. Deshalb sind diese beiden Patrone in das neue Altarbild aufgenommen worden. Ebenso sind an der Rückwand der Kapelle in einem kostbaren Traubenreliquiar Reliquien der 1985 selig gesprochenen Pauline von Mallinckrodt aufbewahrt. In der Kapelle hat aber auch Konrad Martin, der während des Kulturkampfes verfolgt und inhaftierte Paderborner Bischof seine Ruhestätte gefunden, wovon sein Grabdenkmal an der Westseite zeugt, das den Anlass zur Umbenennung der Kapelle gab.

Richard Sehrbrocks Altargemälde zeigt an der vom Betrachter aus linken Seite etwas im Hintergrund den hl. Josef, der als sein Attribut eine Lilie als Zeichen seiner Keuschheit über seine Schulter hält.

Vor ihm steht Pauline von Mallinckrodt in der Tracht des von ihr 1849 gegründeten Ordens der Schwestern der christlichen Liebe. Sie hält ein blindes Kind an der Hand, was auf die besondere Fürsorge des Ordens und seiner Gründerin für blinde Menschen hinweist. Auch hinter ihr sind blinde Kinder zu sehen. Mit ihrer linken Hand weist Pauline auf die schwebende Muttergottes hin. Richard Sehrbrock stellt auf diese Weise den bildnerischen und den spirituellen Bezug zum oberen Teil des Gemäldes her.

An der vom Betrachter aus rechten Seite des Bildes steht der jugendliche hl. Antonius von Padua (1195 – 1231), an der braunen, mit einem Strick gegürteten Kutte als Franziskanermönch erkennbar. Er trägt das Jesuskind auf dem rechten Arm, dem er sich liebevoll zuwendet – eine Darstellungsweise, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts häufig ist. Hinter Antonius steht der bärtige hl. Liborius, durch Mitra und Stab als Bischof gekennzeichnet und durch sein traditionelles Attribut, das Buch mit den drei Steinen, identifizierbar. Skulpturen des hl. Josef mit der Lilie und des hl. Antonius mit dem Jesuskinde und ein Altargemälde mit der Himmelfahrt Mariens kannte Richard Sehrbrock auch aus seiner Heimatpfarrkirche St. Dionysius in Elsen. Alle vier Motive waren im Dom ebenfalls an anderen Stellen und in anderen Zusammenhängen bereits dargestellt.

Vituskapelle

Auch in der Vituskapelle, der ersten Kapelle von Osten im südlichen Seitenschiff, stammt das Altarbild von der Hand Richard Sehrbrocks.

Es zeigt den berühmten dänischen Naturforscher Niels Stensens (1638 – 1686), der nach seiner Konversion zur katholischen Kirche unter Bischof Ferdinand II. von Fürstenberg von 1680 bis 1683 Weihbischof von Paderborn und Münster war. Das Bild entstand 1988 im Jahr der Seligsprechung Stensens.

Richard Sehrbrock hat als Vorlage ein älteres Halbporträt Stensens von Christian August Lorenzen (1747 - 1828) verwendet. Im Vergleich beider Bilder lässt sich die Genauigkeit des Auges bewundern, mit der Richard Sehrbrock das Bild Lorenzens nachvollzogen hat. Das Birett, die hochgezogenen Augenbrauen, die suggestiv blickenden Augen, die weit herabgezogene Hakennase, das Bärtchen, der etwas skeptische Mund in dem hager-asketischen Gesicht, sie sind genau getroffen, genauso wie die rechte Hand, die nach dem Bischofskreuz mit Korpus greift, um die Verbindung mit Christus zu verdeutlichen. Sehrbrock stellt den Weihbischof in eine Nische und setzt neben ihn an den vom Betrachter aus rechten oberen Bildrand sein Wappen, auf gelbem Grund ein rotes Herz, aus dem ein blaues Kreuz erwächst. Das Herz



Nach dem Zweiten Weltkrieg wiederhergestellter Altar der Vituskapelle von Heinrich Papen mit noch fehlendem Altargemälde



*Christian August Lorenzen, Niels Stensen
(Vorlage für Richard Sehrbrock)*



Niels Stensen – Altargemälde in der Vituskapelle

symbolisiert den Naturwissenschaftler und Mediziner, das Kreuz seinen Glauben. Unter dem Porträt des seligen Weihbischofs werden in einer Folge von vier Bildern Weihehandlungen Niels Stensens im Kloster Marienmünster dargestellt.

Fazit

Wer Richard Sehrbrock nach dem Betrachten seiner vier Altarbilder im Dom nur als einen der langen Tradition religiöser Malerei verpflichteten Künstler einschätzt, der sich mit technischer Perfektion realistischer Mittel bediente und zugleich ein geschickter Kopist war, sollte bedenken, dass genau das wahrscheinlich der Intention seiner kirchlichen Auftraggeber entsprach. Man wollte die Vorkriegsaltarbilder zwar nicht einfach rekonstruieren, sondern auch auf neuere Entwicklungen in der religiösen Verehrung bestimmter Personen (Adolph Kolping, Pauline von Mallinckrodt, Bischof Konrad Martin) Bezug nehmen, aber doch nicht einfach auf die Kontinuität zu teilweise jahrhundertealten Verehrungstraditionen in den Domkapellen verzichten.

Dass Richard Sehrbrock durchaus auch in der Lage war, stärker stilisierende, abstrahierende und symbolisierende Kunstwerke zu schaffen, zeigen etwa sein großes Bild „Christus nach der Apokalypse“ an der Chorwand der St. Heinrichskirche, die Chorfenster in der Herz-Jesu- und der St. Laurentiuskirche in Paderborn und sein Mahnmal neben der Elsener St. Dionysius-Kirche.

Also, liebe Elsener, bei Ihrem nächsten Besuch im Paderborner Dom sollten Sie einmal besonders an Ihren verstorbenen Mitbürger Richard Sehrbrock denken und einige Blicke durch die perspektivischen Gitter auf die Altargemälde der Kapellen riskieren. Es lohnt sich durchaus!

Benutzte Literatur:

- Heinz Bauer, Friedrich Gerhard Hohmann: Der Dom zu Paderborn, Paderborn, 4. Aufl. 1987
- Karl Hengst: Die Altäre und Benefizien des Paderborner Domes und anliegender Kapellen von 777 – 1550, in: Hans Jürgen Brand, Karl Hengst (Hrsg.): Felix Paderae Civitas. Der heilige Liborius 836 – 1986, Paderborn 1986
- Anton Ikenmeyer: In memoriam – Richard Sehrbrock. Ein Leben mit der Kunst, in: Elsener Nachrichten Nr. 157, Frühjahr 2003, S. 13 – 19
- Uwe Lobbedey: Der Paderborner Dom, München 1990
- Margarete Niggemeyer: Eine Wolke von Zeugen. Die Heiligen im Hohen Dom zu Paderborn, Paderborn 2007
- Sabine Poeschel: Handbuch der Ikonographie, Darmstadt 2005
- Richard Sehrbrock, in: Friederike Steinmann, Karl Josef Schwieters, Michael Aßmann: Paderborner Künstlerlexikon, Paderborn 1994, S. 250f.

Günter Wißbrock

Elsen und die Belagerung Paderborns im Jahre 1647

In der vom Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn, herausgegebenen Buchreihe „Studien und Quellen zur Geschichte Westfalens“ ist im März dieses Jahres ein dickleibiges, fast 1200 Seiten umfassendes Werk erschienen. Es handelt sich um die Geschichte des Jesuitenkollegs in Paderborn in den Jahren 1580 bis 1659, verfasst von dem aus Lichtenau gebürtigen Jesuitenpater Johannes Sander (1596 – 1674), aus dem Lateinischen übersetzt von Gerhard Ludwig Kneißler und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Gerhard Hohmann.

Was auf den ersten Blick eine reine Geschichte der örtlichen Niederlassung eines Ordens zu sein scheint, ist in Wirklichkeit viel mehr, denn Pater Sander SJ hat als wacher und interessierter Zeitgenosse auch die weltliche Geschichte der Stadt und des Hochstifts Paderborn verfolgt und sie lebendig und detailliert erzählt.

Besonders gilt das auch für die militärischen Auseinandersetzungen des Dreißigjährigen Krieges (1618 – 1648), die Sander mit den übrigen Paderbornern erlebt und erlitten hat. Die

Belagerung der Stadt im Jahre 1647 ist in der Literatur zur Paderborner Geschichte zwar längst bekannt, aber nirgends ist sie in der Farbigkeit und Breite wiedergegeben wie bei Johannes Sander und kaum wird auf ihre indirekte Bedeutung für Elsen eingegangen.



Die Vorgeschichte

Der Dreißigjährige Krieg hat seine Ursache vor allem in dem religiösen Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten seit der Glaubensspaltung als Folge der Reformation. Dieses Spannungsverhältnis verband sich aber von Anfang an mit einem zweiten, eher politischen: Während der katholische Kaiser Ferdinand II. aus dem Hause Habsburg im ganzen Reiche und in seinen habsburgischen Erblanden, zu denen auch die weitgehend protestantisch gewordenen Länder Böhmen und Ungarn gehörten, nach religiöser und politischer Einheit unter seiner Führung strebte, pochten der protestantische böhmische Adel und der ebenfalls evangelisch gewordene Teil der Reichsfürsten auf Einhaltung der Glaubensfreiheit, die ihnen vorher im „Majestätsbrief“ Kaiser Rudolfs II.

Kaiser Ferdinand II. (1578 - 1637)



von 1609 zugesprochen worden war. Zugleich versprachen die Fürsten sich durch eine Schwächung des Kaisers größere Macht, mehr Selbstständigkeit und mehr Mitbestimmung im Reich.

Zum Eklat, der zum Kriege führte, kam es 1618, als aufständische böhmische Adlige die beiden kaiserlichen Räte Martinitz und Slawata aus einem Fenster des Prager Schlosses auf dem Hradschin stürzten.

Die protestantischen Fürsten, mit Ausnahme Kursachsens, hatten sich bereits 1608 zu einem Bündnis, der Union, unter Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, einem Calvinisten, zusammengeschlossen. 1609 entstand das katholische Gegenbündnis, die Liga, unter Herzog Maximilian I. von Bayern.



Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der „Winterkönig“ (1596 - 1632)

Die aufständischen Böhmen erklärten Ferdinand II. für abgesetzt und wählten Friedrich V. zu ihrem König. Dieser - wegen seiner kurzen Regierungszeit auch der „Winterkönig“ genannt - wurde aber schon 1620 in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag von den kaiserlichen Truppen geschlagen und floh in die Niederlande. Die adeligen Führer des Aufstandes wurden zum Tode verurteilt, Böhmen wurde zwangsweise rekatholisiert, und viele Protestanten verließen das Land.

Der Vormarsch des katholischen Ligaheeres und der kaiserlichen Armee unter dem Feldherrn Albrecht von Wallenstein nach



Albrecht von Wallenstein (1583 - 1634)

Norddeutschland und der damit verbundene Machtzuwachs für die Katholiken und den habsburgischen Kaiser führten jedoch dazu, dass sich die protestantischen nordischen Staaten Dänemark und Schweden in ihren Interessen im Nord- und Ostseeraum beeinträchtigt sahen und 1625 bzw. 1630 in den Krieg eintraten.

Das katholische Frankreich war ursprünglich neutral, sah sich aber auch zunehmend durch den Aufstieg der Habsburger, die zugleich in Spanien und im Reich herrschten und so Frankreich gleichsam in die Zange nahmen, bedroht. Deshalb verbündete sich Frankreich trotz des konfessionellen Gegensatzes 1635 mit dem protestantischen Schweden gegen die katholischen Habsburger und war nun auch Kriegspartei.

Die Auseinandersetzung wurde zum europäischen Krieg auf deutschem Boden. Europäische Machtinteressen waren offensichtlich bereits wichtiger geworden als die Sicherung der jeweiligen Konfession.

Der wechselvolle Verlauf des Krieges, in dem der Schlachtentod des Schwedenkönigs Gustav Adolf 1632 und die Ermordung Wallensteins 1634 herausragen, kann hier nicht im einzelnen geschildert werden.

Wichtiger ist die Tatsache, dass der Krieg durch seine Dauer und Intensität entsetzliche Leiden für die Zivilbevölkerung mit sich brachte. Raub, Mord, Brandschatzungen, Vergewaltigungen, Erpressungen, Einquartierungen und rücksichtsloses Eintreiben von Kontributionen waren an der Tagesordnung.

Der Krieg wurde nämlich mit Söldnerheeren geführt, deren Unterhalt nach der Devise „Der Krieg ernährt den Krieg“ vor allem aus der Kriegsbeute bestand, in deren Besitz man sich setzte, ganz gleich, ob die betroffene Bevölkerung der gleichen Konfession wie die jeweiligen Heerführer war oder nicht.



König Gustav II. Adolf von Schweden (1594 - 1632)

Paderborn im Dreißigjährigen Krieg

Paderborn – und damit zumeist auch Elsen – wurde im Dreißigjährigen Krieg besonders in drei Phasen in Mitleidenschaft gezogen.

Im Winter 1622 zog der protestantische Herzog Christian von Braunschweig, der „tolle Christian“, für etwa ein halbes Jahr mit ca. 12000 Soldaten in die Stadt und ihre Umgebung, wo sie furchtbar hausten. Bekanntlich hat Christian ja auch den silbernen Libori-Schrein einschmelzen und das Metall zu „Pfaffenfeind-Talern“ schlagen lassen.

Zu Beginn der zweiten Phase, im Herbst 1631, fiel der ebenfalls protestantische hessische Landgraf Wilhelm V. in das Land ein, zwei Monate darauf der kaiserlich-katholische General von Pappenheim. 1632 kamen den Hessen schwedische Truppen zu Hilfe, und im darauf folgenden Jahre wurde Paderborn durch ein gemeinsames Heer belagert, erobert und für drei Jahre in Besitz genommen. Erst 1636 wurde es nach erneuter Belagerung durch den kaiserlichen General Götze für die katholische Seite zurückerobert.

Hier zeigt sich bereits die gleiche Bündnis constellation von Schweden und Hessen wie 14 Jahre später bei der Belagerung von 1647, die im Mittelpunkt dieses Artikels stehen soll. Und das ist kein Zufall: Die Schweden hatten den Hessen nämlich als Entschädigung für ihre Unterstützung im Krieg im Falle eines Sieges die beiden geistlichen westfälischen Staaten Münster und Paderborn versprochen, und es wurde eben mehrfach versucht, dieses Versprechen schon vorzeitig zu realisieren.

Die hessisch-schwedische Belagerung Paderborns von 1647

Nach den Jahren 1622 und 1631 – 1636 kam es 1646/47 zu einer dritten „heißen Phase“



Paderborn 1647. Kupferstich von Merian

des Krieges im Raum Paderborn, in der die Auseinandersetzung ein letztes Mal zu besonderer Heftigkeit eskalierte.

Das mag auf den ersten Blick erstaunen, denn es hatte sich in Europa längst allgemeine Kriegsmüdigkeit ausgebreitet, die bereits ab 1644 zu Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück führte.

Aber gerade deshalb versuchten die einzelnen Kriegsparteien noch einmal auf dem Schlachtfeld ihre jeweilige Ausgangsposition vor dem endgültigen Friedensschluss zu verbessern. Auch die Hessen wollten daher mit schwedischer Hilfe dem von ihnen im Friedensvertrag beabsichtigten Erwerb des Hochstifts Paderborn dadurch Nachdruck verleihen, dass sie das Gebiet bereits vor den Friedensbeschlüssen der Diplomaten de facto als Faustpfand in der Hand hatten.

So wurde Paderborn im Mai 1646 durch schwedische und hessische Truppen unter dem schwedischen Oberkommandierenden General Wrangel erneut belagert, beschossen und schließlich erobert. Die Stadt wurde geplündert, und es wurde ihr auch noch die Zahlung von 25000 Talern Kriegskontribution auferlegt. Im Umfeld der Stadt - und so sicher auch in Elsen - wurden alle Pferde weggeführt, das Getreide aus den Scheunen geholt und die Saat abgeschnitten oder zertrampelt, so dass es zu erheblichen Ernährungsproblemen kam.

Erst im Morgengrauen des 1. Dezember 1646 gelang es dem kaiserlichen Kommandanten der Stadt Wiedenbrück, Balduin von Reumont, der mit ca. 600 Fußsoldaten und 200 Reitern herangezogen war, nach Überklettern der Mauern, Sprengung des Westertores und dreistündigem Kampf die Stadt zurückzuerobern und Hessen und Schweden zu vertreiben. An diese mutige Tat erinnert noch heute die Paderborner Reumontstraße.

Natürlich sannnen Schweden und Hessen auf Revanche und auf endgültige Eroberung Paderborns, zumal die hessische Landgräfin Amalie Elisabeth das politische Ziel ihres inzwischen verstorbenen Mannes, Landgraf Wilhelms V., das Hochstift Paderborn in die Landschaft Hessen-Kassel einzuverleiben, energisch weiterverfolgte.



General Carl von Rabenhaupt (1602 - 1675)

So rückte auf ihre Weisung am 28. August 1647 der hessische General Freiherr von Rabenhaupt mit 2000 Reitern und 4400 Mann Fußvolk aus Delbrück heran und bezog in sicherem Abstand von der Stadt auf einem Feld zwischen Pader und Alme in Richtung Elsen Quartier. Was das für die Zerstörung der Feldflur im Grenzgebiet der Gemarkungen von Paderborn, Elsen und Neuhaus bedeutete, kann man sich lebhaft vorstellen.

Unterstützt wurden die Hessen durch weimarsche Reiter und schwedische Truppen unter dem Grafen Königsmarck. Insgesamt war es ein Heer von stattlicher Größe für die Belagerung einer Stadt. Ihm stand auf der Seite der Belagerten nur eine Besatzung von 800 Soldaten unter dem aus dem heutigen Belgien stammenden Stadtkommandanten Ernst von Bertremoville gegenüber, der allerdings fest zum Kampf entschlossen war. Anders als die Soldaten waren jedoch die Paderborner Bürger nur zum Feuerlösch- und Wachdienst, nicht aber zum aktiven militärischen Wider-

stand bereit, weil sie befürchteten, im Falle einer Niederlage wie im Vorjahre zu hohen finanziellen Bußen verurteilt zu werden. Zahlreiche Bewohner aus den umliegenden Dörfern – und so wohl auch aus Elsen – hatten schon vorher die Flucht ergriffen.

Der Kampf begann am 31. August 1647 im Bereich der „Kuh-Schantz“, einem Erdwall zwischen Neuhäuser- und Westerntor, mit einem Vorgeplänkel mit kleineren Geschützen. Nach der nächtlichen Errichtung eines Podests durch die Belagerer wurde er am 1. September mit zehn größeren Geschützen fortgesetzt. Ein Hagel von Feuerkugeln und Steinen wurde in die Stadt geschleudert. Zwei Türme der Stadtmauer wurden so beschädigt, dass sich die Gräben davor füllten. Um die Mittagszeit machten 700 Verteidiger einen erfolgreichen Ausfall gegen die Belagerer.

In den nächsten Tagen dauerte die Beschießung der Stadt an. Zugleich versuchten sich die Hessen der „Kuh-Schantz“ zu bemächtigen, und sie hoben Schützengräben durch die Gärten aus, um sich dort und in den Stadtgräben zu verschanzen, bis die Mauern ganz zerstört sein würden, um dann den eigentlichen Angriff starten zu können.

Nachts ließ der Stadtkommandant dagegen durch Erdaufschüttung einen mit Palisaden befestigten Platz schaffen, auf dem 60 Mann zur Verteidigung postiert wurden. Rings um den Hügel streute man spitze Steine und stellte umgedrehte Eggen auf. Tagelang wurde um diesen Hügel gekämpft; es gab viele Tote und Verwundete.

Die Verteidiger Paderborns versuchten, die Angreifer auch durch verbale Nadelstiche zu provozieren, tranken ihnen zu, näherten sich ihnen mit Giftbechern und fragten, ob die Hessen Durst auf Paderborner Bier hätten.

Inzwischen waren alle Türme zwischen Neuhäuser- und Westerntor zerstört. Aber die Verteidiger hinter der Mauer waren nicht untätig gewesen. In Tag- und Nachtarbeit wurden neue Gräben an den Mauern in dem natürlichen Fels ausgehoben und so Dämme errichtet, in die als Barrieren mit Ketten verbundene „spanische Reiter“ eingesetzt wurden. An den Stellen, wo der Feind am ehesten hätte eindringen können, wurden Geschütze aufgestellt, die mit Blei- und Eisenkugeln bestückt waren.

Am 7. September durchbrachen die Hessen mit 16 Geschützen die Westernmauer und schlugen eine so breite Bresche, dass drei Wagen nebeneinander hätten in die Stadt einfahren können.

Daraufhin organisierte der unerschrockene Stadtkommandant einen erneuten Ausfall mit 400 Soldaten, die den Feind aus seinen Schützengräben in offenem Kampf bis in das Gelände vor dem hessischen Lager nahe Elsen vertrieben. Sie zertrümmerten Mörser, verstopften Geschütze und entführten zwei Geschütze mit einigen Gefangenen im Triumphzug in die Stadt zurück.

Aber die zähen Belagerer kehrten in der nächsten Nacht zurück und bauten ihre Gräben und Unterstände mit Balken und Planken weiter aus, wofür sie das Bauholz in Elsen zerstörter Gebäude benutzten.



General Hans Christoffer Graf von Königsmarck (1600 - 1663)

Am 13. September, also schon zwei Wochen nach Beginn der Belagerung, versuchten die vereinten Schweden und Hessen noch einmal die Stadt in ihren Besitz zu bekommen, diesmal vor allem mit dem Mittel der psychologischen Kriegsführung. Vorweg wurden wiederum mit 18 Geschützen die Mauern unter Feuer genommen, so dass an vier Stellen große Lücken entstanden, durch die man hätte eindringen können. Die Befestigung am Neuhäuser Tor war derartig niedergerissen, dass Reiter sie hätten übersteigen können. Nachdem die Angreifer auf diese Weise Angst und Schrecken verbreitet hatten, stießen sie aber nicht gleich durch die Breschen in die Stadt vor, sondern sie ließen das ganze Heer sich vor der Mauer aufstellen, „verstärkt“ sogar durch Trossknechte und Marketender, um den Verteidigern durch die schiere Masse Furcht einzujagen.

Dann wurde ein Paukenschläger mit einem von den Generälen Rabenhaupt und Königs-marck unterzeichneten Schreiben in die Stadt hinüberschickt, in dem die Verteidiger aufgefordert wurden, sich angesichts der offenkundig sichtbaren Übermacht zu ergeben. In diesem Falle werde man auch Milde walten lassen.

Der Stadtkommandant aber dachte nicht an Aufgabe und erklärte sich zum Kampfe bereit, während seine Männer die Belagerer provozierten, indem sie an den Mauerlücken zum Schlag der Pauken und zum Klang der Flöten fröhlich tanzten und jubilierten und ihre Gegner mit Schmährufen überhäuften.

Daraufhin zogen sich die zögernden Belagerer in der Nacht zunächst in ihr Lager zurück. Die Soldaten des Stadtkommandanten aber ließen die Gelegenheit nicht ungenutzt: Sie ebneten die Schützengräben vor der Mauer wieder ein und machten die Schlupfwinkel und Befestigungen der Belagerer dem Erdboden gleich.

Am 15. und 16. September zogen diese endgültig in Richtung Delbrück ab. Folgt man der Darstellung von Johannes Sander SJ, so hatten die Belagerer den Mut verloren. Aber aus anderen Quellen wissen wir, dass der kaiserliche General von Lamboy von Köln aus einen Entlastungsangriff für Paderborn auf die ostfriesischen Stützpunkte der Hessen begonnen hatte, so dass sich die Generäle Rabenhaupt und Königs-marck notgedrungen zum schnellen Aufbruch mit ihren Soldaten entschlossen. 800 von ihnen hatten die Belagerung Paderborns mit dem Leben bezahlt, und 80 weitere waren in Gefangenschaft geraten. Die Belagerten zählten dagegen nur 12 Tote und 80 Verwundete. Die Stadt aber hatte schwer gelitten; etwa 100 Häuser waren durch die Geschosse ganz oder teilweise zerstört.

Diplomatisches Nachspiel

Nun ging der Kampf um den Besitz des Paderborner Landes scheinbar endgültig in die Phase der diplomatischen Bemühungen über.

Auch wenn sie Paderborn nicht als Faustpfand in die Hand bekommen hatte, forderte Landgräfin Amalie Elisabeth bei den Friedensverhandlungen in Münster mit schwedischer Unterstützung nach wie vor die Übertragung des Hochstifts Paderborn an die Landgrafschaft Hessen-Kassel.

Da besann man sich in Paderborn auf die alte Verbindung zu Frankreich, auf den 836 aus Anlass der Überführung der Gebeine des heiligen Liborius abgeschlossenen „Liebesbund ewiger Bruderschaft“ mit Le Mans. Das Paderborner Domkapitel sandte Briefe an den Bischof und das Domkapitel von Le Mans und an den leitenden französischen Minister, Kardinal Mazarin, in denen um Unterstützung für den Erhalt der Selbstständigkeit des Hochstifts gebeten wurde.

Und tatsächlich stellte der französische König Ludwig XIV. am 12. Dezember 1647 einen Schutzbrief für Paderborn aus, in dem er sich ausdrücklich darauf bezog, dass das Bistum Paderborn durch seinen Vorgänger Karl den Großen gegründet worden sei. Ohne das

Plazet ihres französischen Verbündeten aber konnten Hessen und Schweden die von ihnen angestrebte Gebietsveränderung in den Friedensverhandlungen nicht erreichen.

So kam es schließlich am 8. April 1648 zu einem Vergleich: Das Hochstift Paderborn blieb in dem bisherigen Umfang erhalten, musste aber 30000 Taler Kriegsentschädigung an Hessen zahlen.

Wir Elsener haben es also dem „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. und letztlich dem heiligen Liborius zu verdanken, dass wir heute keine Hessen sind ...

Diese aber gaben damals trotz des eindeutigen französischen Schutzbriefes immer noch keine Ruhe und versuchten eine neue Belagerung, wurden aber durch das Entsatzheer des kaiserlichen Generals von Lamboy und die Besatzung Paderborns geschlagen und endgültig vertrieben.

Genau eine Woche später wurden in Münster und Osnabrück die Urkunden des Westfälischen Friedens unterzeichnet, der dem dreißigjährigen Ringen ein Ende bereitet und für Paderborn den Vergleich vom 8. April bestätigte.

Fazit

Die Belagerung und Beschießung Paderborns ab dem 31. August 1647 – und nicht etwa die Besetzung Paderborns durch den „tollen Christian“ 1622 – war das folgenschwerste Ereignis für die Stadt in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Nie vorher und nachher hat eine Belagerung volle zwei Wochen gedauert, nie waren die Folgen für Leib und Leben und Hab und Gut schwerwiegender. Auch finanziell war die Stadt danach völlig am Ende. Wie im Zweiten Weltkrieg war also auch im Dreißigjährigen Krieg für Paderborn und Umgebung gerade die Endzeit die mit Abstand schlimmste Phase.

Was aber bedeutete die Belagerung für Elsen?

Zwar war der Ort nicht das eigentliche Ziel der Angreifer, aber anders als die nahe gelegene Stadt schützten ihn auch weder Mauern noch Soldaten. Wenn man davon ausgeht, dass Elsen damals nahezu ein reines Bauerndorf war, dessen Bewohner von Ackerbau und Viehzucht lebten, dann bedeuteten die Verwüstung und der Diebstahl in Gärten und Feldern, das Wegführen der Pferde und das Abschlachten oder Fortführen der übrigen Tiere für viele Einwohner die Vernichtung ihrer wirtschaftlichen Existenz.

Auch das rücksichtslose Hausen in den von den Elsenern verlassenen Häusern, ja in diesem Falle sogar der teilweise Abbruch von Häusern, um Bohlen für das Schanzwerk der Belagerung zu gewinnen, lässt das Urteil zu, dass Elsen zwar anders als Paderborn, aber ebenfalls gravierend unter der Belagerung von 1647 gelitten hat.

Benutzte Literatur:

Johannes Arndt, Der Dreißigjährige Krieg 1618 – 1648, Stuttgart 2009

Frank Göttmann (Hrsg.), Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, Band 2, Die frühe Neuzeit, Paderborn 1999

Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V. (Hrsg.), Elsen. Alte Gemeinde – junger Stadtteil, Elsen 1986

Wilhelm Hucke, Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Wilhelm Richter, Geschichte der Stadt Paderborn, Band 2, Paderborn 1903

Johannes Sander SJ, Geschichte des Jesuitenkollegs in Paderborn 1580 – 1659, Paderborn 2011

Günter Wißbrock

Elsen und die Franziskaner

„Franziskus – Licht aus Assisi“, so heißt eine große Ausstellung vom 9. Dezember dieses Jahres bis zum 6. Mai 2012 im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und im Franziskanerkloster in Paderborn.

Der heilige Franziskus

Die Ausstellung widmet sich dem Leben und Werk des als Giovanni Bernardone (1181/82 –1226) geborenen heiligen Franziskus aus Assisi im mittelitalienischen Umbrien, dem man in seiner Jugend wegen seiner Vorliebe für alles Französische den Beinamen „Francesco“ gegeben hatte.

Als Sohn eines wohlhabenden Textilhändlers lebte er zunächst ganz in dem verschwenderischen Luxus seines Standes. Aber die Erfahrung von Kriegsgefangenschaft und Krankheit bewog ihn zu einer radikalen Umkehr. Gegen den erklärten Willen des Vaters verschmähte er dessen Vermögen, verzichtete auf jeden Besitz und entschied sich für einen völlig neuen Lebensweg, die Nachfolge Christi in demütiger äußerster Armut, in Friedfertigkeit und in tätiger Zuwendung zu den Mitmenschen und allen Geschöpfen.

Die strenge Askese seines Lebensstils machte ihn nicht etwa verhärtet, sondern er strahlte im Gegenteil stets eine fröhliche Grundstimmung aus, wie sie sich zum Beispiel in seinem berühmten „Sonnengesang“, einem uneingeschränkten Lob auf die göttliche Schöpfung, widerspiegelt.

Die Entstehung des Franziskanerordens

Die Ausstellung zeigt auch, wie durch das Charisma des heiligen Franziskus sich sehr bald eine große Schar gleichgesinnter Anhänger zusammenfand und wie dieser Enthusiasmus aus wilder Wurzel vor allem durch das Eingreifen der Päpste und ihre offizielle Anerkennung allmählich in die geregelten Formen eines neuen Ordens übergeleitet wurde.

Franziskus gab seinen Mitbrüdern die Regel „zu leben in Gehorsam, Keuschheit, ohne Eigentum und unseres Herrn Jesu Christi Lehre und Fußspuren zu folgen.“

Frauen orientierten sich ebenfalls an seinem Vorbild: Die heilige Klara von Assisi wurde die Gründerin des Ordens der Klarissen, die auch als „Zweiter Orden“ der franziskanischen Gemeinschaft bezeichnet werden und ihr Armutsideal in strenger Klausur leben. Im „Dritten Orden“, den Tertiären, fanden sich Laien zusammen, die in ihr weltliches Leben Teilaspekte der franziskanischen Ordensregel zu integrieren versuchten.

Franziskus selbst aber empfing nach der Legende im Gebet auf dem Berge La Verna die fünf Wundmale Christi (Stigmatisation), wurde also durch ein ganz am Evangelium ausgerichtetes Leben geradezu „christusförmig“. Schon zwei Jahre nach seinem Tode wurde er 1228 heilig gesprochen.

Ausbreitung und Eigenarten des Franziskanerordens

Dem Vorbild des Franziskus folgten bald Tausende in der ganzen abendländischen Welt. Fünfzig Jahre nach seinem Tode lag die Zahl der Franziskanerklöster bereits bei knapp



Franziskus von Assisi

anderthalb tausend.

Die Franziskaner waren mobiler als die Mitglieder älterer Orden, denn für sie galt nicht die „stabilitas loci“, das lebenslange Gebundensein an ein bestimmtes Kloster, in das man eingetreten war. Auch gab es im Franziskanerorden keinerlei Standesschranken, der Orden war für alle offen. Nicht in die Einöde, sondern mitten in die im Spätmittelalter aufblühenden Städte legten sie ihre Klöster und wandten sich ganz besonders der Seelsorge an den Stadtbürgern zu.

Der Armutsstreit

Auch den Franziskanern blieben jedoch innere Auseinandersetzungen und Spaltungen nicht erspart. Vor allem stritt man darüber, wie streng das Armutsideal des Franziskus auszulegen sei, ob zum Beispiel individueller Armut des einzelnen Mönches auch kollektive Armut des ganzen Klosters zu entsprechen habe.

Als Ergebnis dieses Streits zerfiel der Orden im 15. Jahrhundert praktisch in zwei weitgehend voneinander unabhängige Zweige: einerseits die etwas „laxeren“ Konventualen oder Minoriten (Ordo fratrum minorum = OFM), andererseits die strengeren Observanten. Neben den Observanten bildete sich noch eine zweite Reformgruppe der Franziskaner, die das Armutsideal der franziskanischen Regel in aller Strenge einzuhalten sich bemühte, die Kapuziner und ihr weiblicher Zweig, die Kapuzinessen.

Die franziskanischen Gemeinschaften in unserer Heimat

Die sich in erstaunlicher Geschwindigkeit ausbreitende franziskanische Bewegung erfasste schon recht früh auch Westfalen.

Bereits 1232, nur sechs Jahre nach dem Tode des heiligen Franziskus, entstand das erste Franziskanerkloster in Paderborn am Kamp, das allerdings 1530 in den Wirren der Reformation unterging, weil sich eine Reihe von Patres der neuen Lehre Luthers zuwandten und das Kloster verließen.

Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege kam es 1657/58 zu einer



Franziskanerkloster in Paderborn

Gründung eines zweiten Franziskanerkonvents an der Westernstraße, diesmal durch Vertreter der strengeren Richtung, der Observanten. Dieses Kloster besteht, nach einer Unterbrechung in der Zeit des so genannten „Kulturkampfes“ von 1875 bis 1887, bis zum heutigen Tage.

Im Zuge der Gegenreformation hatten sich bereits 1612 Kapuziner und 1628 Kapuzinessen in Paderborn angesiedelt, deren Klöster bis 1825 bzw. 1827 Bestand hatten. 1711 hatte das Kapuzinerkloster einen P. Conradus aus Elsen als Guardian (Klostervorsteher). Ab 1628 gab es in Paderborn auch ein Klarissenkloster, das allerdings in der Säkularisation im frühen 19. Jahrhundert aufgelöst wurde. Erst 1924 entstand an der heutigen Theodor-Heuss-Straße erneut ein Klarissenkloster, das bis heute existiert.

1863 wurde das zunächst 1860 in Olpe errichtete Mutterhaus der Franziskanerinnen von dort nach Salzkotten verlegt. Die Schwestern dieser Neugründung des 19. Jahrhunderts wirken anders als die Klarissen bis heute segensreich in vielfältigen sozialen Bereichen außerhalb der Klausur. Sie sind Teil des so genannten „Regulierten Dritten Ordens“ der franziskanischen Familie.

Die Franziskaner und Elsen

Angesichts einer solchen Dichte von Klöstern der unterschiedlichen Gemeinschaften der großen franziskanischen Familie in unmittelbarer Nähe zu unserem Heimatort ist es nicht verwunderlich, dass ihre Ausstrahlung auf vielfältige Weise durch die Jahrhunderte auch in Elsen zu spüren ist. Grundsätzlich ist dabei an zweierlei Aspekte zu denken: Das Wirken von Mitgliedern der franziskanisch geprägten Orden in Elsen und das Wirken von Elsenern in diesen Orden an vielen anderen Orten.

Hier können nur knapp die wesentlichen Tatsachen dazu zusammengestellt werden. Wer sich für genauere Daten und Details zum Werdegang einzelner Personen interessiert, sei auf das Elsener Heimatbuch von Wilhelm Hucke verwiesen.

Das Wirken von Franziskanerinnen und Franziskanern in unserem Heimatort

Ob bereits von dem ersten, dem mittelalterlichen Franziskanerkloster in Paderborn am Kamp irgendeine Auswirkung auf Elsen ausgegangen ist oder ob es Elsener als Mitglieder des Konvents gegeben hat, ist meines Wissens nicht überliefert.

Dagegen ist recht bald nach der Gründung des neuen Franziskanerobservantenklosters an der Westernstraße in den Jahren 1657/1658 das Wirken eines Mitglieds aus diesem Konvent in Elsen bezeugt. Pater Arnold Fabritius unterstützte den erkrankten Elsener Pastor Eberhard Cronen (1627 – 1664 in Elsen) als Vikar und führte nach dessen Tod noch drei Monate die Pfarrverweserschaft.

Hucke (S. 41) schreibt, von der Gründung des Klosters an seien die Patres in Elsen „gern gesehene Festprediger bei Patroziniums- und Wallfahrtsfeiern“ gewesen und zudem auch „Aushilfen bei Pfarr- und Frühmessgottesdiensten, falls diese von den kranken und alternden Pfarrherren nicht mehr versehen werden konnten.“

Der Nachfolger von Pastor Cronen, Pastor Borchmeyer (1664 – 1701 in Elsen) stand auch in geschäftlicher Beziehung zu den Paderborner Franziskanern. Für ein 1674 von den Patres Nissing und Nieberck auf Pergament geschriebenes Graduale erhielt das Kloster aus Elsen 14 Holzfuhrten.

Der 1729 verstorbene Elsener Pastor Cothmann hatte während einer mehr als halbjährigen Erkrankung Vertreter aus den Paderborner Klöstern, zuerst den Kapuziner P. Matthäus, dann die Franziskaner P. Viktor Holtkamp, P. Andreas Kappelhof und P. Reginald Block.

1747 wurde die gelegentliche Aushilfe aus gegebenem Anlass sogar zu einer Dauerinstitution umgewandelt. Es wurde ein regelrechter Vertrag zwischen der Elsener Kirchengemeinde und dem Paderborner Franziskanerkloster über eine Frühmessstation abgeschlossen.

Als Pater Malachias Henning 1780 in diesem Rahmen auch um Almosen in Elsen bat, irrte er nachts vom Wege ab, fiel in einen Wassergraben und verstarb infolge der Kälte am Tage Mariae Lichtmess. Ein aus Elsen stammender Pater namens Nikasius Bornemeyer und ein Laienbruder überführten die Leiche nach Paderborn.

Überliefert sind auch eine Rechnung des Paters Maurinus Wiess vom 23.4.1822 für die jährliche Bedienung der Elsener Seelsorgestation und die Beschaffung von Paramenten für die Elsener Pfarrei durch den Pater Eduard von der Bourg im Jahre 1826. Im Oktober 1827 wurde die Seelsorgestation schließlich durch das Franziskanerkloster aufgehoben.

Im Juni 1907 hielten die Franziskanerpatres Eusebius, Quintinus und Elpidius auf Veranlassung von Pfarrer Alpmann unter sehr reger Anteilnahme der Bevölkerung eine Woche lang eine Volksmission in Elsen ab.

Sehr viel später, 1954, übernahmen vier Olper Franziskanerinnen das von der Kirchengemeinde errichtete Schwesternhaus, von denen eine den Kindergarten und eine andere die Kranken der Gemeinde betreute.

Am 25. März 1979 verlieh der Heimat- und Verkehrsverein Elsen anlässlich seines Heimatabends der Franziskanerinnenschwester Alexia eine Ehrenurkunde. Sie war nach mehreren Stationen 1964 nach Elsen gekommen, wo sie über 15 Jahre lang als Krankenschwester tätige Nächstenliebe ausübte.

Aus Elsen stammende Franziskanerinnen und Franziskaner

Wilhelm Hucke listet in seinem Heimatbuch eine ganze Reihe aus Elsen stammender Franziskanerpatres auf, und zwar: P. Oswald Schlenger (1869 - 1952), P. Viktorin Christians (1877 - 1925), seinen Vetter, P. Andreas Christians (1881 - 1946), P. Oswald Schlenger (1885 - 1944), P. Emmeran Meier (1900 - 1976), P. Dr. Viktorin Plessler (1906 - 1975), P. Dr. Adalbert Claus (1905 - 1982), P. Aemilian Siemen (1903 - 1987), seinen Bruder, P. Dr. Aurelius Siemen (1906 - 1992), P. Marcellus Gehrken (1909 - 2004), P. Guido Hußmann (1910 - 1992) und P. Urban Hachmeier (geb. 1936). Neben den Patres nennt Hucke die Ordensbrüder Fr. Pantaleon Mersch (1863 - 1941) und Fr. Marcellus Schumacher (1915 - 1995).

Als aus Elsen stammende Franziskanerinnen zählt Hucke auf: S. Maria Ignatia Finke (1896 - ?), S. Maria Hadumar Bolte (1896 - ?), S. Maria Liboria Tietz (1902 - ?), S. Catherina Gertrud Lange (1831 - 1856), S. Maria Donata Christians (?), S. Maria Laurina Tietz (1900 - 1959), S. Maria Bibiana Marx (1866 - 1940), S. Maria Augustine Mertens (1871 - 1940), S. Maria Conrada Mersch (1873 - 1902), S. Maria Deocara Ikenmeyer (1887 - 1962) und S. Maria Wigberta Ebbes (1892 - 1961).

Die Lebensläufe dieser Elsener Mönche und Nonnen widerspiegeln die vielfältigen Arbeitsgebiete und die besondere Struktur der franziskanischen Orden: Seelsorge, Mission (u. a. in Brasilien), Volksmission, Exerzitien und Wallfahrtsleitung, Erziehung und Unterricht in Schulen und Hochschulen, Krankenpflege, Leitungsfunktionen im Orden und vieles andere mehr. Alle diese Tätigkeiten werden ausgeführt nach gründlichen theologischen und fachlichen Studien und oft bei relativ häufigem Wechsel des Ortes und der Aufgaben.

Beispiel eines franziskanischen Lebenslaufs: P. Urban Hachmeier

Als Beispiel für den typischen abwechslungsreichen Lebensweg eines Franziskanerpatres mit relativ häufigem Orts- und Aufgabenwechsel sei hier der Lebenslauf des bisher letzten heute noch lebenden und im Orden wirkenden Elseners, Pater Urban Hachmeier, kurz dargestellt.

Am 1.4.1936 geboren, besuchte er 1942 - 1948 die Volksschule in Elsen. Nach der Gymnasialzeit in Warendorf und im Franziskanerkolleg St. Ludwig in den Niederlanden legte er das Abitur ab und trat am 12.4.1956 als 20-Jähriger in den Franziskanerorden ein.

Die ersten vier Jahre seines philosophisch-theologischen Studiums verbrachte er an den Ordenshochschulen in Warendorf und Paderborn, gefolgt von zwei weiteren Studienjahren in Assisi. 1962 empfing er die Priesterweihe in Paderborn. Seine priesterliche Tätigkeit begann er als Kaplan an St. Franziskus in Dortmund. 1967 wurde er nach Bochum versetzt und war dort Kaplan an Christ-König. Zugleich unterrichtete er neben seinen Verpflichtungen in der Grundschule auch am Städtischen Schillergymnasium Religionskunde.

1970 übernahmen die Franziskaner auf Bitten des Bischofs von Osnabrück die Pfarrei St. Marien in Hamburg-Altona, zu deren Pfarrer P. Urban ernannt wurde. Das Gebiet der Pfarrei liegt in einem sozialen Brennpunkt in der Nähe von Fischmarkt, Hafen und St. Pauli. Hier war neben der Seelsorge vor allem auch soziales Engagement gefragt.

1989 wurde P. Urban nach Berlin-Wilmersdorf versetzt und übernahm dort als Pfarrer die Leitung der City-Gemeinde St. Ludwig unweit des Kurfürstendamms. Ab 1998 war er auch noch für die Gemeinde St. Albertus Magnus in Berlin-Halensee verantwortlich, die 2004 mit St. Ludwig zusammengelegt wurde.

In diesem Jahre stand für den inzwischen 68jährigen Pater wieder eine Versetzung an: Er wechselte zum Franziskanerkloster Werl, wo er als Guardian (Klostervorsteher) und Wallfahrtsleiter tätig wurde.

2007 schließlich folgte zum bisher letzten Male eine Veränderung: P. Urban kam als Guardian und Seelsorger in das Franziskanerkloster Dorsten, wo er neben der Leitung vor allem Aufgaben in der Klosterkirche und in der Krankenhausseelsorge übernahm, die er bis heute wahrnimmt.



Pater Urban Hachmeier

Besondere Feiern

Sehr feierlich wurden im fahngeschmückten Elsen immer die Primizen der Franziskanerpatres begangen, so z. B. Ostern 1932 die von P. Viktorin Plesser. Am 14.8. des gleichen Jahres folgte dann gleich eine dreifache Primiz, nämlich die der Brüder P. Aurelius und P. Aemilian Siemen und des P. Adalbert Claus.

Diese vier Patres konnten am Patronatsfest des hl. Dionysius am 13.10.1957 gemeinsam ihr silbernes Priesterjubiläum feiern, wozu ein weiterer Elsener Franziskaner, P. Marcellus Gehrken, die Festpredigt hielt.

Ein beliebter Festredner in Elsen war P. Prof. Dr. Adalbert Claus, so etwa beim 75jährigen Jubiläum des Kirchenchors Caecilia im Jahre 1958, aus Anlass des goldenen Priesterjubiläums von Pfarrer Mentrop im Jahre 1963 oder zur Einweihung des von Richard Sehrbrock geschaffenen Mahnmals neben der St. Dionysiuskirche im Jahre 1965.

Vielen Elsenern wird auch noch die launige Festpredigt von P. Urban Hachmeier zur 800-Jahrfeier der Bauernschaft Gesseln am 30. August 2009 auf dem Hof Güllenstern in guter Erinnerung sein, in der sich der Pater humorvoll-nostalgisch an seine Gesselner Jugend erinnerte.

Bildhafte Darstellungen des hl. Franziskus

Gibt es auf Elsener Boden eine bildliche Darstellung des hl. Franziskus? Zwar wird in mehreren Büchern behauptet, das Relief auf dem ältesten Elsener Bildstock aus der Zeit vor 1600, dem so genannten „Nackten Antonius“ (s. Bild nächste Seite) in der Feldflur an der Antoniusstraße, zeige eine Pieta, die von den Franziskanerheiligen Antonius und Franziskus flankiert sei. Die inzwischen ziemlich verwitterte Inschrift an der rechten Seite lautet aber: „Hl. Franziskus Xav., bitte für uns“, weist also nicht auf Franziskus, sondern auf den Jesuitenheiligen Franz Xaver (1506 – 1552) hin. Dass Franziskus nicht gemeint sein kann, erkennt man auch an der ganz und gar „unfranziskanisch“ aufwendigen geistlichen Kleidung, die der hl. Franz Xaver im Gegensatz zum hl. Antonius trägt.

Immerhin zeigt die Statue des hl. Antonius an einem Wandpfeiler der St. Dionysiuskirche, die ihn wie auf dem Bildstock mit dem Christuskind auf dem Arm darstellt, einen ganz typischen Franziskaner in seinem braunen Habit, der durch das Cingulum mit den drei auffälligen Knoten gegürtet ist, die an die drei Gelübde des Ordens Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam ermahnen.



Der hl. Antonius in der St. Dionysius-Kirche

Viele Elsener werden sich noch an eine Darstellung des hl. Franziskus erinnern, die heute leider nicht mehr zu sehen ist. Der Erweiterungsbau der damaligen Volksschule Elsen von 1960, der mit dem 1950/1952 entstandenen Hauptbau durch einen Pausentrakt verbunden ist, war nämlich an der nördlichen Außenwand mit einem Sgraffito von Richard Sehrbrock künstlerisch gestaltet. Es zeigte den hl. Franziskus, wie er den Vögeln predigt. Als später ein weiterer Trakt im rechten Winkel an die bestehenden Gebäude angebaut wurde, war das Franziskus-Sgraffito nur noch im Inneren der Schule zu sehen. Schließlich

Der hl. Franziskus predigt den Vögeln; Sgraffito an der Dionysiuschule; Foto: Stadtarchiv Paderborn, Wolfram Czeschick



Bildstock „Nackten Antonius“



wurde es bei energetischen Sanierungsmaßnahmen im Jahre 2010 ganz verdeckt und verschwand unter der Dämmung. Das Stadtarchiv Paderborn hatte es allerdings vorher fotografisch dokumentiert. Als in den 70er Jahren eine zweite Grundschule in Elsen errichtet wurde und auch für die verbleibende Grundschule die Frage der Namenswahl anstand, war in den schulischen Gremien zeitweise sogar diskutiert worden, ob die Schule nicht den Namen „Franziskusschule“ tragen sollte. Man entschied sich dann aber wegen der engen Verbindung als katholische Grundschule zur katholischen Kirche für den Namenspatron der Kirchengemeinde und wählte den Namen „Dionysiuschule“.

Unweit jenseits der Elsener Grenze auf Schloß Neuhäuser Gebiet ist im August 2010 ein neuer Bildstock geweiht worden. Er steht in einer Nische der Umzäunung des Möbelhauses Finke, da wo sich früher die Gaststätte „Alme Aue“ mit ihrer uralten Linde befand. An dieser Stelle war bereits lange vorher der Platz eines Bildstockes gewesen, der eine Station in der bis 1914 stattfindenden gemeinsamen Prozession der Kirchengemeinden Elsen und Neuhaus am Freitag nach Fronleichnam war.

Auf Anregung des Elseners Karl-Heinz Hermesmeier und beraten durch den Schloß Neuhäuser Ortsheimatpfleger Michael Pavlicic, ließ deshalb der Firmeninhaber Wilfried Finke durch den Paderborner Bildhauer Diwo einen neuen Bildstock erstellen, der dem Gedächtnis seines Vaters, des Firmengründers Franz Finke, gewidmet ist. So war es naheliegend, als Motiv dessen Namenspatron, den hl. Franziskus, zu wählen.

Der Bildstock in Form einer überdachten Stele stellt im oberen Teil den Heiligen in einem Relief dar. Der relativ kleine, schlanke, schmale, barfüßige Mann trägt den Habit seines Ordens mit dem Cingulum und den drei Knoten. In der rechten Hand hält er ein Kreuz, in der linken einen Rosenkranz. Drei Vögel haben sich auf ihm niedergelassen, eine Anspielung auf die legendäre Vogelpredigt des Heiligen und seine Liebe zu allen Geschöpfen.

Die Inschrift in großen Buchstaben „Hl. Franziskus, bitte für uns“ unter der Figur wird noch weiter unten an der Stele in etwas kleineren Buchstaben näher spezifiziert: „Hl. Franziskus, Bruder Immerfroh, erbitte uns ein sonniges Gemüt und ein fröhliches Herz“.



Franziskus-Bildstock an der Almeaue

Fazit

Naturgemäß kann dieser kleine Artikel nur das vom Wirken der Franziskaner in Elsen und von den aus Elsen stammenden Franziskanern berichten, was in irgendeiner Form schriftlich überliefert ist. Er will auch nichts anderes sein als ein kurzer Überblick. Obwohl die Darstellung damit notwendigerweise lückenhaft ist und den Verdiensten der genannten Personen in keiner Weise gerecht werden kann, so kann sie doch eine Ahnung davon geben, dass das „Licht aus Assisi“ seit mehreren Jahrhunderten auch auf Elsen kräftig ausgestrahlt hat. Schon deshalb sollte man sich die eingangs erwähnte Ausstellung unter diesem Titel im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und im Franziskanerkloster nicht entgehen lassen.

Günter Wißbrock

Zwangsarbeiter in Elsen im Zweiten Weltkrieg (1939 – 1945)

Ein Dokument der Menschlichkeit

In der Familie des Elsener Bäckermeisters Willi Heimann wird ein auf den ersten Blick unscheinbarer, etwas verblichener Zettel aus dem Verwandtenkreise aufbewahrt, der allerdings durch einen mit Bleistift in kyrillischen Buchstaben geschriebenen Text in russischer Sprache doch recht ungewöhnlich wirkt.

In der Übersetzung lauten die Zeilen so:

„Genossen!

Beleidigt (bzw. belästigt) nicht dieses Haus und seine Bewohner, insbesondere die alte Frau. Dieses alte Mütterchen hat russischen Gefangenen geholfen. Sie gab in dieser Zeit alles, was sie hatte. Sie kennt viele Russen, eine sehr gute Frau.

Genossen!!! Bitte beleidigt (bzw. belästigt) sie nicht.

Die mit ihr bekannten Russen: Oberleutnant Alexejew
Leutnant Iwanow“

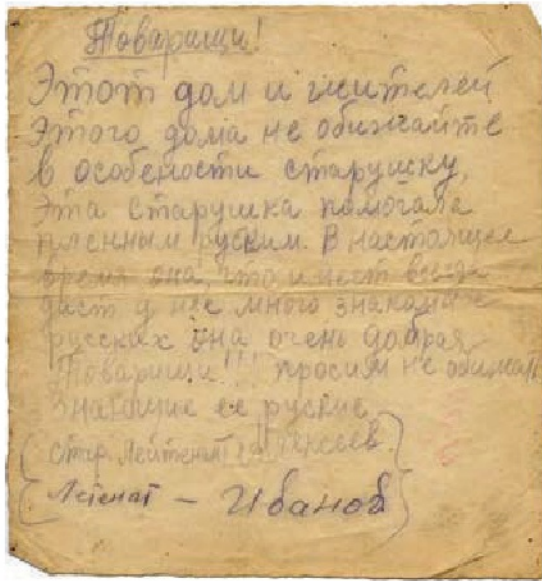
Die „alte Frau“, von der im Text die Rede ist, ist die 1964 verstorbene Anna Jacobsmeyer. Sie war bei Kriegsende bereits verwitwet und bewirtschaftete damals die Hofstelle am Bohlenweg, dem heutigen Bohlenweg, die in Elsen besser bekannt ist als der Hof „Roggenthöns“. Der Zettel mit dem russischen Text war kurz nach Kriegsende außen an der großen Deelentür dieses Hofes befestigt worden.

Offensichtlich hatte Frau Jacobsmeyer aus Menschlichkeit und christlicher Überzeugung russische Gefangene anständig behandelt und ihnen nach Kräften – vor allem wohl mit Nahrungsmitteln – geholfen.

Unter „Gefangene“, von denen auf dem Zettel die Rede ist, lassen sich sowohl Kriegsgefangene als auch Zwangsarbeiter verstehen. Sie wurden damals meist als „Fremdarbeiter“ bezeichnet und es gab sie auch auf dem Hofe Jacobsmeyer wie auf allen anderen Elsener Höfen.

Der Aufruf der beiden Soldaten an ihre russischen Landsleute ist die Antwort auf das Verhalten von Anna Jacobsmeyer: Menschlichkeit sollte nicht mit Unmenschlichkeit vergolten werden.

Was der Familie Jacobsmeyer in der Zeit anarchischer Rechtlosigkeit unmittelbar nach dem Kriegsende im Jahre 1945 sonst hätte drohen können, machen einige Sätze des damaligen Pfarrvikars Hermann Bieker in seinem 1948 unter dem Titel „Die brennende Stadt“ erschienenen Augenzeugenbericht deutlich. Ortschronist Johannes Plesser hat Auszüge dieses Buches in Abschrift der Elsener Chronik hinzugefügt.



Bieker schreibt: „Inzwischen waren die in Sennelager (von den Amerikanern G. W.) befreiten Russen und Polen sich ihrer Freiheit bewusst geworden und zogen plündernd, sengend und vergewaltigend durch die Dörfer ...

Gesseln versuchte sich mit einigem Erfolg durch die Bildung einer Wachorganisation vor diesen Überfällen zu schützen: Das plötzliche Blasen der Wachtalarmhörner und das Urwaldbrüllen der herbeieilenden, mit Gabeln und Äxten bewaffneten Bewohner hatten eine bestimmte moralische Wirkung.

Doch in anderen „Orten bewirkten diese losgelassenen Horden Grauenhaftes. In Almeaue, zwischen Paderborn und Elsen gelegen, umstellten die Russen das Haus Bee spät abends, erzwangen sich den Eingang, trieben die Bewohner unter Schussbedrohung in einen Raum und durchplünderten das Haus. Der Großvater Bee, ein Evakuierter aus Paderborn, der schon zur Ruhe gegangen war, wurde aufgefordert, die Uhr herauszugeben. Da er nicht schnell genug aus dem Bett zum Kleiderschrank kam, wurde er kurzerhand erschossen und mit dem Seitengewehr durchbohrt.“ (Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.), Chronik der Gemeinde Elsen 1901 – 1974, Elsen 2008, S. 308f.).

Die ehemaligen „Fremdarbeiter“ und Kriegsgefangenen, nach dem Kriegsende als „heimatlose Ausländer“, offiziell als DP's (Displaced Persons) bezeichnet, waren keineswegs alle kriminell geworden, aber es fiel vielen unter ihnen, die jetzt plötzlich zur Partei der Sieger gehörten, sicherlich auch schwer, angesichts der erlittenen Vergangenheit ein Unrechtsbewusstsein zu entwickeln. Außerdem muss man berücksichtigen, dass in der allgemeinen Notlage und angesichts der Auflösung der staatlichen Sicherheitsorgane auch unter Deutschen Feld- und Fahrraddiebstähle, Einbrüche, Tauschgeschäfte und Hamsterei, Hehlerei und Schwarzmarktgeschäfte häufig vorkamen.

Zur Quellenlage

Wenn man durch das vorliegende Dokument neugierig geworden ist, was es denn wohl mit dem Phänomen „Zwangsarbeiter“ in Elsen während des Zweiten Weltkriegs auf sich hatte und zu den einschlägigen ortsgeschichtlichen Veröffentlichungen greift, wird man enttäuscht: Das 1961 erschienene Elsener Heimatbuch von Wilhelm Hucke spart den Zweiten Weltkrieg fast ganz aus und auch das 1986 zur 950-Jahrfeier des Ortes herausgegebene Buch „Elsen. Alte Gemeinde – Junger Stadtteil“ erwähnt die Zwangsarbeiter mit keinem Wort. Ebenso schweigt sich die Chronik der Gemeinde Elsen von 1901 – 1974 über das Thema aus.

An fehlenden Quellen kann die mangelnde Aufarbeitung des Komplexes Zwangsarbeiter in Elsen nicht gelegen haben. Denn im Unterschied zur Kernstadt Paderborn, deren Unterlagen im Zweiten Weltkriege weitgehend vernichtet worden sind, bewahrt das Stadtarchiv Paderborn sehr umfangreiches amtliches Aktenmaterial des ehemaligen Amtes Neuhaus, zu dem damals auch die Gemeinde Elsen gehörte. Daraus ließe sich für Elsen allein beinahe ein ganzes Buch schreiben.

Auf dieser Quellenbasis hat 1996 die Studentin Sonja Lübbers ihre Staatsexamensarbeit an der Universität Paderborn über „Kriegsgefangene, Fremdarbeiter und Zwangsarbeiter im Raum Paderborn (1940 – 1945)“ verfasst.

Im Jahre 2005 hat Christa Mertens im Auftrage der Stadt Paderborn aufgrund eines Ratsbeschlusses vom 10. 2. 2000 eine gründliche, quellennahe wissenschaftliche Darstellung der Zwangsarbeit in der Stadt in den Jahren 1933 -1945 vorgelegt und im gleichen Jahr auch einen Buchbeitrag über das spezielle Schicksal der Zwangsarbeiterinnen in Paderborn von 1939 – 1945 veröffentlicht. Frau Mertens hat gemeinsam mit Bürgermeister Paus 2003 im Vorfeld dieser Untersuchungen auch an Zusammenkünften einer Paderborner Delegation mit

ehemaligen ausländischen Zivilarbeitern in Donezk/Ukraine und in Warschau teilgenommen und sie bei dieser Gelegenheit über ihre Zeit in Paderborn und Umgebung interviewt. Außerdem hat sie durch Kontaktaufnahme etwa 50 Erinnerungsberichte von Polen, Ostarbeitern und Franzosen veranlasst, die im Stadtarchiv Paderborn zur Einsichtnahme bereitstehen. Drei von ihnen stammen von Zwangsarbeitern, die in Elsen eingesetzt waren.

Frau Mertens hat durch die Interviews und die Erlebnisberichte die Quellenbasis für heutige Darstellungen des Themas wesentlich erweitert und mehr Anschaulichkeit ermöglicht, als sie die bloße Auswertung der Akten leisten kann.

Bei diesen oben erwähnten Akten des ehemaligen Amtes Neuhaus handelt es sich vor allem um zwei Arten: Einerseits liegen Meldebögen, Aufenthaltsgenehmigungen und Arbeitskarten vor. Aus ihnen lassen sich Name, Geschlecht, Alter, Nationalität, Herkunftsort und Dauer des Arbeitseinsatzes der Zwangsarbeiter sowie Namen und Adressen derjenigen Elsener, in deren Dienste sie vermittelt wurden, ermitteln. Andererseits umfasst ein zweiter großer Aktenbestand den gesamten Bereich der polizeilichen Überwachung der ausländischen Arbeitskräfte, d. h. die Verfolgung und Ahndung von Verstößen verschiedenster Art gegen die rigide Ausländergesetzgebung.

Den Akten beigefügt sind Merkblätter staatlicher Stellen auf der Grundlage dieser Gesetze und Erlasse, die über die gegen die Ausländer gerichteten Zwangsvorschriften und über die den Deutschen vorgeschriebene Art des Umgangs mit ihnen informieren. Aus diesen Unterlagen lassen sich die generelle Zwangslage der Ausländer und das von den Deutschen offiziell geforderte Verhalten ihnen gegenüber, also sozusagen der „Soll-Zustand“ im Sinne des nationalsozialistischen Regimes, rekonstruieren.

Aber es mangelt von deutscher Seite sehr an Material über den „Ist-Zustand“. Wie weit haben sich die Elsener Bürger an die Vorschriften gehalten, wie weit haben sie sie aus Menschlichkeit unterlaufen? Hier bedürften die Akten und die Erlebnisberichte der Ausländer dringend der Ergänzung durch die Aussagen einheimischer Zeitzeugen. Vielleicht kann dieser kleine Artikel Anlass dazu sein, dass einige Elsener ihre konkreten Erinnerungen zu Papier bringen, bevor alle Zeitzeugen gestorben sind.

Erlebnisberichte von ausländischen Zwangsarbeiterinnen in Elsen

So bleibt zunächst nur die Perspektive der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen.

Im Gespräch mit Frau Mertens und Bürgermeister Paus am 23. 10. 2003 in Warschau äußerte z. B. die Polin Lycyna Kabacinska, deren Vater als Kriegsgefangener und deren Mutter als Zwangsarbeiterin auf einem Hof in Elsen gearbeitet hatten, der Bauer sei nicht gut zu ihr gewesen, denn sie habe bereits als Neunjährige auch während der Bombenangriffe mit den Kühen auf die Weide gemusst und deshalb schreckliche Angst gehabt. Aber nicht alle Deutschen seien ihre Feinde gewesen, denn andere Elsener hätten ihnen Essen zugesteckt.

Über die schlechte Behandlung der Zwangsarbeiter polnischer, russischer und französischer Nationalität durch den gleichen Bauern beklagt sich auch eine

Der ukrainische Zwangsarbeiter Nikoley Dudok (geb. 1909) 1942 in Elsen



andere Polin aufgrund von Erzählungen ihres Vaters, während sich eine dritte, in Paderborn geborene Polin, sehr lobend über die verständnisvolle Art des damaligen Besitzerpaares von Gut Ringelsbruch gegenüber ihren Eltern äußert. Nach dem Kriege habe es noch brieflichen Kontakt des Vaters und auch einen Besuch der Mutter auf Gut Ringelsbruch gegeben. Natürlich können so wenige Berichte nicht als repräsentativ für ganz Elsen gelten. Nach der Lektüre aller etwa 50 Erlebnisberichte ehemaliger Zwangsarbeiter im Raum Paderborn lässt sich aber Folgendes vorsichtig generalisieren: Fast alle ausländischen Zivilarbeiter klagen über sehr lange, gering oder gar nicht besoldete Arbeitszeiten und oft schwere Arbeit. Die in den Lagern der Industriebetriebe untergebrachten beschwerten sich meist über mangelnde Quantität und Qualität des Essens („Kohlrübensuppe“, „Fraß“), während solche Klagen bei den in der Landwirtschaft Tätigen kaum auftauchen. Hier gab es beim Essen zwar nicht allgemein, aber doch häufiger auch - staatlicherseits nicht gewünschte - Tischgemeinschaft mit den Bauernfamilien. Sehr unterschiedlich fällt das Urteil über die Behandlung durch die deutschen Arbeitgeber und Arbeitskollegen aus. Es reicht von brutal über gleichgültig bis zu freundlich und hilfsbereit.

Gründe für die Zwangsarbeit

Wie kam es überhaupt zu dem Einsatz von ausländischen Arbeitskräften im Deutschen Reich während des Zweiten Weltkrieges?

Je länger der Krieg dauerte, desto mehr deutsche Männer wurden zur Wehrmacht einberufen und desto größer wurde der Arbeitskräftemangel, besonders in der für die Ernährung wichtigen Landwirtschaft und in der auf Kriegswirtschaft umgestellten Industrie.



Ein Russe aus dem Paderbomer Südlager (Zeichnung von Richard Sehrbrock 1942)

zahlreichen Rekrutierung dieser Arbeitskräfte stand in einem Spannungsverhältnis zu der rassistischen Ideologie der Nationalsozialisten, die die „Fremdvölkischen“, besonders die aus dem Osten, im Deutschen Reich eigentlich gar nicht haben wollten.

Deshalb wurden in den von den Deutschen besetzten Gebieten, vor allem in Polen, Frankreich und der Sowjetunion, zunächst mit großen Versprechungen freiwillige Fremdarbeiter und -arbeiterinnen angeworben und später mehr und mehr in regelrechten Menschenjagden Zwangsrekrutierte in geschlossenen Güterwaggons unter strenger Polizeibewachung und ohne Zielangabe nach Deutschland transportiert. Manche von ihnen waren noch sehr jung, halbe Kinder.

1944 waren in der deutschen Kriegswirtschaft rund 7 Millionen ausländische Arbeitskräfte tätig, davon mehr als 5 Millionen zivile Zwangsarbeiter, unter ihnen fast 2 Millionen Frauen und 2 Millionen Kriegsgefangene. Der Frauenanteil der Zivilarbeiter betrug also insgesamt etwa ein Drittel, bei den Arbeitskräften aus der Sowjetunion sogar knapp mehr als die Hälfte. Der Ausländereinsatz entlastete die Wirtschaft erheblich. Aber deren praktisches Bedürfnis der möglichst

Von ihrem „Herrenmensch“-Standpunkt aus gesehen, waren die verschiedenen Völker ja nicht gleichwertig. Westeuropäer wurden in der Hierarchie der Völker grundsätzlich höher eingestuft als etwa Polen und vor allem Russen, die zu rassistisch minderwertigen „bolschewistischen Untermenschen“ erklärt wurden, unter denen nur noch die Juden und die heute als Sinti und Roma bezeichneten Zigeuner standen.

Aus dieser rassistischen Zuordnung ergab sich, dass westeuropäische Zwangsarbeiter mehr Rechte hatten, besser entlohnt und weniger diskriminiert wurden. Bezeichnenderweise mussten nur die polnischen Zwangsarbeiter ein „P“ und die aus der Sowjetunion die Buchstaben „OST“ als Kennzeichen auf ihrer Kleidung tragen.

Um der „Rassereinheit“ willen und wegen möglicher kommunistischer Beeinflussung wurden die Deutschen offiziell auf äußerste Distanz gerade zu den Arbeitern aus dem Osten verpflichtet. Geschlechtsverkehr zwischen Deutschen und Fremdarbeitern galt deshalb als todeswürdiges Verbrechen. So wurde in Dahl am 8. 1. 1942 wegen dieses „Deliktes“ ein Pole vor den Augen von über 100 als Zeugen herbeigeführten anderen polnischen Zivilarbeitern öffentlich erhängt.



Stoffabzeichen der polnischen Zwangsarbeiter

Die Unterbringung der Elsener Zwangsarbeiter

Bei nahezu allen landwirtschaftlichen Haupt- und Nebenerwerbsbetrieben und auch im Handwerk und Kleingewerbe in Elsen waren die ausländischen Arbeitskräfte auf den jeweiligen Höfen bzw. in den Häusern der Arbeitgeber untergebracht.

Gemeinschaftslager existierten dagegen auf den großen Gütern, dem Almehof, dem Kleehof, Gut Ringelsbruch und Gut Warthe.

Gemeinschaftslager für gewerblich arbeitende ausländische Zivilkräfte befanden sich auf dem Gelände der ehemaligen Ziegelei Junk und im Saal des damaligen Römerkruges, der heutigen Gaststätte Bergschneider.

Während in der Landwirtschaft Polen und Russen bei weitem überwogen, lebten im Lager Römerkrug vor allem Westarbeiter, ausländische Beschäftigte des Reichsbahnausbesserungswerks Hauptbahnhof in Paderborn. Einige von ihnen waren auch zeitweise ausgelagert in das Haus Craesmeyer an der damaligen Adolf-Hitler-Straße, der heutigen Wewerstraße. Der Mietvertrag zwischen der Gastwirtin Witwe Papenkordt



Saal des Römerkruges um 1962/63 (Foto: Josef Weber; Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, S. 330)

und der Deutschen Reichsbahn vom 27. 4. 1943 in Bezug auf den Saal des Römerkruges ist in den Akten erhalten. Er sieht eine Miete von monatlich 120,00 RM für den 360 Quadratmeter großen Saal vor. Gegen eine monatliche Leihgebühr von 15,00 RM stellte die Eigentümerin zusätzlich 7 Tische, 8 Bänke, einen Küchenherd und eine Wasserversorgungspumpe zur Verfügung. Im November 1942 war das Lager Römerkrug mit 71 männlichen Ausländern belegt, davon 26 Franzosen, 25 Belgier, 8 Tschechen, 8 Spanier, 1 Italiener, 1 Rumäne und 2 Polen.

Die polizeiliche Überwachung und Disziplinierung der ausländischen Arbeitskräfte

Auf den ersten Blick ist es erstaunlich, welche Fülle an polizeilichen Protokollen über Strafverfügungen bzw. Festsetzung von Zwangsgeld gegen ausländische Arbeiter in Elsen in den Akten überliefert ist. Weniger verwundert darüber wird man sein, wenn man sich einmal klarmacht, was den „Fremdarbeitern“ alles verboten war.

Verstöße gegen die Ausländergesetze waren u. a. das Nichttragen der diskriminierenden „P“- und „OST“-Abzeichen, das unerlaubte Verlassen des Arbeitsplatzes bzw. die Flucht, die Arbeitsverweigerung, der Diebstahl von Lebensmitteln, das Verlassen der Unterkunft in Zeiten des Ausgehverbots, der Besuch in Wirtshäusern, Vergnügungsstätten und im Kino und das Benutzen öffentlicher Verkehrsmittel oder des Fahrrades. Nur aufgrund dieser engmaschigen Reglementierung ist das Ausmaß der Übertretungen solcher Vorschriften zu verstehen.

Hier können nur einzelne Beispiele aus dem Bereich der Gemeinde Elsen zu diesen „Vergehen“ und ihrer Ahndung angeführt werden, die stellvertretend für relativ viele weitere Fälle stehen. Sie werden jeweils durch die Angabe der Signatur der Fundakte im Stadtarchiv Paderborn belegt.

Ein besonders häufiges „Delikt“ war die Flucht von der Arbeitsstelle. Allein in Elsen lassen sich mehr als zwei Dutzend Fälle nennen. Verständliche Motive waren möglicherweise die Schwere der Arbeit, die Behandlung durch den Arbeitgeber, vor allem aber wohl die Sehnsucht nach der Familie und dem Heimatland.

Zum Beispiel meldete am 27. 11. 1942 der Gendarmerieoberwachmeister Vollmer, dass der bei dem Landwirt Johann Lengeling beschäftigte sowjetrussische Arbeiter Anatoli Adjuschenko am 23. 11. morgens unter Mitnahme von einem Überzieher, einem Paar Schuhe und einem Paar Handschuhe nach unbekannt entwichen sei. Er wurde in der Nacht zum 6. 12. 1942 in Elsen festgenommen und in das Polizeigefängnis in Neuhaus eingeliefert. Auf vier Stellen (Josef Schäfergockel Nr. 129; Wilhelm Kürpick Nr. 90; Franz Nettelbreker Nr. 120; Wellige in Scharmede) hatte er inzwischen Eingemachtes und Brot entwendet und im Scharmeder Wald versteckt. Das Beispiel verdeutlicht, dass die Flucht von der Arbeitsstelle nahezu zwangsläufig mehrere Lebensmitteldiebstähle zur Folge hatte, um überleben zu können (G 5585).

Es gab auch einige Fälle, in denen wegen der Bombardierung entwichene Zwangsarbeiter aus den großen westdeutschen Städten (Köln, Essen, Dortmund) im ländlichen Elsen um Arbeit nachfragten (G 2730).

Kurz vor Kriegsende, am 17. 3. 1945, waren drei französische Arbeiter aus dem Reichsbahnlager Römerkrug geflohen. In einer Stellungnahme der Reichsbahn hieß es dazu: „Da die Leistungen der drei Flüchtigen keineswegs mehr befriedigten, legen wir auf die Rückführung der Genannten keinen Wert“ (G 2515).

Auch ohne Fluchtabsichten kamen Lebensmitteldiebstähle zur Aufbesserung der oft kargen Ernährung häufiger vor. So wurden am 23. 2. 1943 durch den Verwalter auf Gut Ringelsbruch italienische Zivilarbeiter aus einem Lager in Paderborn, die eine Kartoffelmiete aufgebro-

chen hatten, erwischt, mit der Schusswaffe in Schach gehalten und ins Polizeigefängnis Neuhaus eingeliefert (G 2515).

Angezeigt wurde auch der russische Zivilarbeiter Lapenka aus dem Bahnlager in Salzkotten, weil er sich als Bahnarbeiter in Elsen Bahnhof seine Werkzeugtasche mit 7 - 8 kg gepflückter Äpfel vollgepackt hatte. Er musste 30,50 RM Zwangsgeld bezahlen (G 2385).

Der mit Abstand gravierendste Fall von Lebensmitteldiebstahl und seiner Bestrafung ereignete sich im Dezember 1943. Fünf polnische Zwangsarbeiter, von denen vier auf dem Almehof beschäftigt waren, stahlen in Wewer ein Schwein, schlachteten und zerteilten es. Der Haupttäter, Michael Macijewski, wurde am 4. 4. 1944 durch ein Sondergericht zum Tode verurteilt und am 8. 5. 1944 hingerichtet (G 4263).

Eine weitere unerlaubte Möglichkeit, die allzu geringen Essensrationen in den Lagern der Stadt Paderborn aufzubessern, war das Betteln auf dem Lande. So wurde z. B. am 6. 12. 1943 eine ganze Gruppe von Ostarbeitern aus Paderborn beim Erbetteln von Lebensmitteln in Gesseln aufgegriffen (G 4263).

Ein sehr häufiges „Vergehen“ war auch das Nichttragen des stigmatisierenden „P“- oder „OST“-Abzeichens. Der Grund dafür war ganz einfach: Wenn man das Abzeichen nicht trug, konnte man - auf die Gefahr, erwischt und bestraft zu werden - da, wo man nicht bekannt war, alle Rechte eines Deutschen nutzen.

So wurden immer wieder in Elsen arbeitende und wohnende Ausländer in der Stadt Paderborn ohne ihr vorgeschriebenes Kennzeichen aufgegriffen, mehrfach z. B. die polnische Arbeiterin Janina Josefowska vom Almehof (G 4262).

Überhaupt war das Verlassen des Arbeitsplatzes - selbst in der Freizeit - ein oft geahndetes „Delikt“. Beispielsweise wurde der polnische Arbeiter Stanislaus Bubel von Gut Ringelsbruch am 14. 6. 1943 ohne polizeiliche Erlaubnis und ohne P-Kennzeichen auf der Borchener Straße in Paderborn aufgegriffen (G 4262).

Wie kleine Kinder wurden die Zwangsarbeiter auch verpflichtet, nach Einbruch der Dunkelheit sich in ihrer Unterkunft aufzuhalten. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass recht viele Ausländer wegen Verstoßes gegen diese Vorschrift zur Rechenschaft gezogen wurden. Z. B. wurde der polnische Arbeiter Richard Jakubowski vom Almehof zu 40 RM Zwangsgeld, ersatzweise 5 Tage Haft, verurteilt, weil er nachts nicht in seiner Unterkunft angetroffen wurde (G 4262).

Es gab aber auch Ausnahmegenehmigungen. So wurde der beim Landwirt Franz Schwarze in Elsen beschäftigten polnischen Zivilarbeiterin Maria Gryczynska ein Verwandtenbesuch in Göttingen vom 10. - 13. Juli 1942 genehmigt und ihr auch die Benutzung von Straßenbahn und Eisenbahn gestattet (G 2371).

Diese Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und sogar des Fahrrades war - wie gesagt - den Zwangsarbeitern normalerweise völlig untersagt. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Antrag von Frau H. Schnitzmeier (Elsen Nr. 178) vom 17. 12. 1942 an die Polizeibehörde in Neuhaus, in dem es heißt: „Da mein Mann schon 3 Jahre eingezogen ist und ich mit 4 Kindern allein stehe und am Asthma leide, möchte ich für meine Polin Wladislawa Duyka um Genehmigung zum Radfahren nachsuchen. Da ich auswärts wohne und immer weite Wege zu erledigen sind, muss ich alles selbst machen, was mir im Winter sehr beschwerlich ist. Darum bitte ich nochmals um Genehmigung. Zudem möchte die Polin ihren Schwager in Gilserberg über Treysa, Bezirk Kassel, besuchen und bittet um polizeiliche Erlaubnis.“ Bürgermeister Timmerberg bestätigte die Angaben von Frau Schnitzmeier und ihre beiden Anliegen wurden erlaubt (G 5585).

Kleinere Geldbußen wurden in Elsen auch gegen eine Reihe deutscher Arbeitgeber verhängt, weil sie es versäumt hatten, bei ihnen beschäftigte Ausländer anzumelden (G 2384 und G 2385).

*R. Herru Zelnick
für Klageführung!*

**Der Amtsbürgermeister
als Ordnungsbehörde**

228/1943
(Straf. R.)

Neuhaus am 29. Oktober 43

Strasse Nr.

an die polnische Arbeiterin
Maria Jasinski

Festsetzung von Zwangsgeld

ohne vorherige Androhung
auf Grund des § 33 des Polizeiverwaltungsgesetzes
vom 1. 6. 1931 (G. S. 77)

in Elsen
Nr. 14 - Gut Almhof -

Sie sind angezeigt worden, weil Sie
am 16. Oktober 1943 um 16,15 Uhr in Paderborn ange-
triften wurden, ohne in Besitze der polizeilichen Erlaubnis
zum Verlassen Ihres Beschäftigungsortes zu sein. Ausserdem
tragen Sie das Abzeichen über die Kenntlichmachung der im
Reich eingesetzten polnischen Zivilarbeiter nicht.

2 a der Reg. Pol. Verordnung vom 15.1.42 (Ergänzung)
Nichtbefolgung der §§ 1 u. 2 der Reg. Pol. Verordng. vom 8.3.40

Zeugnis des ~~Pol.~~ Kriminal-Angestellten Aschinger - Stapo Paderborn

Es wird deshalb gegen Sie ein Zwangsgeld von 20 RM, für den Unvermögensfall
eine Zwangshaft von 4 Tage n festgesetzt.

Zu diesem Zwangsgelde treten 50 Pf bare Auslagen. Der Gesamtbetrag von 20 RM
50 Pf muß innerhalb zweier Wochen an die Amts Kasse in Neuhaus
in der Zeit von 9 bis 12 Uhr
eingesahlt werden. Bei Barzahlung wollen Sie diese Verfügung vorlegen, bei Einfindung durch die
Post die beifliegende Zahlkarte - Postsparkonto Hannover Nr. 18950 benutzen.
Gegen diese Verfügung können Sie in einer mit dem Tage der Zustellung ab beginnenden Frist
von 2 Wochen das Rechtsmittel der Beschwerde an den Herrn

bei mir schriftlich oder zu Protokoll auf Zimmer
einlegen.

Wird innerhalb der gestellten Frist weder das Rechtsmittel eingelegt noch der Gesamtbetrag gezahlt,
wird diese Verfügung zwangsweise durchgeführt, wodurch Ihnen weitere Kosten entstehen würden.
Für den Fall der nochmaligen Nichtbefolgung der gleichen polizeilichen Vorschrift drohe ich die
erneute Festsetzung eines Zwangsgeldes von 30 RM, für den Unvermögensfall 6 Tage
Zwangshaft, an.

2. Wiedervorlage 15. 11. 43
mit Aufzählung der Vermögensgegenstände

oder: Zugestellt am 1. 11. 43
am

*Wahl, den 6. 11. 43
König
Pb. Nr. 5896*

Zwangsgeld gegen eine Polin vom Almhof

Fazit

Mit Sicherheit war für alle Zwangsarbeiter der oft jahrelange Aufenthalt als weitgehend rechtlose Ausländer in einem verfeindeten Land mit einer offen rassistischen Staatsdoktrin eine schwere Zeit.

Aber ihr jeweiliges Los war schlimmer oder erträglicher, je nachdem, wie sich die Deutschen zu ihnen verhielten. Von diesen wurde vonseiten des Staates absolute Distanz zu den Zwangsarbeitern verlangt. Das galt am strengsten für die Arbeiterinnen und Arbeiter aus dem Osten, die in der Propaganda – ständig wiederholt durch die gleichgeschalteten Medien Rundfunk und Presse - als rassistisch minderwertig hingestellt wurden.

Dennoch – das zeigen die Erlebnisberichte sehr deutlich – gab es trotz Propaganda und Repression für die Deutschen sehr wohl einen individuellen Spielraum, sich mehr oder weniger anständig gegenüber den Zwangsarbeitern zu verhalten.

Wer als Deutscher wie Anna Jacobsmeyer in einer solchen Zeit – nicht ohne persönliches Risiko – den Zwangsarbeitern mit Mitmenschlichkeit begegnete, verdient heute unseren Respekt. Das gilt in gleicher Weise für die beiden russischen Soldaten, die sich nach dem Ende des Krieges nicht in den Sog unterschiedsloser Rachehandlungen an allen Deutschen hereinziehen ließen.

Benutzte Quellen und Literatur:

Stadtarchiv Paderborn, Akten Forschungsprojekt „Zwangsarbeiter“ (Erlebnisberichte sowjetischer, polnischer und französischer Zeitzeugen)

Stadtarchiv Paderborn, Aktenbestand G des ehemaligen Amtes Neuhaus

Karl Hüser (Hrsg.): Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, Band 3, Das 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1999

Sonja Lübbers: Kriegsgefangene, Fremdarbeiter und Zwangsarbeiter im Raum Paderborn (1940 – 1945), Staatsexamensarbeit Universität Paderborn 1996

Christa Mertens: Zwangsarbeit in Paderborn 1933 – 1945, Paderborn 2005

Christa Mertens: Zwangsarbeiterinnen in Paderborn 1939 – 1945, in: Barbara Stambolis: Frauen in Paderborn, Köln 2005, S. 422 – 463

Paderborn 1945 – Leben im Nationalsozialismus und im Krieg (Ausstellungskatalog), Paderborn 1995 (Darin: „Fremdarbeiter“ und Kriegsgefangene, S. 99 – 106)

Dieter Riesenberger: Probleme der DP's – Probleme mit DP's, in: Paderborn 1945 – 1955 Zerstörung und Aufbau (Ausstellungskatalog), Paderborn 1987, S. 99 – 103

Carsten Seichter, Hans-Georg Pütz, Felix Rengstorff (Hrsg.): Zwangsarbeit in Ostwestfalen und Lippe, 1939 – 1945, Bielefeld 2002

Antje Telgenbüscher: Frauen in Paderborn. Vor dem Krieg, im Krieg und nach dem Krieg, 1933 – 1948, Paderborn 1994 (Darin: Die „Fremdarbeiterinnen“, S. 50 – 54)

Günter Wißbrock

Elsen unter den Linden

Nein, mit dem Berliner Prachtboulevard „Unter den Linden“ können und wollen wir Elsener nicht konkurrieren! Zur Zeit wäre das auch gar nicht so wünschenswert, denn für den Bau der U-Bahnlinie 5 vom Brandenburger Tor bis zum Alexanderplatz sind im Februar ein erheblicher Teil der prächtigen Linden abgeholzt worden, und die Straße ist in eine Kraterlandschaft verwandelt worden. Ausgerechnet eine Straße, die auf den Großen Kurfürsten und auf Friedrich den Großen zurückgeht und die Marlene Dietrich mit den Worten besang: „Solange noch Untern Linden die alten Bäume blühen, kann nichts uns überwinden, Berlin bleibt doch Berlin!“

Es ist deshalb kein Wunder, dass in den einschlägigen Leserbriefkommentaren der Berliner Zeitungen von „Schande“ und „Skandal“ die Rede ist und sarkastisch neue Straßennamen wie „Unter den gerupften Linden“, „Baumlosstraße“ und „Kahlschlagweg“ vorgeschlagen werden.

Eine solche systematische Baumfällaktion haben wir in Elsen Gott sei Dank nicht zu befürchten. Sie würde auch großen Schaden anrichten, denn wenn man einmal genau hinsieht, gibt es nicht nur erstaunlich viele Linden in Elsen, sondern sie stehen oft an ganz bestimmten ortsbildprägenden Stellen und haben auch für Straßen und Plätze, einen Hof, zwei frühere Gaststätten und zwei Sportplätze namengebend gewirkt. Doch davon später mehr!

Die Linde im Mittelalter

Die Linde ist kein gewöhnlicher Baum wie jeder andere. In altgermanischer, heidnischer Zeit war sie der Freya geweiht, der Göttin der Fruchtbarkeit und des Frühlings, der Liebe, des Glücks und des Hausstandes.

Seit dem Mittelalter war sie oft als Dorflinde Ortsmittelpunkt. Sie markierte den Versammlungsplatz, den Treffpunkt der Liebenden und den Ort von Frühjahrs- und Tanzfesten, war also ein Sinnbild dörflicher Gemeinschaft und Kommunikation. Aber auch das Gericht, in der Tradition des germanischen „Thing“, tagte häufig unter einer Linde, wo sich Rechtsprechung und oft unmittelbar folgende Urteilsvollstreckung vollzogen.

Die große Bedeutung der Linde im Volksleben des Mittelalters widerspiegelt sich auch in der Dichtung. Ein um 1200 entstandenes Liebeslied des mittelhochdeutschen Dichters Walther von der Vogelweide ist einer der bekanntesten Texte deutscher Literatur:

„Under der linden
an der heide,
da unser zweier bette was,
da mugt ir vinden
schone beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal
tandaradei
schone sanc diu nahtegal.“

(Unter der Linde auf der Heide, wo unser beider Lager war, da könnt ihr entdecken gleichmäßig gebrochen Blumen und Gras. Vor dem Walde in einem Tal – tandaradei – schön sang die Nachtigall.)

Hier bildet die Linde mit der Heide, den Blumen, dem Gras, dem Wald und der singenden Nachtigall eine Bilderkette, die lauter positive Assoziationen hervorrufft und die idyllische

Hintergrundszenerie für die Begegnung zweier Liebender ist. Dieses Motiv kehrt bei vielen anderen mittelalterlichen Dichtern wieder, so dass man von einem Topos, einem festen, immer wieder gebrauchten sprachlichen Bild sprechen kann.

Ebenso berühmt wie das Liebeslied Walthers von der Vogelweide ist eine Episode aus dem Nibelungenlied: Siegfried hat in Drachenblut gebadet und ist dadurch scheinbar unverwundbar geworden. Hagen, der ihm nach dem Leben trachtet, erfährt aber von Kriemhild, dass Siegfried dabei ein Lindenblatt zwischen die Schultern gefallen ist. So kann er ihn an dieser einzigen verwundbaren Stelle hinterrücks mit Siegfrieds eigenem Speer treffen und ihn auf diese Weise ermorden.

Auch in der mittelalterlichen Buchmalerei hat die Linde ihre Spuren hinterlassen, zum Beispiel in der berühmten Großen Heidelberger Liederhandschrift, dem Codex Manesse, vom Beginn des 14. Jahrhunderts.

Das Bild zeigt den Dichter Jakob von Warte in einer Badeszene, die auf blumiger Wiese im Schatten einer stilisierten Linde mit herzförmigen Blättern beim Zwitschern von Vögeln stattfindet. Drei junge Damen verwöhnen den Badenden, ihn massierend, ihn bekränzend und ihm den Wein reichend, während seine Magd mit dem Blasebalg das Feuer unter einem Kessel anfanct und für Nachschub an heißem Badewasser sorgt. Aber nicht nur Poeten und Maler haben sich im Mittelalter mit der Linde beschäftigt, sondern man hat durchaus auch schon an ihren praktischen Nutzen gedacht. So preist der spätmittelalterliche Gelehrte Konrad von Meigenberg (1309 – 1374) in seinem „Buch der Natur“ drei wichtige Nutzeffekte des Lindenbaums: Erstens die Leichtigkeit und vielseitige Verwendbarkeit des Lindenholzes, insbesondere zum Schnitzen und zur Herstellung von Lindenbast, zweitens den Nektarreichtum der Blüten, die köstlichen Honig liefern, und drittens den wohltuenden Schatten des weit ausladenden blätterreichen Baumes, der den Aufenthalt darunter begünstigt. Seit dem 16. Jahrhundert schließlich ist auch die schweißtreibende medizinische Wirkung des Lindenblütentees bekannt.



Die Linde in der Zeit der deutschen Klassik und Romantik

Johann Wolfgang von Goethe (1749 – 1832) beschreibt in seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“, wie er schon in seiner Kindheit vor den Toren seiner Vaterstadt Frankfurt am Main ländliche Hirtenfeste unter freiem Himmel an von Linden beschatteten Plätzen erlebte. Folgerichtig lässt er in seinem großen Drama „Faust“ die Titelperson, als er sie aus der engen Gelehrtenstube zum Osterspaziergang in die freie Natur und zu den Menschen hinausführt, ein solches fröhliches Volksfest mit Tanz, Trank und Gesang unter der Linde miterleben. Faust ist davon so angetan, dass er sagt, was geradezu sprichwörtlich geworden ist:

„Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
zufrieden jauchzet groß und klein.
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Nachdem das Mittelalter lange als „finster“ geschmäht worden war, entdeckte man im frühen 19. Jahrhundert, in der Zeit der deutschen Romantik, mit Begeisterung die mittelalterliche Dichtung wieder, nahm ihre Motive auf und überformte sie neu. Achim von Arnim und Clemens Brentano sammelten Volkslieder, in denen sich vielfache Belege für die Linde finden.

Alle bekannten Lyriker der Romantik (Tieck, Eichendorff, Uhland, Brentano, Heine) griffen den Lindentopos in ihren Gedichten auf und verbanden dabei jeweils Naturbilder mit einer bestimmten Gefühlslage.

So heißt es z. B. in Eichendorffs Gedicht „Bei einer Linde“: „Seh` ich dich wieder, du geliebter Baum, in dessen junge Triebe ich einst in jenes Frühlings schönstem Traum den Namen schnitt von meiner ersten Liebe?“

Das bekannteste deutsche Linden-Gedicht verdanken wir ausgerechnet einem sonst kaum bedeutenden, früh verstorbenen romantischen Dichter, nämlich Wilhelm Müller (1794 – 1827). Es heißt „Der Lindenbaum“ und ist vor allem durch die Vertonung in Franz Schuberts „Winterreise“ überaus populär geworden: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum. Ich träumt' in seinem Schatten so manchen süßen Traum. Ich schnitt in seine Rinde so manches liebe Wort. Es zog in Freud und Leide zu ihm mich immer fort ...“

Wie bei Walther von der Vogelweide steht am Beginn des Sehnsuchtsgedichtes ein „lieblicher Ort“ (locus amoenus), hier mit den Bestandteilen Lindenbaum, Brunnen und Tor, der an eine vergangene glückliche Zeit an diesem Platz erinnert: Die Linde ist der Baum der Liebe und zugleich Symbol einer milden und wohltuenden Natur, in der das lyrische Ich auch im Tode Ruhe zu finden hofft.

Thomas Mann nutzt das Lied vom Lindenbaum übrigens als ein Leitmotiv in seinem großen Roman „Der Zauberberg“.

Ein letzter Nachklang der romantischen Lindenbegeisterung ist noch das bekannte, sehr sentimentale Lied des österreichischen Operettenkomponisten Robert Stolz (1880 – 1975) „Vor meinem Vaterhaus steht eine Linde“.

Wer kennt schließlich nicht die folgenden Strophen, die noch einmal die Linde als Treffpunkt fröhlichen Treibens besingen:

„Kein schöner Land in dieser Zeit
als hier das unsre weit und breit,
wo wir uns finden
wohl unter Linden
zur Abendzeit.“

Oder aus dem Lied „Hoch auf dem gelben Wagen“:

„Flöten hör ich und Geigen,
lustiges Bassgebrumm.
Junges Volk im Reigen
tanzt um die Linde herum,
wirbelt die Blätter im Winde,
jauchzet und lacht und tollt.
Ich bliebe ja so gern bei der Linde,
aber der Wagen, der rollt.“

Kein Zufall aber ist es auch, dass das 1842 erschienene Buch „Das malerische und romantische Westphalen“, das von Levin Schücking, dem Freund der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, und von dem in Detmold geborenen Dichter Ferdinand Freiligrath herausgegeben wurde, auf dem Einbanddeckel einen Stahlstich der Dortmunder Femlinde zeigt, die an der Stelle des heutigen Hauptbahnhofs stand. Dieses alte Gerichtslindenpaar mit dem Richtertisch darunter beschreibt Freiligrath in dem Einleitungsgedicht des Buches so:

„Dies sind die Linden;
beide morsch und alt!
Rechts die zerbarst: -
sie klapft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel
bis zur Splitterhaube.

Weit aber greift sie mit den Ästen aus;
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus
Und schmückt die Stirn mit frühlingfrischem Laube.“



Dortmunder Femlinde

In der modernen Dichtung dagegen tauchen die Linden eher selten auf. Dass man heute nicht mehr so schreibt wie in der Zeit der Romantik, hat zwei Gründe: Jedes sprachliche Bild, das allzu oft verwendet wird, wird auf die Dauer zum Klischee, wirkt abgedroschen, nur nachgeahmt, mit dem Fachwort: epigonal. Außerdem steht uns nach zwei Weltkriegen und dem Missbrauch der Emotionen durch die Nationalsozialisten nicht mehr der Sinn nach großem Gefühlsüberschwang. Wir treffen uns auch nicht mehr unter der Linde zum Tanz. Deshalb wäre eine Darstellung einer solchen Idylle heute unwahrhaftig, also kitschig. Sarkastisch urteilte daher der Dichter Gottfried Benn (1886 – 1956) über die allzu späten Nachfahren der Romantiker unter seinen Schriftstellerkollegen: „Ja, die Linde ist ihr Baum, süß, innig und man kann Tee daraus kochen.“

Eine Gerichtslinde in Elsen?

Eine historisch sicher bezeugte Gerichtslinde wie in Dortmund hat es in Elsen wohl nicht gegeben. Aber die Sage hat sich dieses Themas dennoch angenommen. Josef Hißmann (EN 64/1981) erzählt die gruselige Geschichte von der „Dauenstrote“ (Totenstraße), der heutigen Straße „Am Richterbusch“, wo unter einer gewaltigen Femlinde nächtens das heimliche Gericht getagt habe und Menschen wegen todeswürdiger Verbrechen zum Erhängen verurteilt worden seien (Foto. s. nächste Seite). Deshalb habe die „Totenstraße“ niemand lebend zurückgehen können. Diese Sage mag ihren Ursprung in einer Verknüpfung der nach Zeugenaussagen 1914 gefällten Linde mit dem Namen des nahe gelegenen Richterhofes haben. Historisch überliefert ist dagegen, dass das für Elsen zuständige Gericht bei den „Schierreichen“ in der Nähe von Gut Warthe tagte, während die höhere Instanz, das Gra-



Ehemaliger Richterhof mit gefällter „Femlinde“

des als Ausflugs- und Tanzlokal beliebten Parkrestaurants „Alme Aue“ an der Stelle des heutigen Möbelhauses Finke und war von einer Reihe von jüngeren Linden umgeben, die heute noch an der Kreuzung der Paderborner Straße mit der Straße „Almeaue“ an die Gaststätte und den uralten Baumveteran erinnern, die beide dem Erweiterungsbau des Möbelhauses weichen mussten.

An der historischen Linde stand ein Bildstock, der eine Station der bis 1914 durchgeführten gemeinsamen Prozession der Kirchengemeinden Neuhaus und Elsen war.

Hier zeigen sich beispielhaft schon die meisten wichtigen Funktionselemente von Linden auch auf dem eigentlichen Elsen-er Gemeindegebiet: Hinweis auf geistliche (Bildstock und Prozessionsstation) und weltliche (Gaststätte und Tanzlokal) Kultur, Markierung eines Kreuzungspunktes und Erinnerungsort für Vergangenes.

fengericht in Balhorn, tatsächlich unter einer Linde zusammentrat.

Ein Beispiel

Wenn man früher von Paderborn nach Elsen fuhr, wurde man unweigerlich schon vor der Elsen-er Ortsgrenze auf Neuhäuser Gebiet auf eine gewaltige, angeblich über 600 Jahre alte Linde mit einem Umfang von 5,70 m aufmerksam. Sie stand im Garten



Ehemalige Linde im Garten der Gaststätte „Alme Aue“ (um 1920)

Gaststätten

Ganze Generationen von Verbindungsstudenten haben das 1877/78 entstandene wein- und liebestrunkene Lied von der Lindenwirtin gesungen. Kein Zufall, denn in Deutschland gibt es eine kaum bezifferbare Fülle an Wirtshäusern, die nach einer oder mehreren Linden benannt sind. Offensichtlich ist die Vorstellung von der Linde als dem ursprünglichen Ort der Versammlung, des Tanzes und der fröhlichen Feste später auf die Gaststätten übertragen worden und hat so zu ihrer Namensgebung nach diesem Baum geführt. Außerdem boten Linden vor einem Wirtshaus unter ihrem breiten Blätterdach auch eine gute Möglichkeit für frühe Formen der Außengastronomie. Wenn wie bei der Gaststätte „Alme Aue“ im Park unter den Linden auch eine Tanzfläche angelegt war, kam man der alten Vorstellung noch ganz nahe.

Seltsamerweise konzentrierten sich früher in Elsen zwei nach den Linden benannte Lokale nur wenige hundert Meter voneinander entfernt an der gleichen Straße, nämlich der Wewerstraße: Der Gasthof „Zu den drei Linden“ (Inh. Wilhelm Heimann) und der Gasthof „Lindenhof“ (Inh. Franz Elpmann), beides sehr alte Traditionsgaststätten.

Das Wirtshaus Heimann mit Lebensmittelgeschäft existierte bereits seit 1878, zunächst unter dem Namen „Einigkeit“,

später als Gaststätte „Zu den drei Linden“, seit 1926 auch verbunden mit einer Bäckerei. Als die namensgebenden drei Linden vor dem Wirtshaus im Zuge des Umbaus im Jahre 1964 gefällt werden mussten, wurden stattdessen drei neue Linden im Garten links von dem Geschäftshaus gepflanzt, die bis heute als meist unerkannte Erinnerungsträger ihr Dasein fristen. Die Gaststätte wurde im Jahre 1985 aufgegeben.

Unweit davon gelangt man, begleitet auf der linken Seite von Linden als Straßenbäumen, zu der ehemaligen Gaststätte „Elpmanns Lindenhof“. Auch dieses Wirtshaus wird in der Elsener Chronik bereits sehr früh, nämlich 1885, als „Gastwirtschaft Lange“ erwähnt und gelangte später in den Besitz von Franz Elpmann. Vor der Gaststätte standen zwei Linden, die 1964 einem Umbau weichen mussten. Daraufhin pflanzten die Eheleute Elpmann zehn neue Linden. Sieben davon grenzen noch heute an die 1935 von Franz



Das 1964 abgerisene Geschäftshaus Heimann mit der Gaststätte „Zu den drei Linden“



Elpmanns „Lindenhof“ vor dem Umbau 1964

Elpmann errichtete Turnhalle neben der Gaststätte, die zur Zeit als „Tanzsportzentrum“ genutzt wird, von der Wewerstraße ab. Die drei anderen am Rande des Weges „Auf dem Geste“ mussten inzwischen gefällt werden, weil sie mit ihren Wurzeln diesen Weg zerstörten. Die eigentliche Gaststätte aber ist in jüngster Zeit abgerissen und durch einen Neubau ersetzt worden, der einem Café mit Backwarenverkauf und einem Fleischereiverkauf als Heimstatt dient. Als Erinnerung an die früheren Verhältnisse jedoch trägt auch der Neubau die Inschrift „Elpmanns Lindenhof“.

Kirche und Friedhof

Johann Wolfgang von Goethe zeichnet zu Beginn seines berühmten Briefromans „Die Leiden des jungen Werther“ ein idyllisches Bild von dem Dörfchen, in dem der Titelheld lebt: „Eine gute Wirtin ... schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Ästen den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringum mit Bauernhäusern, Scheunen und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirtshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer.“ Wirtshaus und Kirche sind hier die Dorfmitte und der Platz unter den beiden Linden dazwischen der Ort absoluten Wohlbehagens.

Linden im Zusammenhang mit Kirchen und Kapellen sind auch im Kreise Paderborn häufig. Nicht zufällig sind beide Wallfahrtskirchen in Verne und Kleinenberg von Linden umgeben. An zwölf weiteren Orten sind Kirchlinden als Einzelbäume oder in Gruppen als Naturdenkmale unter Schutz gestellt worden. Hingewiesen sei auch darauf, dass in Dortmund ein ganzer Stadtteil „Kirchlinde“ heißt.

In Elsen wird die St. Dionysius-Kirche schon dadurch aus der übrigen Bebauung der Ortsmitte hervorgehoben, dass vor ihrer der Von-Ketteler-Straße zugewandten Südseite zwanzig Linden eine kleine, den heutigen Fuß- und Radweg rahmende Allee bilden und weitere Linden die Vikarie zur Germanenstraße abgrenzen.



Denkmal für die Gefallenen

Bäume wieder auf, so dass eine harmonische Verbindung von Natur und Kultur entsteht. Eine ähnliche Verbindung ergibt sich nebenbei bemerkt am Gesselner Kriegerdenkmal, das von zwei Linden flankiert wird.

Das Mahnmal an der Kirche bildet auch die Verbindung zum Friedhof auf ihrer Nordseite.

Auffällig sind auch drei schräg zur Turmseite der Kirche im Westen gepflanzte Linden. Sie stehen in einer kleinen gärtnerischen Anlage hinter dem 1965 eingeweihten Denkmal für die Gefallenen der Kriege, das von dem Elsener Künstler Richard Sehrbrock gestaltet worden ist. Es besteht aus drei etwa vier Meter hohen stilisierten Menschenfiguren und drei steinernen Kreuzen. Das Denkmal greift also auf doppelte Weise die Dreizahl der beschirmenden

Drei Linden gleich hinter der Kirche und fünf weitere hinter der Friedhofskapelle zeugen von einer wohl ehemals vollständigeren Abgrenzung des Friedhofs nach Osten. Vier weitere Linden im rechten Winkel dazu markieren eine frühere Nordgrenze des Friedhofs vor mehreren Erweiterungen.

Die Gemeindechronik berichtet schon zum Jahre 1829 von Linden auf dem Friedhof. Damals wurden fünf alte, schon hinfallige Lindenbäume gefällt und verkauft und eine Allee aus vierzig neuen Linden angepflanzt. Hintergrund dafür waren zwei angestrebte Ziele: Man wollte durch Bäume und Pflanzen als Stimmungsträger dem Friedhof ein weniger schauerliches, freundlicheres Aussehen verleihen. Wichtiger noch waren hygienische Aspekte: Weil man sich vor den angeblich gefährlichen Ausdünstungen der Gräber fürchtete, waren Linden, denen man wegen ihres aromatischen Duftes eine desodorierende Wirkung zuschrieb, als Friedhofsbäume, besonders als Randbepflanzung, gefragt.

Sportplätze

Unweit der Kirche liegt auf kirchlichem Besitz mit dem ursprünglichen Namen „Pastors Kamp“ der Dreizehnlindensportplatz, an den sich nördlich das größere Dreizehnlindenstadion anschließt. Der ältere der beiden Plätze wird zur Straße hin tatsächlich durch dreizehn zum Teil nachgepflanzte Linden abgeschirmt, von denen drei so gesetzt sind, dass sie einen alten Marienbildstock von 1756 rahmen. Der Name „Dreizehnlindensportplatz“ wird 1950 und das „Dreizehnlindenstadion“ im Zusammenhang mit der Einweihung am 7. 8. 1966 zum ersten Mal in der Ortschronik erwähnt.

Leider lässt sich aus den Protokollen der Vorstandssitzungen von TuRa Elsen nicht herausfinden, wer diese Namensvorschläge gemacht hat und was der Grund dafür war.

Auf jeden Fall erinnern die Namen wohl keineswegs zufällig nicht nur an die dreizehn Bäume, sondern vor allem auch an das 1878 entstandene Versepos „Dreizehnlinden“ von Friedrich Wilhelm Weber (1813 – 1894). Die Dichtung um den frühmittelalterlichen sächsisch – fränkischen und christlich – heidnischen Gegensatz hat bis nach dem Zweiten Weltkrieg als sehr häufige Schullektüre besonders in katholisch geprägten Gebieten gedient und insgesamt eine Millionenaufgabe erlebt. Ein Indiz dafür, dass sie auch vielen älteren Elsenern geläufig war, ist vielleicht die Tatsache, dass hier 1962 eine Straße nach Friedrich Wilhelm Weber benannt wurde.

Die „Dicke Linde“

Wenn man gegenüber dem Dreizehnlindensportplatz in die Gesselner Straße einbiegt, erreicht man an der rechten Seite unterhalb des Bühlbergs den mit Abstand bekanntesten Baum Elsens: die „Dicke Linde“.

Der uralte Baum, dessen Alter kaum zu bestimmen ist, hat einen Umfang von etwa 7,60 m und beschirmt mit seiner gewaltigen Krone einen ebenfalls schon sehr alten Bildstock. Von der ungebrochenen Vitalität der Sommerlinde zeugen zur Zeit viele begrünte Stockausschlägere rings um den Stamm. Ursprünglich stand



Die „Dicke Linde“ an der Gesselner Straße

der Baum in freier Landschaft am alten Landweg, der möglicherweise auch ein Teil eines Prozessionswegs von Paderborn nach Verne war, etwa in der Mitte zwischen Elsen und Gesseln. Inzwischen aber ist er von einer ab 1966 entstandenen modernen Siedlung umgeben. Die Gesselner betrachten die „Dicke Linde“ so sehr als ihr Wahrzeichen, dass der Schützenverein Gesseln sie auf seinem Wappen zeigt.

Straßen und Plätze

Naheliegender war es, nach Elsens bedeutendstem Baum in der neuen Siedlung auch eine Straße zu benennen. So lautet die Adresse etlicher Mitbewohner Elsens heute „An der Dicken Linde“.

Fährt man von dort weiter nach Gesseln, so kommt man auch zu der Straße „Untern Eichen“, die auf den ersten Blick nichts mit Linden zu tun zu haben scheint, zumal sie an einem namengebenden Eichenwäldchen vorbeiführt. Bis zur Eingemeindung Elsens nach Paderborn hieß sie jedoch „Lindenweg“, was wohl im Zusammenhang mit dem Hof Kohle an dieser Straße stand, der 1933 in der Ortschronik den Namen „Lindenhof“ trägt. 1976 musste der Gesselner Lindenweg genauso wie ein weiterer Lindenweg in Sande seinen Namen ändern, weil seit 1951 auch in der Kernstadt Paderborn nahe dem Brüderkrankenhaus ein gleichnamiger Weg existiert.

Inoffiziell findet sich zudem die Bezeichnung „Lindenplatz“ in der Ortschronik, und zwar gleich zweifach: Einerseits wird so ein Platz neben dem heutigen Haus Von-Ketteler-Straße 22 – 24 (Praxis Dr. Stolz) benannt. Die hier noch heute stehende stattliche Linde an der Bushaltestelle ist in mehrfacher Hinsicht ein Erinnerungsträger: Hier wurden früher die Kühe und Schweine zusammengetrieben, mit denen die Hirten dann ins Elser Holz zur Mast zogen.

Später war hier die Endstation der Straßenbahn von Paderborn nach Elsen. Hier stand unter der Linde auch ein der heiligen Agatha geweihter Bildstock, der zum etwas zurückliegenden Hof Altrogge gehörte. Nach dessen Aussiedlung aus dem Ortskern zum Scharmeder Stadtweg wurde 1972 auch der Bildstock dorthin verbracht und neu aufgestellt.

An einer anderen Stelle nennt die Chronik auch den Platz beim Gastwirt Elpmann mit dem alten Kriegerdenkmal „Lindenplatz“.

Bildstöcke und Wegkreuze

Etwa 80 Bildstöcke und Wegkreuze als Ausdruck der Volksfrömmigkeit in einer katholisch geprägten Region sind auf dem Gebiet der ehemaligen Gemeinde Elsen anzutreffen. Auch im Vergleich mit den anderen Paderborner Stadtteilen ist das eine sehr hohe Zahl.

Elf davon, zumeist die ältesten, stehen unter Denkmalschutz. Früher wurden allein acht von diesen elf Denkmalen durch eine oder mehrere Linden beschirmt. Heute sind es noch sieben, weil in einem Falle, am Bühlberg, die beiden Linden wegen Pilzbefalls gefällt und durch zwei Kastanien ersetzt werden mussten. Auf jeden Fall gibt es traditionell offensichtlich eine enge Verbindung zwischen den Lindenbäumen und den Bildstöcken und Wegkreuzen.

Dabei sind eine Reihe von Varianten möglich:

Gleich sieben Linden, eingefasst mit einer Weißdornhecke, umgeben den ältesten Elsener Bildstock, „Nacken Antonius“, aus der Zeit vor 1600 in der Feldflur an der Antoniusstraße.

Vier als Naturdenkmale geschützte Linden umstehen das Steinkreuz an der Einmündung der Scharmeder Straße in die Wewerstraße.

Häufiger stehen Bildstöcke oder Kreuze zwischen drei Linden, so etwa besonders schön der alte Urban-Bildstock von 1691 vor dem gepflegten Fachwerkhaus Salomon, der auch

eine Station der Pfingstprozession ist, oder die Kreuze an den Ecken Kirschenkamp/Paderborner Straße und Römerstraße/Feldmark. Gerade an diesen Dreierensembles lässt sich beobachten, dass die Äste der drei Linden sich nach innen weniger ausbreiten und die Kronen so harmonisch ineinandergewachsen sind, dass sie von weitem wie eine einzige aussehen. Zwei Linden flankieren etwa den künstlerisch besonders gelungenen barocken Bildstock auf freiem Felde an der Römerstraße/Rellerbusch.

Auch für einzelne Linden neben oder hinter Bildstöcken lassen sich Beispiele finden, z. B. an der Sander Straße/Bernhard-Sinne-Straße oder an der Verner Straße/Ecke Feldmark.

Die Verteilung der Bildstöcke und Wegkreuze mit Linden im ehemaligen Gemeindegebiet erscheint auf den ersten Blick willkürlich, weil die Denkmale als Gelöbnis- oder Sühnezeichen den unterschiedlichsten Anlässen ihre Entstehung verdanken. Auffällig zahlreich sind sie aber im Zentrum von Elsen. Sie stehen besonders häufig an bäuerlichen Anwesen. Sie markieren Wegkreuzungen und Prozessionswege. Schließlich stehen sie oft am Beginn der Siedlungsgrenze an fast allen Zufahrtsstraßen von den umliegenden Orten, entbieten dem Reisenden nach und von Elsen also sozusagen Willkommen und Abschied.



Wegkreuz mit drei Linden (Ecke Kirschenkamp/Paderborner Straße)

Fazit

Der frühere Ortsheimatpfleger Johannes Plesser hat 1979 im Rahmen der Kartierung des Baumbestands in Elsen unter insgesamt etwa 5000 Bäumen rund 2000 Eichen gezählt. Sie waren wegen der Möglichkeit der Eichelmast die bevorzugten Hofbäume und verdichten sich auch mehrfach zu kleinen Wäldchen.

Daneben geht Plesser von etwa 1000 Linden aus, die er als „einen beherrschenden Faktor in der Grünstaltung des Ortsteils“ bezeichnet (EN 54/1979, S. 4).

In unserem Aufsatz sollte dagegen gezeigt werden, dass Linden in Elsen traditionell keineswegs nur der Begrünung dienen, sondern dass sie vielfach in engem Kontakt zu Gaststätten, zur Kirche, zum Friedhof, zu Kriegerdenkmälern, zu Sportstätten, zu Straßen und Plätzen und zu Bildstöcken und Wegkreuzen stehen.

Anders ausgedrückt: Zum ortsbildprägenden Element werden sie erst dadurch, dass es zu einer faszinierenden Symbiose von Natur und profaner wie sakraler Kultur kommt.

In einer Zeit, in der der im 19. Jahrhundert einsetzende und sich heute mehr und mehr beschleunigende Strukturwandel Elsens von einer ehemals bäuerlich geprägten Gemeinde zu einem vorstädtischen Wohnort immer mehr Zeugnisse der Vergangenheit, besonders die Fachwerkhäuser, dem Abriss freigibt, sind die stehen gebliebenen Linden oft einziger Erinnerungsträger an Vergangenes. Umso mehr ist es aller Anstrengung wert, sie als ein wesentliches Element der Identität unseres Heimatortes zu pflegen und zu erhalten.

Günter Wißbrock

Der Neuanfang des Sports in Elsen nach dem Zweiten Weltkrieg als Spiegelbild der Zeitgeschichte

Welche Inhalte erwartet man normalerweise von dem Protokoll der Mitgliederversammlung eines Sportvereins?

Man wird auf Berichte über die Leistungen der einzelnen Mannschaften bzw. Abteilungen tippen, auf die Organisation von Sportveranstaltungen, auf die Neuanschaffung von Bällen oder Sportgeräten, auf die Anlage und Pflege von Sportplätzen und Sporthallen und manche andere Diskussionsgegenstände mehr.

Das Protokoll über die erste Mitgliederversammlung des Sportvereins Tura Schwarz-Weiß Elsen nach dem Zweiten Weltkrieg am Sonntag, dem 2. September 1945, weicht massiv von dieser Erwartungshaltung ab: Auch das vermeintlich „unpolitische“ Vereinsleben eines dörflichen Sportvereins war zu diesem Zeitpunkt in einem heute kaum vorstellbaren Maße beeinflusst und geprägt von dem damaligen Zeitgeschehen, sprich: der totalen Niederlage und bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches im Zweiten Weltkrieg und der Errichtung eines Besatzungsregimes auf deutschem Boden.

Deshalb soll das Protokoll als ein hochinteressantes Dokument hier zunächst wörtlich abgedruckt und anschließend erläutert, kommentiert und in seine zeitgeschichtlichen Zusammenhänge eingeordnet werden.

Das Protokoll

Tura Schwarz-Weiß Elsen

Elsen, den 5.9.45

Protokoll über die Versammlung am Sonntag, d. 2.9.45

Nach langer Zeit hielt der Sportverein Tura Schwarz-Weiß Elsen am Sonntag, dem 2.9.45, erstmalig wieder eine Mitgliederversammlung ab. Infolge Belegung des Vereinslokales Beine durch die Besatzungstruppen fand die Versammlung in der Wirtschaft Danger unter Überwachung eines von der Militärregierung Paderborn entsandten Vertreters statt.

Die Eröffnung der Versammlung übernahm der ehemalige stellv. Vereinsführer Lütkefedder. Die allgemeine Neuordnung machte es erforderlich, die Zusammenkunft auf einer ganz neuen Grundlage anders als bisher durchzuführen. Außerdem musste auch eine neue Vereinsleitung gebildet bzw. gewählt werden. Bei der Einleitung wies der bisher stellv. Vereinsführer Franz Lütkefedder auf den allgemeinen Sinn und Zweck des künftigen neuen Vereinslebens auf rein demokratischer Grundlage hin und machte vor allem den Jugendlichen den Begriff „Demokratie“ klar, die bisher nur ein Führerprinzip kannten. Als dann wurden durch den Geschäftsführer Franz Schlenger die neuen Richtlinien über den künftigen Sportbetrieb verlesen, und zwar wie folgt:

In Paderborn ist mit Genehmigung des Herrn Kommandanten der „Sportring Paderborn“ ins Leben gerufen worden. Die Gründung dieses Sportrings erfolgt auf antifaschistischer und demokratischer Basis, vereinigt sämtliche Arten des Sportes. Diesem Sportring steht ein Sportausschuss vor, der die Aufsicht über sämtliche Sportgeschehen im Kreise Paderborn-Büren ausübt. Die Teilnehmer dieses Ausschusses sind sämtlich Antifaschisten.

Dem Kreis Paderborn-Büren gehören an:

Die Sport-, Turn- usw. Vereine in Altenbeken, Borchon, Büren, Delbrück, Elsen, Lippspringe, Neuhaus, Niederntudorf, Paderborn, Salzkotten, Steinhausen, Thüle, Wewelsburg, Wewer.

In sämtlichen Sportvereinen haben die bisherigen Vereinsführer ihr Amt niederzulegen. Die neu zu wählenden Vereinsleiter müssen Antifaschisten sein und dürfen der NSDAP und deren Gliederungen nicht angehört haben. Die gleichen Bestimmungen gelten auch für die Jugendwarte, Kassenwart usw. .

Ab sofort sind sämtliche Sportveranstaltungen, Versammlungen usw. ohne Genehmigung des Sportringes verboten. Die Spielberechtigung ist mindestens 7 Tage vor dem Spieltermin bei dem Sportring in Paderborn zu beantragen.

Den vorgenannten Vereinen ist es untersagt, Spiele mit Vereinen abzuschließen, deren Bestehen nicht anerkannt ist. Bei Spielen mit Besatzungstruppen braucht die Genehmigung des Sportringes nicht eingeholt zu werden, jedoch wünscht der Sportring von solchen Spielen rechtzeitig in Kenntnis gesetzt zu werden.

Sodann schritt man zur Wahl bzw. Neubildung der Vereinsleitung.

Zum 1. Vorsitzenden wurden in Vorschlag gebracht: Ferdinand Jakobsmeier und Franz Lütkefedder.

Durch Abstimmzettel wurde mit 26:15 Stimmenmehrheit Ferdinand Jakobsmeier zum 1. Vorsitzenden des Vereines gewählt. Die nun von ihm zur Wahl vorgeschlagenen Vorstandsmitglieder wurden alle einstimmig gewählt, und zwar:

- 2. Vorsitzender: Franz Lütkefedder sen.,
- 1. Schrift (Geschäfts) –führer: Franz Schlenger,
- 2. Schriftführer: Konrad Jäger,
- 1. Kassenwart: Josef Göbel,
- 2. Kassenwart: Franz Steins,
- 1. Platz- und Gerätewart: Heinrich Helmer,
- 2. Platz- und Gerätewart: Johannes Flügel,
- 1. Jugendwart: Heinrich Brinkmann,
- 2. Jugendwart: Heinrich Mürhoff,
- Spielführer der 1. Mannschaft: Franz Lütkefedder jun.,
- Spielführer der Jugendmannschaft: Johannes Flügel.

Im weiteren Verlauf der Versammlung wurden noch allgemeine Vereinsfragen erörtert. Es wurde beschlossen, an jedem letzten Sonntag im Monat eine Monatsversammlung abzuhalten, ferner wurden die Trainingsabende auf jeden Mittwoch und Freitag festgelegt. Neuaufnahmen wurden vorgenommen, und zwar als Ehrenmitglieder Adam sen. und Adam jun., die wohl seit Jahren als eifrige Sportanhänger bekannt sind. Der Angriff am 27. März 45 hat auch Adam wie viele Paderborner heimatlos gemacht. In Elsen hat er seine Zuflucht gefunden, wo ihn der Verein Tura Schwarz-Weiß Elsen in jeder Hinsicht unterstützen wird. Die beiden anderen Kameraden sind Ferdi. Jürgens und Wilh. Münster. Während der Versammlung wurde auch eine Anwesenheitsliste geführt.

Am Schluss der Versammlung gab Kassenwart Göbel die Zahl der in den Krieg gezogenen Mitglieder und die nicht geringe Zahl der gefallenen Kameraden bekannt.“

Das Protokoll ist abgezeichnet von dem neu gewählten Vereinsvorsitzenden Jakobsmeier.

Erläuterung und Kommentar

Wenn es im Protokoll heißt, „nach langer Zeit“ habe am 2.9.1945 wieder eine Mitgliederversammlung stattgefunden, so zeigt das, dass in den letzten Kriegsjahren an ein geregelttes Vereinsleben und eine regelmäßige Vorstandsarbeit kaum noch zu denken war. Immer

mehr junge Menschen und immer jüngere Jahrgänge wurden zum Kriegsdienst einberufen. Die Zahl der Gefallenen aus Elsen stieg schon Ende 1944 auf 40. Nicht zufällig endet das Versammlungsprotokoll also mit dem Gedanken an die Kriegsteilnehmer und die Gefallenen.

Die verheerenden Bombenangriffe der Alliierten auf Paderborn forderten weitere Opfer, darunter auch einzelne Elsener. Der schlimmste aller Angriffe war der im Text des Protokolls erwähnte vom 27. März 1945, der das Zentrum Paderborns und weite Teile der Stadt zerstörte und über 340 Opfer forderte. Er führte auch zu einem erheblichen weiteren Anwachsen der Zahl der Evakuierten in Elsen, wofür die Familie Adam ein Beispiel ist. Besonders tragisch war dieser Angriff, weil er so kurz vor dem faktischen Ende des Krieges in unserer Region geschah. Denn nur eine Woche später, am 2. April, dem 2. Ostertag, rückten amerikanische Truppen mit Panzern in Elsen ein und besetzten es kampfflos. Durch die deutsche Unterzeichnung der Erklärung des Waffenstillstands und der bedingungslosen Kapitulation am 7. Mai 1945 in Reims und am 8. Mai in Berlin-Karlshorst war der Krieg in Europa offiziell beendet. Die vier Alliierten, die USA, die Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich, übernahmen die oberste Regierungsgewalt in Deutschland, das in vier Besatzungszonen aufgeteilt wurde.

Unsere Heimatgemeinde wurde Teil der britischen Besatzungszone und unterstand der britischen Militärregierung in Paderborn, die sich bereits am 3. April etabliert hatte. Sie hatte ihren Sitz im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Reichsbahn



an der Bahnhofstraße. Ein

Hauptquartier der Militärregierung in Paderborn an der Bahnhofstraße; aus: Paderborn 1945 - 1955, Zerstörung und Aufbau, Paderborn 1988

Major Bell war als Kommandant Hauptverantwortlicher für die Verwaltung der Landkreise Paderborn und Büren. Seiner Behörde unterstand der im Protokoll erwähnte Vertreter, der die Elsener Versammlung zu überwachen hatte, und auch der „Sportring Paderborn“, der auf Kreisebene das Sportgeschehen zu beaufsichtigen hatte.

Schon die äußeren räumlichen Umstände der Versammlung in Elsen sind typisch für die frühe Besatzungszeit: Vielerorts waren Gebäude durch die Besatzungsstreitkräfte zwangsweise besetzt worden, so auch in Elsen das traditionelle Vereinslokal Beine („Burg Aliso“).

Die Grundsätze, auf denen der Ablauf der Elsener Versammlung und insbesondere die Personalauswahl für den Vereinsvorstand nach dem Willen der Militärregierung basieren sollten, beruhen sehr deutlich auf zwei der Grundprinzipien, die die drei Alliierten USA, UdSSR und Großbritannien im so genannten „Potsdamer Abkommen“ vom 2. August 1945

für ihre Politik gegenüber den besiegten Deutschen vereinbart hatten: Denazifizierung und Demokratisierung. Das Elsener Beispiel zeigt, dass diese Grundsätze nicht nur im Bereich der Politik im engeren Sinne gelten sollten, sondern das gesamte gesellschaftliche Leben – und damit auch die Tätigkeit der Vereine – durchdringen sollten.

Denazifizierung hieß in diesem Zusammenhang vor allem Personenaustausch. Da sich Gesinnungen nur schwierig ermitteln lassen, wurde als objektives Kriterium für eine Ablehnung der weiteren Mitarbeit in den Vorstandsgremien von Vereinen die frühere Mitgliedschaft in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen zugrunde gelegt. Die Entnazifizierung reichte bis in die Begrifflichkeit: Bezeichnenderweise ist nicht mehr wie vorher vom „Vereinsführer“, sondern vom „Vereinsleiter“ bzw. vom „Vereinsvorsitzenden“ die Rede.

Demokratisierung des Vereinslebens besagte auch, dass statt des bisherigen „Führerprinzips“ das Wahlprinzip, also die demokratische Legitimation durch die Vereinsbasis, zu gelten hatte.

Das „Führerprinzip“ bedeutete dagegen unbedingte Autorität von oben nach unten und genauso unbedingte Unterordnung und Gehorsam von unten nach oben.

Der Protokolltext macht deutlich, dass ganze Jahrgänge von jüngeren Menschen in den zwölf Jahren der NS-Zeit nur dieses Führerprinzip als Organisationsform in Politik und Gesellschaft kennen gelernt hatten. Sie mussten demokratische Grundsätze und Verfahrensweisen, die den Älteren noch aus der Zeit der Weimarer Republik vor 1933 geläufig waren, so zu sagen völlig neu lernen.

Hier zeigt sich auch, wie sich die Besatzungsmächte die Umsetzung der Demokratisierung vorgestellt hatten, nämlich als allmählichen Erziehungsprozess, als „reeducation“. Dadurch sollte es ermöglicht werden, aufbauend auf der Einübung von Demokratie in Gemeinden und Vereinen, den Deutschen schrittweise mehr und mehr Selbstbestimmung auch auf den höheren Ebenen der Politik zuzugestehen.

Wenn man jedoch unter Demokratie Selbstbestimmung und Volksherrschaft versteht, dann zeigt das Elsener Protokoll recht deutlich die beiden – allerdings angesichts der besonderen Zeitumstände nur zu verständlichen – Paradoxien, unter denen die Wiedereinführung der Demokratie in Deutschland in der Besatzungszeit stand: Es sollte statt einer Diktatur eine Volksherrschaft errichtet werden, aber einem Teil des Volkes, nämlich den ehemaligen Nationalsozialisten, sollte die Mitbestimmung vorenthalten werden. Beschlüsse sollten in demokratischen Abstimmungen gefasst werden, aber jeder Beschluss bedurfte der Genehmigung durch die Militärregierung bzw. die von ihr abhängigen Institutionen, wie z. B. den Sportring Paderborn.

Ein mehrfach wiederkehrender Schlüsselbegriff des Protokolltextes ist die Bezeichnung der Gegner des Nationalsozialismus als „Antifaschisten“: Wenn dieser Begriff heute recht fragwürdig geworden ist, hat das folgenden Grund: In der Sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR wurde, ausgehend von der kommunistischen Definition des Faschismus als eine besonders radikale Form des Kapitalismus, der Begriff missbraucht, um unterschiedlos besitzende Bürger zu enteignen, ganz gleich, ob sie dem Nationalsozialismus positiv oder negativ gegenüber gestanden hatten. Ein zweiter Missbrauch bestand darin, dass sich die in der Sowjetzone zugelassenen Parteien in einem „antifaschistischen“ Einheitsblock zusammenschließen mussten, in dem sich alle der von den Sowjets favorisierten politischen Linie der SED anpassen mussten. Die Parole „Antifaschismus“ diente also nicht wie im Westen als Basis zur Errichtung einer parlamentarischen Demokratie, sondern war ein taktisches Werkzeug zur Etablierung einer kommunistischen Diktatur.

Ausblick

Wenn man sich die Protokolle der weiteren Mitgliederversammlungen während der Besatzungszeit ansieht, dann werden die politisch geprägten Inhalte allmählich ständig geringer, und der rein sportliche Bereich tritt wieder stärker in den Vordergrund.

Einige Probleme aber waren längerfristiger Natur: So wurde am 30.9.1945 beschlossen, beim britischen Sportoffizier in Paderborn wegen der Räumung des Sportplatzes von Besatzungsfahrzeugen vorstellig zu werden.

Erst im März 1946 konnte man mit den Instandsetzungsarbeiten des Sportplatzes beginnen, wobei aber – als Teilkomplex der allgemeinen Notlage – die Materialbeschaffung große Probleme bereitete. Im Protokoll vom 13. März 1946 heißt es dazu, der Sportkamerad Eduard Hartmann habe berichtet, „u.a. sei einmal die Beschaffung von Tonrohren z. Zt. schwierig, dann wieder die Beschaffung von Schlacke; außerdem hapere es an Fuhrwerken betr. Abfuhr usw.“. Dadurch zogen sich die Arbeiten natürlich in die Länge. Noch im Protokoll vom 7. April 1948 ist von Schutträumung am Sportplatz die Rede.

Die materielle Not der Zeit widerspiegelt sich auch in der Frage der Trikotbeschaffung, aber hier zeigt sich auch die Wahrheit des Sprichworts „Not macht erfinderisch“. Am 30.9.1945 beschloss man, bei den Angehörigen unserer gefallenen Mitglieder vorstellig zu werden, um die käufliche Erwerbung der noch vorhandenen Sportdress bzw. Schuhe zu bitten.“

Noch am 13. März 1946 heißt es, die Mannschaften sollten sich vorläufig mit den Trikots aushelfen. Diese sollten in einem Koffer aufbewahrt werden. Jeweils der jüngste Spieler der Mannschaft solle für das Einsammeln der Trikots sorgen.

In der gleichen Versammlung wurden die erschreckenden Zahlen von 92 gefallenen und 94 noch gefangenen oder vermissten Sportkameraden genannt.

Am 8. Mai 1946 fusionierten die beiden Vereine TV 1894 Elsen und DJK Schwarz-Weiß Elsen zum heutigen Verein „Turn- und Rasensportgemeinde Elsen 1894/1911 e. V.“.

Im gleichen Jahre kam es auch zu einem letzten, etwas kuriosen Akt der „Selbstentnazifizierung“: Man wurde auf den Versammlungen nicht mehr wie noch im ganzen Jahre 1945 mit „Ball heil!“ begrüßt oder verabschiedet, was wohl allzu sehr an den NS-Gruß „Sieg heil!“ erinnerte, sondern mit dem unverfänglichen „Frisch auf!“



Günter Wißbrock

Eine bemerkenswerte Bildhauerin der Barockzeit Gertrud Gröninger arbeitete auch für die Elsener Kirche

Die Künstlerfamilie Gröninger

Zwei Straßennamen in der Paderborner Kernstadt klingen ähnlich: Die Grunigerstraße im Riemekeviertel und die Gertrud-Gröningerstraße in der Nähe der Detmolder Straße. Das scheint im ersten Moment ein zufälliger Anklang zu sein, ist es aber keineswegs, denn es handelt sich nur um unterschiedliche Überlieferungen des gleichen Familiennamens. Die Stadt Paderborn erinnert mit den Straßennamen an zwei für Paderborn wichtige Künstler aus der gleichen Familie Gröninger.



Straßenname in Paderborn

Im ganzen 17. und im frühen 18. Jahrhundert haben mindestens zehn, vielleicht sogar elf Träger dieses Namens vor allem in Paderborn und Münster eine führende Rolle als Bildhauer in meist kirchlichem Auftrag gespielt (Fuchs 1948, S. 110).

An den Paderborner Dombildhauer Heinrich Gröninger (um 1578 – 1631) erinnert die Grunigerstraße. Ihm verdanken wir im Dom unter anderem das großartige Epitaph des Fürstbischofs Dietrich von Fürstenberg, die Apostelfiguren an den Pfeilern und die mächtige Christophorus-Statue über dem Ausgang zum Atrium. Sein Werk ist durch die Doktorarbeit des derzeitigen Leiters des Erzbischöflichen Diözesanmuseums, Prof. Dr. Christoph Stiegemann, besonders gut erforscht.

Heinrichs Bruder Gerhard (um 1582 – 1652) wirkte als Bildhauer in Münster. Dessen Sohn Dietrich (1618 – um 1683/90) ließ sich wiederum als Bildhauer in Paderborn nieder. Von seinen drei Kindern wurden zwei, nämlich Gertrud (um 1650 – 1722) und Johann Mauritz (1651/52 – 1708), ebenfalls Bildhauer. Johann Mauritz brachte es bis zum Fürstlichen Hofbildhauer in Münster und später zum Kurkölnischen Hofbildhauer. Er ist in Paderborn der Schöpfer des im Zweiten Weltkrieg leider weitgehend zerstörten Epitaphs des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg im Franziskanerkloster. Zwei seiner Söhne ergriffen ebenfalls den väterlichen Beruf: Johann Wilhelm (um 1675/77 – 1724) als Bildhauer in Paderborn und Gottfried als Fürstlicher Hofbildhauer in Eisenach.

Gertrud Gröninger – Leben und Werk

Gertrud Gröninger wurde um 1650 als Tochter des Bildhauers Dietrich (Theodor) Gröninger und seiner Ehefrau Engelina Rabeling in Paderborn geboren. Früher hielt man sie für eine Enkelin Heinrich Gröningers (Fuchs 1948, S. 111). Udo Grote hat aber nachgewiesen, dass ihr Großvater Heinrichs Bruder Gerhard war (Grote 1992, S. 165). Sie hatte eine ältere Schwester Maria Christina und einen jüngeren Bruder Johann Mauritz.

Wie ihr Bruder wurde sie in der Werkstatt ihres Vaters ausgebildet. Nach dem Tode des Vaters (vor 1690) ist sie gemeinsam mit ihrer Mutter als Bewohnerin von Dietrichs Haus in der Kuhgasse im Paderquellgebiet bezeugt und führte dort offensichtlich die väterliche Werkstatt weiter.

Gertrud Gröninger blieb unverheiratet und bestritt ihren Lebensunterhalt als „wohl einzige freie Künstlerin Paderborns in der Frühen Neuzeit“ (Göttmann 1999, S. 475). Das war für eine Frau in der damaligen Zeit höchst ungewöhnlich und ist wohl nur aus der für Gertrud günstigen Konstellation von ererbter Begabung, Familientradition, gründlicher Ausbildung und dem Ruf der Familie Gröninger, der ihr sicher auch manche Türen öffnete, zu erklären. Man hat sie unter diesem Aspekt mit ihrer berühmten Zeitgenossin, der Malerin Maria Sibylla Merian, verglichen (Göttmann 1999, S. 394).

Den heutigen Kenntnisstand über ihre bezeugten und zum Teil noch vorhandenen Werke verdanken wir vor allem dem Bemühen des Altmeisters der kirchlichen Kunstgeschichtsforschung im Erzbistum Paderborn, Prälat Prof. Dr. Alois Fuchs (1877 – 1971), der in einer ganzen Reihe von Aufsätzen die Ergebnisse seiner unermüdlichen Suche publiziert hat.



„Reichsapfelmadonna“ in der Kapelle des Paderborner Michaelsklosters

Danach hat Gertrud Gröninger bereits 1669 als kaum Zwanzigjährige dem Paderborner St. Michaelskloster eine Madonna im Strahlenkranz geschenkt und später von dort Aufträge für zwei weitere Madonnen erhalten. Alle drei Statuen, die „Strahlenmadonna“, die „Hausmadonna“ und die „Reichsapfelmadonna“ sind heute noch dort aufgestellt und zeigen deutlich die Entwicklung Gertruds zu künstlerischer Verfeinerung und größerer Bewegtheit der Darstellung.

Außerdem sind aus ihren jüngeren Jahren Werke für die Elsener Kirche und für die Paderborner Universitätskirche der Jesuiten, die heutige Marktkirche, überliefert.

Während sich ihr Wirkungskreis in diesen Jahren noch eng um Paderborn bewegte und das auch später wieder weitgehend der Fall war, hat Gertrud Gröninger wegen eines Großauftrags 1695 – 1699 für etwa vier Jahre Paderborn verlassen und vor Ort im Benediktinerinnenkloster Hadmersleben an der Barockisierung der Klosterkirche gearbeitet. Hadmersleben ist heute ein Teil der Gemeinde Oschersleben nordöstlich von Halberstadt in Sachsen-Anhalt.

Das Kloster hatte 1694 an den Halberstädter Künstler Thiele Zimmermann vertraglich den Auftrag erteilt, einen Hochaltar mit 17 Figuren anzufertigen. Da die Nonnen aber mit der Qualität der ersten Proben seines Könnens nicht zufrieden waren und Zimmermann darüber hinaus die vereinbarten Termine nicht einhielt, entzogen sie ihm in einem zweiten Vertrag die Anfertigung der 17 Figuren und überließen ihm nur noch den äußeren Rahmen und das Schnitzwerk des Altars.

Dass der Auftrag für die 17 lebensgroßen Figuren nun an Gertrud Gröninger im relativ weit entfernten Paderborn ging, mag zunächst erstaunen. Aber die Äbtissin des Klosters stammte aus Lügde im Hochstift Paderborn und es liegt nahe, dass über sie die Verbindung zu Gertrud Gröninger zustande gekommen ist.

Als Gertrud Gröninger nach etwa zweieinhalb Jahren ihre Arbeit an den Figuren beendet hatte, war Thiele Zimmermann wiederum mit seiner Arbeit nicht fertig und hatte sie aus Verärgerung über die Nonnen bewusst hinausgezögert. Gertrud Gröninger wollte nun möglichst bald nach Paderborn zurückkehren. Vorher wäre aber eine Taxation des gesamten neuen Altars nötig gewesen, um den jeweiligen Anteil des Entgelts für die beiden Künstler festzulegen. Das war jedoch wegen Zimmermanns Säumnis nicht möglich, so dass das Kloster wegen Vertragsbruchs in Halberstadt Klage gegen ihn erhob.

In seiner Stellungnahme dazu schob Zimmermann dem Kloster alle Schuld zu. Die Schwestern hätten „heimlich ein Weibstück bei sich“ gehabt, dem sie einen großen Teil seines ursprünglichen Auftrags übertragen und ihn zu einem zweiten, für ihn ungünstigen Vertrag genötigt hätten.

Empört reagierten die Nonnen, forderten die Bestrafung Zimmermanns wegen Beleidigung Gertrud Gröningers als „Weibstück“ und lobten diese dagegen in den höchsten Tönen wegen der Qualität ihrer Arbeit und ihrer Abstammung aus einem sehr berühmten Bildhauergeschlecht.

Der Prozess, in dem entschieden wurde, dass Zimmermann seine Beleidigung zurücknehmen und seine Arbeit vollenden musste, zog sich hin und bis zur Fertigstellung des Altars verging weitere Zeit, so dass erst am 29. November 1699 die Taxation stattfinden konnte. Gertrud Gröninger erhielt als Entlohnung 150 Reichstaler.

Der Barockaltar mit den 17 Figuren nimmt den ganzen Chorabschluss der Klosterkirche ein und ist 9,60 m breit und 14 m hoch.

In der langen Wartezeit bis zur Taxation fertigte Gertrud Gröninger noch weitere Figuren für die Klosterkirche an, darunter das einzige von ihr selbst signierte und auf 1698 datierte Kunstwerk, eine Kreuzigungsgruppe. Franz Schrader nimmt an, dass sie in dieser Zeit auch noch die vier Figuren der beiden Seitenaltäre und außerdem eine Strahlenmadonna und einen heiligen Michael geschaffen hat (Schrader 1979, S. 38). Von den etwa 70 bis heute bekannten Werken Gertrud Gröningers besaß allein die Klosterkirche Hadmersleben 26, von denen heute noch 22 vorhanden sind.

Auch in den Jahren seit ihrer Rückkehr nach Paderborn Ende 1699 bis zu ihrem Tode im Jahre 1722 lassen sich noch eine ganze Reihe Kunstwerke ihrem Schaffen zuweisen, so in der Marktkirche in Paderborn und in der Pfarrkirche in Kirchborchen.

Eine große Gruppe anderer Werke, vor allem Kruzifixe, Madonnen und Heiligenfiguren, lassen sich nicht genau datieren. Neben Paderborner Kirchen und Klöstern sind die Empfänger unter anderem die Klöster in Böddecken, Brenkhausen und Marienmünster, die Pfarrkirchen in Brenken, Kirchborchen und Erwitte und private Besteller.

Dass Gertrud Gröninger nicht nur religiöse Kunstwerke anfertigte, sondern auch persönlich ein stark religiös geprägtes Leben führte, beweisen Eintragungen, dass sie der Marianischen Kongregation und der Todesangst-Christi-Bruderschaft an der Jesuitenkirche, der heutigen Marktkirche, angehörte.

Nach dem Totenregister dieser Kirche wurde die „perhonestā et virtuosa Virgō“, die hoch angesehene und tugendsame Jungfrau Gertrud Gröninger, dort am 13. November 1722 zu Grabe getragen (Hengst/Brandt 2007, S. 335).

Gertrud Gröninger und Elsen

Wenn es herauszufinden gilt, von welchem Künstler ein bestimmtes Kunstwerk stammt, gibt es im Grunde drei Möglichkeiten, die jedoch alle drei auch Unsicherheiten mit sich bringen: Am günstigsten ist es, wenn das Werk vom Künstler eigenhändig signiert und möglicherweise auch datiert ist. Allerdings ist die Mit- und Nachwelt hier vor Fälschungen nicht sicher.

Eine zweite Möglichkeit ist die Auswertung von archivalischen Nachrichten, wie z. B. Rechnungen. Auch hier gibt es Schwierigkeiten, weil nicht immer klar ist, ob ein in der jeweiligen Gegenwart noch vorhandenes Werk mit dem in oft weit zurückliegenden Quellen genannten oder ungenau beschriebenen identisch ist.

Eine letzte Möglichkeit ist der Stilvergleich: Kunstwerke, die weder signiert noch archivalisch bezeugt sind, werden mit sicher belegten des gleichen Künstlers verglichen und auf Indizien untersucht, die Hinweise auf die typische individuelle Darstellungsweise des Künstlers geben, so dass man zu einer begründeten Zuschreibung des Werks an den Künstler kommen kann. Dass dabei auch Fehleinschätzungen passieren können, dafür gibt es prominente Beispiele.

Vier Werke Gertrud Gröningers für Elsen sind archivalisch belegt und werden von Professor Fuchs in einem Aufsatz des Jahres 1941 mit Angabe der Quelle, nämlich einem im Pfarrarchiv der St. Dionysius-Gemeinde Elsen noch vorhandenen Rechnungsbuch aus dem 17. Jahrhundert, dem „Liber reddituum et rationum...“, benannt.

Hier heißt es im Originaltext des damaligen Pfarrers Henricus Borchmeyer, der 1664 – 1701 in Elsen wirkte: „Anno 1683 auf das H. Osterfest zweyen große Leuchtern sampt einem pedall, pro Exponendo Venerabili in hohen und furnehmen Festtagen zu gebrauchen, verfertigen lassen, kosten wie folget: Junfer Gertrud gröniger Bildhawerinnen fur die zweyen Leuchtern gegeben 4 Rt... Bernardo Floren dem mahler von den beyden Leuchtern mit silber und gold auszustaviren gegeben 4 Rt.“

Unter dem „pedall pro Exponendo Venerabili“ versteht Professor Fuchs einen „Expositionsthron für die Aussetzung der Monstranz“ (Fuchs 1959, S. 251). Dieser und die beiden Leuchter sind heute nicht mehr vorhanden.



Im gleichen Elsener Rechnungsbuch heißt es zum Jahre 1691: „Anno 1691 auf die H. Creutzwochen machen lassen Statuam S. Urbani, kostet wie folget: Junfer Gertrud gröniger Bildhawerin zu paderborn wohnhaft selbige Bildnuß S. Urbani auszuhawen undt zu verfertigen, bedungen ad 6 Rt (Reichstaler) 10 ß (Schillinge) 6d (Pfennige). Mr. Bernard Flören dem Mahler von selbiger Bildnuß zu staviren gegeben 7 Rt.“

Über die Identität dieser Urbanus-Statue ist sich Professor Fuchs in einem Aufsatz von 1941 noch ganz sicher, wo er schreibt: „Diese Figur ist erhalten, denn sie ist zweifellos identisch mit der 49,5 cm hohen Urbanusfigur, die sich in einem „Heiligenhäuschen“ unter drei Linden an der Josefstraße zu Elsen befindet“ (Fuchs 1941, S. 197). Gemeint ist der uralte Urbanus-Bildstock vor dem heutigen Hause Salomon.

In einem weiteren Aufsatz von 1959 sind Fuchs aber doch Bedenken gekommen, denn hier heißt es: „Meine frühere Annahme, diese

Elsener Statue des hl. Urban

Figur sei in einem „Heiligenhäuschen“ in Elsen noch vorhanden, erscheint mir heute doch zweifelhaft, da eine nur 49 cm hohe Figur schwerlich für die Kirche, wofür sie offenbar bestimmt war, beschafft worden wäre. Auch der Preis von 6 Rth. ohne die farbige Fassung, die sogar 7 Rth. kostete, scheint mir für eine größere, nicht mehr vorhandene Figur zu sprechen. Dabei bleibt bestehen, dass die kleinere Bildstockfigur, von privater Seite bestellt, doch eine Arbeit Gertruds sein kann“ (Fuchs 1959, S. 251, Anmerkung 12).

Mit diesen Zweifeln von Fuchs hat sich der Elsenener Dr. Gerhard Franke auseinandergesetzt. Er betont, dass die damaligen Kriterien der Preisgestaltung für ein Kunstwerk heute kaum noch nachzuvollziehen seien. Preise seien deshalb ein wenig beweiskräftiges Argument. So kommt er zu dem Fazit: „Nach wie vor spricht daher nichts gegen die Annahme, die 1691 von Gertrud Gröninger geschaffene Urbanstatue sei zeitgenössisch bei Prozessionen durch den Ort getragen, später dann dauerhaft in besagtem Bildstock deponiert worden“ (Franke 2004, S. 269).

Verwunderlich ist, dass in der bisherigen Forschung eine Inschrift unter der Plinthe, dem Standfuß der Urbanus-Statue, auf die bereits vor Jahren der damalige Elsenener Vikar Andreas Zander hingewiesen hat (Zander 1995, S. 37), keine Rolle gespielt hat. Auf einem vergilbten aufgeklebten Zettel steht nämlich „Gruniger filia fecit“, Grunigers Tochter hat ihn gemacht. Natürlich bedeuten diese



Inschrift unter der Plinthe der Urban-Statue

Worte zunächst einmal nichts anderes, als dass ihr unbekannter Verfasser zu einer unbestimmten Zeit die Urbanus-Statue für ein Werk Gertrud Grönigers gehalten hat, aber noch nicht, dass es sich dabei um eine bewiesene Tatsache handelt.

Immerhin lassen sich vorsichtig einige Vermutungen über das Alter der Inschrift anstellen, die dafür sprechen, dass sie in der Sache Recht hat. Für ein ziemlich hohes Alter sprechen mehrere Indizien, so die Verwendung der lateinischen Sprache und ebenso der alten Namensform „Gruniger“. Auffallend ist auch die Bezeichnung Gertrud Grönigers als „Grunigers Tochter“. Sie wird sozusagen nicht als eigene Künstlerpersönlichkeit erwähnt, sondern nur als Tochter eines bekannten Vaters.

Dennoch bleibt einige Skepsis angebracht. Wenn man z. B. den Elsenener Urbanus mit der ebenfalls von Gertrud Gröninger stammenden Statue des gleichen Heiligen (dessen Attribute allerdings sekundär sind) in der Pfarrkirche in Brenken vergleicht, so gibt es in der Gesichtsbildung und auch in der Kleidung gravierende Unterschiede. Dieser negative Befund ist besonders schwerwiegend bei einer Künstlerin, der Udo Grote z. B. bei ihren Madonnen und Kruzifixen zwar eine handwerklich qualitätsvolle Ausführung, aber auch eine relativ geringe Variationsbreite der Darstellungsweise attestiert hat (Grote 1992, S. 152). Die Elsenener Statue zeigt den heiligen Papst Urban I. (222 –230), den Conpatron der St. Dionysius-Kirche, „in Talar und Rochett, mit Stola, Chormantel und Tiara“ (Franke 2004,



Urbanus-Statue in der Pfarrkirche in Brenken

S. 267). In der linken Hand hält er ein Buch, in der rechten die Ferula, den Stab des Papstes, dessen oberer Abschluss anders als beim Bischofsstab keine Krümme, sondern ein Doppelkreuz bildet.

Die Figur und der Urban-Bildstock haben in den letzten sieben Jahrzehnten ein wechselvolles Schicksal gehabt. Als in der Zeit des Pfarrers Hermann Holthaus (1935 – 1941 in Elsen) eine Agatha-Statue aus dem Heiligenhäuschen beim Hof Altrogge gestohlen wurde, wurde die wertvolle Urbanus-Statue aus Sorge im Pfarrhaus sichergestellt. In den letzten Jahren wird sie in der Kirche im Safe der Sakristei aufbewahrt.

An ihrer Stelle stand bis 1995 im Urbanus-Bildstock eine Statue des hl. Josef mit dem Christuskinde. Das führte dazu, dass in dem 1993 vom Heimatverein Paderborn herausgegebenen Buche über die „Bildstöcke und Wegekreuze in Paderborn“ fälschlicherweise behauptet wird, in der Bildnische des Urban-Bildstockes stehe eine „Figur des hl. Urban mit dem Christuskind“ (Liedtke 1993, S. 124).

Die Josef-Statue ist seit 1995 durch eine von Herrn Wilhelm Wurtinger in Anlehnung an das alte Vorbild geschnitzte Urban-Statue ersetzt worden. Da diese zur Zeit gesäubert wird, steht vorübergehend ein Bild des Original-Urban in der Nische des Heiligenhäuschens.

Schließlich weist Professor Fuchs in einem dritten Aufsatz von 1962 noch auf ein viertes Kunstwerk aus Elsen hin, das er durch Stilvergleich Gertrud Gröninger zuschreiben möchte.

Es handelt sich um eine 44 cm hohe Figur des heiligen Josef mit dem Jesusknaben, die ursprünglich für den Elsenener Klee Hof, ein ehemaliges Gut des Paderborner Domkapitels mit einer hofeigenen, dem heiligen Josef geweihten Kapelle, angefertigt worden ist.

Figur des hl. Josef mit dem Christuskinde vom Elsenener Klee Hof



Sie wurde 1959 durch das Dortmunder Museum für Kunst und Kulturgeschichte von dem Besitzer des Klee Hofes, Herrn Schulze-Rudolphi, erworben. Im Depot dieses Museums befindet sich die Statue unter der Inventarnummer C 5363 noch heute. Die Karteikarte des Museums beschreibt sie stichwortartig so: „Schwarzlockige und bärtige, kräftige Gestalt, langer silberner Leibrock, darüber drapiert goldener Mantel, goldene Stiefel, die die Zehen frei lassen. Das nackte Christkind in lebhafter Bewegung. Rechter Unterarm und linkes Bein des Christkinds fehlen. Zahlreiche Schäden in der Fassung. Schwarzer Sockel. Nussbaumholz, Höhe 44 cm, Breite 17 cm, Tiefe 12 cm.“

Fuchs schreibt, er sei sich mit dem damaligen Direktor des Museums einig in der Zuschreibung dieser Figur an Gertrud Gröninger. Er stützt sich dabei auf einen Vergleich mit ihrer bereits erwähnten Urbanus-Statue in Brenken. Sie sei mit Kopfbildung, Haaren, Bart, Nase und Augenbrauen ähnlich. Fuchs bekräftigt seine These durch den Hinweis, dass Gertrud Gröninger auch sonst nachweislich eine Figur für einen Bauernhof gearbeitet habe, nämlich für den bekannten Valepagenhof in Delbrück, der heute im Westfälischen Freilichtmuseum in Detmold steht.

Fazit

Gertrud Gröninger nimmt zu ihrer Lebenszeit als freischaffende Künstlerin in einer Männerdomäne eine Sonderstellung ein. Dass sie auch mehrfach für Elsen gearbeitet hat, ist archivalisch sicher bezeugt. Allerdings dürfte dieser Aufsatz eines deutlich gemacht haben: Bei der Zuschreibung heute noch in Elsen vorhandener religiöser Kunstwerke an sie ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Das war auch hier nicht die Absicht, sondern es sollte nur der bisherige Diskussionsstand in der kunstgeschichtlichen Forschung nachgezeichnet werden, auf dem in Zukunft alle künftigen Fachleute ihre weitergehenden Überlegungen aufbauen müssen.

Günter Wißbrock

Abbildungsnachweis:

Abb. 1 – 4: Doris Wißbrock

Abb. 5: Ulrike Hauser, Kunstinventarisierung im Erzbistum Paderborn

Abb. 6: Madeleine-Annette Albrecht, Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Dortmund

Benutzte Literatur:

Hans Jürgen Brandt/Karl Hengst: Das Bistum Paderborn, Band 2, Paderborn 2007

Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Nordrhein-Westfalen II, Westfalen, Berlin/München 2011

Erzbischöfliches Diözesanmuseum (Hrsg.): „Was du ererbt von deinen Vätern“, Kunstinventarisierung im Erzbistum Paderborn, Paderborn 1998

Gerhard Franke: Die Visitation durch Bischof Dietrich Adolf von der Reck in Elsen, in: Westfälische Zeitschrift 154 (2004), S. 221 – 271

Alois Fuchs: Die Paderborner Bildhauerin Gertrud Gröninger, in: Westfalen 26 (1941), S. 195 – 203

Alois Fuchs: Zur Forschung über die Paderborner Gröninger, in: Westfalen 27 (1948), S. 110 – 115

Alois Fuchs: Unbekannte Werke von Gertrud Gröninger, in: Westfalen 37 (1959), S. 241 – 251

Alois Fuchs: Weitere unbekanntes Werke von Gertrud Gröninger, in: Westfalen 40 (1962), S. 342 – 344

Vor 100 Jahren: Elsen bekommt eine Straßenbahn

Die Entstehung der PESAG und die Anfänge ihres Straßenbahnnetzes

Die Paderborner Elektrizitätswerk und Straßenbahn Aktiengesellschaft, kurz PESAG, als Stromlieferant im Paderborner Bereich und als Betreiber von Straßenbahnen im nördlichen Kreis Paderborn und im südlichen Teil des Landes Lippe hat eine recht komplizierte Vorgeschichte.

Am 1. 3. 1900 eröffnete die Lippische Elektrizitäts-AG (LEAG) in Detmold die Straßenbahnlinie nach Berlebeck über Heiligenkirchen mit einem Abzweig nach Hiddesen.

Ein gutes halbes Jahr später, am 30. 8. 1900, startete die Westfälische Kleinbahnen AG (WK) mit Sitz in Bochum mit der Strecke Paderborn – Neuhaus ihr Engagement für den Aufbau eines Straßenbahnnetzes im hiesigen Raum. Diese Strecke wurde 1901 nach Sennelager erweitert.

Generalunternehmer für den Bau der Bahnanlagen und die Lieferung der Schienenfahrzeuge war die Firma Kummer & Co, auch bekannt als Elektrizitätswerk AG, in Niedersiedlitz bei Dresden. Die von ihr erstellten Elektroinstallationen und Gleisanlagen erwiesen sich jedoch bald als unzureichend und sehr reparaturanfällig. Die Firma Kummer & Co ging am 15. Juni 1901 in Konkurs.

Die Westfälische Kleinbahnen AG, an der auch die Firma Kummer & Co beteiligt gewesen war, wurde im Jahre 1906 vom Rheinisch–Westfälischen Elektrizitätswerk (RWE) in Essen übernommen, das so seinen Einfluss auch auf den ostwestfälischen Raum ausdehnen wollte.

Am 9. Januar 1909 wurde schließlich die Paderborner Elektrizitätswerk und Straßenbahn AG (PESAG) aus der Taufe gehoben. An jenem Tage wurde nämlich ein Gründungsvertrag zwischen der Rheinisch–Westfälischen Elektrizitätswerk AG, der Stadt Paderborn, dem Provinzialverband der Provinz Westfalen in Münster, dem Industriellen Hugo Stinnes (Mülheim/Ruhr) und dem Paderborner Stadtverordneten Verlagsbuchhändler Ferdinand Schöningh sen. abgeschlossen.

Auf das Aktienkapital von 1,2 Millionen Reichsmark zeichneten das RWE und die Stadt Paderborn jeweils 589, der Provinzialverband 20 und die Herren Stinnes und Schöningh je eine Aktie.

Zügig errichtete die PESAG am Paderborner Tegelweg ein Dampfkraftwerk, eine große Wagenhalle und später ein Verwaltungsgebäude.

1910/11 entstand die Straßenbahnlinie vom Paderborner Hauptbahnhof über Bad Lippspringe nach dem lippischen Schlangen, deren Erweiterung durch die Externsteine zum Bahnhof Horn/Bad Meinberg am 30. März 1912 in Betrieb genommen wurde und von



Straßenbahn an den Externsteinen, undatiert.

Foto: Stadtarchiv Paderborn



Eröffnung der Straßenbahn nach Elsen, 1.3.1913. Foto: Stadtarchiv Paderborn / PESAG



Honoratioren und Schulkinder am Festtag. Foto: Stadtarchiv Paderborn, A 3420

der Presse als „erste deutsche Gebirgsstraßenbahn“ als eine technische Pionierleistung gefeiert wurde. Es war nämlich die Überwindung eines Höhenunterschiedes von 140 m auf einer Streckenlänge von nur 3,5 km im Bereich des Passes „Kleine Egge“ gelungen.

Die Straßenbahnlinie 6 nach Elsen

Als letzte Baumaßnahme der PESAG vor dem Ersten Weltkrieg wurde schließlich die spätere Linie 6 vom Hauptbahnhof Paderborn nach Elsen in Angriff genommen, die am 1. März 1913, also vor ziemlich genau 100 Jahren, eingeweiht werden konnte.

Vorausgegangen waren in der Planungsphase längere Diskussionen über die Notwendigkeit und die Streckenführung dieser Linie.

In einem von der PESAG in Auftrag gegebenen Gutachten über den Strombedarf der Kreise Büren, Höxter, Paderborn und Warburg und des südlichen Fürstentums Lippe stellte der Kölner Ingenieur Kovacs im Jahre 1910 auch die Wirtschaftsstruktur und die bisherige Verkehrsanbindung der damaligen Gemeinde Elsen mit ihren 2341 Einwohnern dar. Er betonte den vor allem auch durch den Eisenbahnanschluss von 1853 und die Eröffnung des Bahnhofs am 1. Juni 1908 beförderten Wandel des früher rein agrarisch geprägten Dorfes zu einer Mischgemeinde, die auch als Gewerbestandort und als Wohnort für insbesondere bei den Paderborner Eisenbahnwerkstätten beschäftigte Arbeiter diene. Als Fazit des Gutachtens für Elsen schrieb Kovacs: „Angesichts der Nähe Paderborns entwickelt sich der Ort zusehends. Eine noch kräftigere Entwicklung wird von dem Ausbau der elektrischen Bahn nach Elsen erwartet.“

Die Voraussetzungen für den Neubau einer Straßenbahnlinie Paderborn – Elsen erschienen also günstig. Hinzu kam, dass die PESAG verpflichtet war, den Elsenern einen Straßenbahnanschluss zu verschaffen, wenn sie sie als Stromkunden gewinnen wollte. Dieser Pflichtaufgabe wollte sich die PESAG auf die einfachste Weise entledigen, indem sie die Errichtung eines Stichgleises von Neuhaus nach Elsen vorschlug. Damit hätte man auch die steile Auffahrt auf die damalige Bogenbrücke über die Alme umgangen.

Dieser Vorschlag löste eine lebhafte Kontroverse zwischen den Elsener Bürgern und dem Gemeinderat einerseits und der PESAG andererseits aus. Einmütig war man in Elsen der Meinung, dass ein Umweg über Neuhaus auf keinen Fall zu akzeptieren sei. Außerdem mischten sich jetzt auch die Bewohner der Nachbardörfer in die Diskussion ein, die auf einen Weiterbau der einen oder der anderen Variante der Streckenführung bis zu ihren jeweiligen Dörfern hofften. Schließlich fiel die Entscheidung gegen den Umweg über Neuhaus und für eine 3,72 km lange Neubaustrasse, die bei der damaligen Infanteriekaserne von der bereits bestehenden Strecke Paderborn – Neuhaus abzweigte. Die Bauausführung übernahm das Deutzer Unternehmen Hermanns.

Am 1. März 1913 kam es unter großer Beteiligung der Bevölkerung und zahlreicher Honoratioren zur feierlichen Einweihung der neuen Strecke.

Dazu sei der Bericht der Gemeindechronik wörtlich zitiert: „Der 1. März war für Elsen ein Freudentag, wurde doch an diesem Tage die elektrische Straßenbahn Elsen-Paderborn dem Verkehr übergeben. Damit ist wieder ein wichtiger Schritt zur Aufschließung und Hebung Elsens getan. Es kann nun noch leichter als bisher seine reichen Vorräte an Gartenfrüchten und landwirtschaftlichen Produkten der Nachbarstadt zuführen. Die zahlreichen Arbeiter, welche schon früher in Paderborn Beschäftigung fanden, können nun leichter und bequemer ihre Arbeitsstätte erreichen.“

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, dass die Einladung zur Teilnahme an der Eröffnungsfeier überall willig Gehör fand. Gegen 1 Uhr fuhr der erste Wagen, in dem die Gemeindevertreter Platz genommen hatten, unter dem Jubel der Jugend den

Festteilnehmern von Paderborn entgegen. Diese hatten sich bei der Infanteriekaserne zusammengefunden, wo bereits die festlich geschmückten Wagen der Festgäste harrten. Alsbald setzten sich die fünf vollbesetzten Wagen zur ersten Fahrt in Bewegung. Böllerschüsse verkündeten weithin das frohe Ereignis. Überall eilten die Bewohner aus ihren Häusern, freudig die Festgäste grüßend. Nahe am Ziel nahm die Schuljugend mit freudigem Hurra „die Wagen ohne Pferde“, wie der berühmte Elser Junge die Elektrische genannt hatte, in Empfang. In ausgelassener Freude lief sie mit den Wagen um die Wette, nicht ohne dass mancher seinen Wagemut in empfindlicher Weise büßen musste. Ein Festmahl, an dem etwa 80 Herren teilnahmen, beendete die Feier.“

In seiner Festbeschreibung spielt der Chronist auf den „Elsener Jungen“ an, einen einäugigen Schäfer namens Anton Flören, der um 1800 lebte und die Gabe des „zweiten Gesichts“ hatte. Er hatte prophezeit, dass eines Tages von Paderborn nach Elsen eiserne Wagen mit der Deichsel nach oben fahren würden.

Schon zum Osterfeste 1913 nutzten viele neugierige Paderborner Ausflügler die neue Bahn.

In seinem Bericht darüber schreibt der Chronist: „Wenn man den Unterhaltungen als unbeteiligter Zuhörer lauschte, so waren sie zumeist nichts anderes, als was wir schon vom klassischen Osterspaziergang in Goethes „Faust“ gelesen haben: „ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen.“ Der Deutsche hört eben gern von Kriegsgefahr erzählen, und wer es am drastischsten versteht, findet die aufmerksamsten Ohren.“

Mit Sicherheit war sich der Dorfchronist damals nicht im Klaren darüber, dass das, was er hier in der Form einer harmlosen Bildungsreminiszenz über Kriegsgefahren als Gegenstand oberflächlicher Gespräche in der Straßenbahn in seine Darstellung einfließen ließ, im Nachhinein schon etwa eineinhalb Jahre später mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im August 1914 auch für die Elsener grausame Wirklichkeit werden sollte.

Die Endstation der Straßenbahn in Elsen lag an dem damaligen Standort des Agatha-Bildstocks vor dem Hof Altrogge, was heute dem kleinen Parkplatz an der Ecke Von-Ketteler-Stra-



*Straßenbahn-Endstation in Elsen mit dem Fahrer Franz Schütte, nach 1945.
Foto: Heimat- und Verkehrsverein Elsen*

ße/Gartenstraße entspricht. Diese zentrale Lage der Endstation mitten im Dorf an der damaligen Wilhelmstraße brachte den Elsener Benutzern einen großen Vorteil gegenüber dem weit außerhalb gelegenen Bahnhof der Eisenbahnstrecke.

Damit auch wir die Streckenführung der neuen Straßenbahn et-

was genauer nachvollziehen können, steigen wir einfach mal in Gedanken an der Elsener Endstation in einen Triebwagen ein. An der ersten Haltestelle sehen wir aus dem rechten Fenster die Villa Junk und später, ab 1924, das Kriegerdenkmal, das 1964 an den Bohlenweg versetzt wurde. Auch am Neuhäuser Weg, der heutigen Verner Straße, hält die Bahn an. Die nächsten beiden Haltestellen bilden zwei heute nicht mehr vorhandene traditionelle Lokale: Der repräsentative „Kaiserkrug“ (Fernhomberg), der 1976 dem Autobahnbau weichen musste, und - nach der Überquerung der Almebrücke - die beliebte Ausflugsgaststätte „Alme Aue“, die der Erweiterung des Möbelhauses Finke zum Opfer fiel.

Damit haben wir bereits Elsener Boden verlassen. Deshalb seien die weiteren Stationen nur aufgezählt: Frankfurter Weg, Ziegelei Immig, Infanteriekaserne (mit Umsteigemöglichkeit nach Neuhaus und Sennelager), Fürstenweg, Neuhäuser Tor, Adler-Apotheke, Westerntor, Borchener Straße, Hauptbahnhof Paderborn.

Die Linie 6 nach und von Elsen fuhr die 5,8 km lange Strecke über Jahre im Stundentakt und benötigte dafür etwa 20 Minuten.

Schwierigkeiten gab es im und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die verheerende Bombardierung des Paderborner Stadtzentrums am 27. März 1945 zerstörte auch den Bahnhof und brachte den Straßenbahnverkehr zum Erliegen. Erst nach einem halben Jahr, am 24. September 1945, kam die Linie 6 wieder in Gang, allerdings nur bis zum Fürstenweg, später bis zum Westerntor. Erst ab dem 18. November 1946 wurde schließlich wieder die ganze Strecke bis zum Hauptbahnhof bedient.



Die letzte Straßenbahn im Krieg überquert die Almebrücke in Elsen, 1943.

Foto: Heimat- und Verkehrsverein Elsen

Nach 45 Jahren, am Abend des 31. März 1958, kam das endgültige Aus der guten alten Straßenbahn. Zum letzten Male fuhr sie, mit Girlanden und einem Trauerflor geschmückt, von Paderborn nach Elsen und zurück. Immer mehr als Hindernis im wachsenden Straßenverkehr empfunden, machte sie den Omnibussen als neuem Verkehrsmittel Platz.

Die Entwicklung der PESAG und ihres Straßenbahnnetzes seit dem Ersten Weltkrieg
Gegen Ende des Ersten Weltkriegs, am 4. Januar 1918, hatte die PESAG auch die Lippische Elektrizitäts-AG (LEAG) erworben.

Im Rahmen von Notstandsarbeiten in den Jahren der von Inflation, Wirtschaftskrise und politischen Unruhen geschüttelten Zeit der Weimarer Republik (1918 – 1933) wurde von der PESAG daraufhin das lippische Straßenbahnnetz ausgeweitet: 1924 – 1926 entstand die neue Linie Horn - Bad Meinberg - Blomberg, die sich aber als wirtschaftlicher Fehlschlag erwies und bereits nach 10 Jahren 1936 wieder stillgelegt wurde.

1926 wurde die Linie Detmold – Heidenoldendorf gebaut und 1928 auf einer eigenen straßenunabhängigen Trasse bis Pivitsheide V. L. erweitert. 1952 – 1956, die letzten drei Jahre bis zur Aufgabe dieser Strecke, bin ich noch fast täglich von meinem Heimatort mit dieser Linie zum Detmolder Gymnasium Leopoldinum gefahren.

Auch wenn ich also die Elsener Linie 6 nie benutzt habe, habe ich doch noch das Quiet-schen der Straßenbahnwagen auf den Schienen und den Höllensägen, den wir Schüler in den überfüllten Wagen veranstalteten, im Ohr und die Holzbänke, die blauen Uniformen der Schaffner und ihre umgehängten Kassen mit den parallelen senkrechten Metallzylindern für die einzelnen Münzsorten lebhaft vor Augen.

In Elsen hatte man schon 1925 die Strecke um eine Buslinie Elsen – Westenholz erweitert, die sich jedoch nicht rentierte und schon im September 1927 wieder aufgegeben wurde. Da die PESAG mit den Straßenbahnlinien ständig rote Zahlen einfuhr und die Fahrgastzahlen durch den zunehmenden Individualverkehr stetig abnahmen, gab es schon in der Zeit des „Dritten Reiches“ allgemeine Stilllegungspläne, die aber zunächst wegen der Kriegsergebnisse nicht zum Zuge kamen.

Nach dem Zweiten Weltkriege entstanden der PESAG dann auch noch erhebliche Kosten durch die Beseitigung der gewaltigen Zerstörungen. Etwa ab 1950 wurden die Rufe nach Aufgabe des Straßenbahnnetzes daher immer lauter.

Weil die PESAG im Raum Detmold nicht auch die Stromversorgung betrieb, war das dortige Netz besonders defizitär. So wurden 1953 die Gebirgsstraßenbahn Schlangen – Horn und 1954 die Linien nach Pivitsheide V. L., Berlebeck und Hiddesen stillgelegt. Mit der Aufgabe der Linie Schlangen – Paderborn zog sich die PESAG 1959 ganz aus Lippe zurück.

Im Bereich Paderborn hatte die Stilllegung mit der Elsener Linie am 31. März 1958 begonnen, und sie endete am 27. September 1963 mit der ältesten Linie Paderborn – Neuhaus. Überall übernahmen Busse die Versorgung.

Seit dem Jahre 2000 firmiert der Verkehrsbetrieb unter dem Namen „PaderSprinter“. Er ist heute ein Geschäftsbereich von E.O.N. Westfalen Weser AG. Dieses Unternehmen wurde 2003 durch Fusion der PESAG AG, des Elektrizitätswerks Minden-Ravensberg und des Elektrizitätswerks Wesertal gegründet.

Günter Wißbrock

Benutzte Literatur:

Birgit Bedranowsky: Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002

Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V. (Hrsg.): Elsen. Alte Gemeinde – Junger Stadtteil, Elsen 1986
Evert Heusinkveld/Ludger Kenning: Die PESAG – Straßenbahnen zwischen Paderborn, Detmold und Blomberg, Nordhorn 2012

Wilhelm Hucke: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960

Heinrich Mersch: Einsteigen bitte ..., in: Elsener Nachrichten Nr. 154 (Sommer 2002), S. 39 - 43

Wolfgang R. Reimann/Reiner Bimmermann: Die Tram von Paderborn nach Detmold im Bild, Remscheid 2012

Josef Segin/Rolf-Dietrich Müller (Hrsg.): Chronik der Gemeinde Elsen 1901 - 1974, Elsen 2008

CREDO – Christianisierung Europas im Mittelalter

Erneut eine große kulturgeschichtliche Ausstellung in Paderborn

Das Schlüsselwort CREDO

„CREDO“, „ich glaube“, so lautet das Leitwort einer dritten großen Mittelalter-Ausstellung in Paderborn, die vom 26. Juli, dem Freitag vor Beginn der Libori-Woche, bis zum 3. November an den drei Veranstaltungsorten Erzbischöfliches Diözesanmuseum, Museum in der Kaiserpfalz und Städtische Galerie zu sehen sein wird. Sie reiht sich ein in die Folge der beiden überaus erfolgreichen Ausstellungen „799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit“ im Jahre 1999 und „Canossa 1077 – Erschütterung der Welt“ im Jahre 2006 und wird wieder von der Stadt Paderborn, dem Erzbistum Paderborn und dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe gemeinsam getragen.

„Credo“, „ich glaube“, so beginnt in der lateinischen Sprache das Apostolische Glaubensbekenntnis, das bis heute für katholische und evangelische Christen gültig ist und das die Kernelemente der christlichen Glaubensüberzeugung auf eine kurze Formel bringt. Zwar nicht mit dem lateinischen Wort „credo“, sondern mit dem gleichbedeutenden dreifachen altsächsischen „ec gelobo“ hatten wahrscheinlich nach der Eroberung des sächsischen Stammesgebietes durch den Frankenherrscher Karl den Großen unsere ehemals heidnischen Vorfahren im heutigen Raum Elsen bei der zwangsweisen oder freiwilligen Taufe ihr Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott der Christen zu formulieren. Vorher aber hatten sie im altsächsischen Taufgelöbnis den drei heidnischen Gottheiten Donar, Wodan und Saxnot, die das Gelöbnis mit Teufeln und Dämonen gleichsetzt, abzuschwören.



Das Logo der Ausstellung (Goldglas mit Petrus und Paulus, 2. Hälfte 4. Jahrhundert, Vatikanische Museen, Rom)

Aspekte der Christianisierung Europas

An diesem Beispiel werden verschiedene Aspekte der Christianisierung Europas deutlich, die sich folgerichtig auch in der Konzeption der Ausstellung widerspiegeln:

Sie hat, wenn sie den Missionsprozess in seiner ganzen Breite veranschaulichen will, nicht nur die Relikte des Überganges zu der neuen christlichen Religion zu zeigen, sondern auch die durch das Christentum abgelösten heidnischen Vorstellungen, soweit sie schriftlich überliefert sind oder sich in heute noch vorhandenen materiellen Überresten oder archäologisch ergrabenem Zeugnissen nachweisen lassen, in den Blick zu nehmen.

Dabei wird auch deutlich werden müssen, dass es sich um einen tiefgreifenden Wandlungsprozess von polytheistischen Stammesreligionen zu einem Monotheismus mit universalem Anspruch und von weitgehend mündlich überlieferten Kulturen zu einer Schriftreligion handelte. Weiter stellt die Ausstellung die wichtigsten frühen Missionare vor und fragt nach ihren Motiven, ihren jeweiligen Methoden und ihrem persönlichen Lebensweg, der allzu oft im Martyrium endete.

Für uns Elsener ist dabei besonders interessant, dass auch der hl. Dionysius, der Patron der katholischen Pfarrkirche, zu den ausgewählten Persönlichkeiten gehört.

Natürlich war der Christianisierungsprozess nicht überall gleich voll erfolgreich. So zeigt die Ausstellung auch Beispiele für so genannten Synkretismus, d. h. dafür, dass zunächst oft heidnische und christliche Vorstellungen in den gleichen Köpfen nebeneinander wirksam waren.

Gerade in unserer Heimat lässt sich auch besonders das Spannungsfeld von friedlicher, freiwilliger

und kriegerischer, zwangsweiser Mission zeigen. Einzelne frühe angelsächsische Missionare wagten sich aus England zu ihren Stammesverwandten auf dem Kontinent, den Altsachsen, vor und büßten ihren Mut zu friedlicher christlicher Predigt in heidnischem Umfeld teilweise mit dem Martyrium.

Der Frankenherrscher Karl der Große dagegen setzte in den sich über 30 Jahre hinziehenden Sachsenkriegen (772 – 804) zu dem doppelten Ziel der Eroberung des Sachsenlandes und der Christianisierung seiner Bewohner massiv Gewalt ein: Zerstörung heidnischer Heiligtümer, Zwangstaufen, Bedrohung mit Todesstrafe bei Widerstand und deren realer Vollzug waren in diesen Kriegen an der Tagesordnung.

Die Zuweisung von sächsischen Teilgebieten als Missionsbezirke an bestimmte fränkische Bistümer oder Klöster folgte, als die Lage einigermaßen beruhigt zu sein schien. Noch heute erinnert das Patrozinium des hl. Kilian an besonders alten Kirchen in unserer Heimat daran, dass der Raum Paderborn dem Bistum Würzburg zur Mission zugeteilt war, dessen Diözesanpatron der hl. Kilian ist, selbst ein irischer Missionar und früher Märtyrer.

In einem zweiten Akt wurden dann systematisch sächsische Bistümer gegründet und schließlich Pfarrkirchen gebaut, vor allem während der langen Herrschaftszeit des zweiten Paderborner Bischofs Badurad (815 – 862).

Das Dionysius-Patrozinium, das damals wahrscheinlich durch Hilduin, den nach Corvey verbannten ehemaligen Abt des Klosters Saint-Denis bei Paris, der Grablege des hl. Dionysius, in unseren Raum eingeführt worden ist, könnte ein Indiz dafür sein, dass auch die erste Elsener Pfarrkirche bereits im 9. Jahrhundert errichtet worden ist. Letzte Beweiskraft fehlt diesem Hinweis aber ganz und gar, weil es für Elsen dazu weder eine schriftliche Überlieferung gibt noch archäologische Untersuchungen durchgeführt worden sind.

Die Ausstellung umfasst allerdings viel weitere zeitliche und räumliche Dimensionen als die für unsere Heimat gültigen. Sie zeigt die wichtigsten Stufen und kulturellen Veränderungen in einem vielschichtigen, über 1000 Jahre umfassenden Prozess, ausgehend von der Ausbreitung des Christentums im Römischen Reich über die Missionierung Galliens,



Gussform aus Trendgarden, Jütland, 2. Hälfte 10. Jahrhundert. Damit konnten christliche Kreuze und Hämmer für den heidnischen Gott Thor gleichzeitig gegossen werden. Der Handwerker arbeitete also sowohl für Christen als auch für Heiden.

Irlands, der angelsächsischen Königreiche bis hin zur Bekehrung Skandinaviens, Polens und des Balkans und schließlich der Christianisierung des Baltikums.

Die drei Ausstellungsabschnitte

Die drei Ausstellungshäuser setzen jeweils unterschiedliche Schwerpunkte.

Das Diözesanmuseum veranschaulicht mit heidnischen Götterbildern und frühen Darstellungen von Jesus Christus, Petrus und Paulus den missionarischen Auftakt in der Antike.

Dann folgen die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung den Wanderungen der Missionare nach England und Irland und von dort auf das Festland und begegnen dabei bekannten Persönlichkeiten wie dem hl. Patrick in Irland und dem hl. Bonifatius im Frankenreich.



Fuldaer Sakrament, um 975; links: Bonifatius bei der Taufe eines Heiden; rechts: Das Martyrium des hl. Bonifatius. Bei dem tödlichen Angriff der heidnischen Friesen hält er schützend ein Buch vor sein Haupt.

Kostbare Goldschmiedearbeiten, Holzschnitzereien und prachtvolle Buchilluminationen belegen dazu den weiten Kulturtransfer durch ganz Europa als Nebenprodukt der Missionsbemühungen.

Im Museum in der Kaiserpfalz stehen mehr die Verbindungen von Mission und Politik im Vordergrund, so z. B. die mit kriegerischen Expansionszügen unter Karl dem Großen gegen die Sachsen und unter Otto dem Großen gegen die Elbslawen verknüpfte Zwangsmision. Hier wird aber auch verdeutlicht, dass Ratgeber der Herrscher, wie z. B. der hochgebildete Angelsachse Alkuin unter Karl dem Großen, sich deutlich, wenn auch letztlich erfolglos, gegen diese gewaltsame Art der Bekehrung wandten. Friedliche Missionsbemühungen wie die des Pommernapostels Otto von Bamberg zeigen, dass es auch damals eine Alternative zur gewaltsamen Bekehrung gab.

Thematisiert werden zudem die unterschiedlichen Motive ehemals heidnischer Potentaten für ihren Übertritt zum Christentum, der zumeist den Glaubenswechsel des ganzen von ihnen beherrschten Stammes oder Volkes nach sich zog. Der Frankenkönig Chlodwig z. B. ließ sich Weihnachten 498 in Reims taufen, weil ihm Christus nach seiner Überzeugung den Sieg in einer Schlacht gebracht hatte. Der Dänenkönig Harald Blauzahn dagegen ließ sich um 965 taufen, um dem benachbarten christlichen Ostfränkisch-Deutschen Reich keinen Vorwand für eine eventuelle Eroberung Dänemarks zu liefern. Politiker verbanden mit der Mission also auch politische Ziele. Die einheitsstiftende Macht der Kirche war ihnen daher durchaus

willkommen. Aber sie waren auch Rückendeckung für die Missionare, die das christliche Fundament Europas legten.

Im dritten Ausstellungsabschnitt in der Städtischen Galerie geht es schließlich um die Rezeptionsgeschichte der europäischen Christianisierung. Hier wird also gefragt, wie spätere Jahrhunderte bis in die heutige Zeit den Christianisierungsprozess interpretiert, bewertet und für die jeweilige Gegenwart genutzt haben. Dazu werden u. a. Historiengemälde, Druckwerke, Münzen und Alltagsgegenstände gezeigt.

Thema ist hier z. B. die konfessionelle Perspektive auf die Christianisierung, die sich im Kult der heiligen Patrone in den katholischen geistlichen Staaten, etwa des hl. Liborius in Paderborn und des hl. Ludger in Münster, aber auch in der Ablehnung des Heiligenkultes als Aberglaube durch den Protestantismus widerspiegelt.

Ebenso wird die nationale und säkulare Perspektive dargestellt.

Bei der Herausbildung von Nationalstaaten spielten z. B. zu Heiligen erklärte Personen aus der frühen Missionszeit eine bedeutsame Rolle, etwa die heiligen Könige Olaf von Norwegen, Wenzel von Böhmen oder Stephan von Ungarn ebenso wie die heiligen Missionare Patrick in Irland, Bonifatius im Frankenreich, Adalbert bei den Slawen und Otto von Bamberg bei den Pommern.

Einen eigenen Komplex bildet in diesem Ausstellungsabschnitt auch die kritische Aufarbeitung der völkischen und nationalsozialistischen Perspektive auf die Christianisierung als angebliche Zerstörung eines „arteigenen“ germanischen Glaubens. An drei Bereichen wird diese Thematik exemplifiziert: Die Externsteine als inszenierte angebliche germanische Kultstätte, der Sachsenhain in Verden an der Aller als NS-Gedächtnisstätte und die Widukind-Gedächtnisstätte in Enger.

Abschließend geht es in der Ausstellung als gegenwartsbezogener Ausblick um die Frage, ob die Christianisierung ein möglicher Anknüpfungspunkt für eine heutige europäische Identitätsbildung sein kann. Vorgestellt werden z. B. in diesem Zusammenhang die Paneuropa-Union des Grafen Coudenhove-Kalergi und der Karlspreis der Stadt Aachen als christlich inspirierte Initiativen der europäischen Einigungsbewegung.

Als Epilog fragt die Ausstellung nach dem Stellenwert von christlichem Bekenntnis und Mission im heutigen pluralistischen und säkularen Europa.

Fazit

Insgesamt dürfen wir uns freuen auf eine einmalige Zusammenstellung von rund 800 hochkarätigen Exponaten aus vielen Teilen Europas, darunter Gegenstände aus Museen, Bibliotheken und Sammlungen in Warschau, London, Oslo, Paris, Berlin, Dublin und Rom. Außerdem wird zum Ausstellungsbeginn ein umfangreicher Katalog mit wissenschaftlichen Aufsätzen und Beschreibungen der Exponate erscheinen.

Als Thema greift die Ausstellung eine weit zurückliegende, aber dennoch immens wichtige historische Epoche auf. Sie führt uns zurück zu unseren Wurzeln, und doch ist sie ganz gegenwärtig: Jeder von uns ist nämlich auch heute in einer pluralistischen Gesellschaft gefragt, ob er sich zustimmend in die christliche Tradition einreihet oder ob er ihr distanziert bzw. ablehnend gegenübersteht.

Zur vorbereitenden oder ausstellungsbegleitenden Lektüre sei ein Buch des an der Paderborner Universität lehrenden Historikers Prof. Dr. Lutz E. von Padberg empfohlen. Es ist in zwei Ausgaben verfügbar: „Christianisierung im Mittelalter“ (gebundene und farbig illustrierte Ausgabe, 19,90 €) oder „Die Christianisierung Europas im Mittelalter“ (Reclam-Taschenbuch, 6,40 €).

Günter Wißbrock

Straßenumbenennungen in Elsen

Die Grundsatzproblematik

„Name ist Schall und Rauch“, heißt es in Goethes „Faust“. Namen, also Bezeichnungen von Dingen oder Personen, werden demnach oft akustisch und optisch nur flüchtig aufgenommen, sie sind vergänglich und schnell verweht.

Und dennoch bestätigt sich immer wieder die Erfahrung, dass es etwa bei der Umbenennung von Straßennamen zu erheblichen Auseinandersetzungen mit den betroffenen Bürgern kommt. Was sind die Gründe für solche Aufreglichkeiten, und warum werden Straßen überhaupt umbenannt?

Straßennamen haben zunächst die Funktion der räumlichen Orientierung. Darüber hinaus sollen sie jedoch bei Personennamen und teilweise auch bei Ortsnamen die betreffenden Personen, Ereignisse oder Orte in der Erinnerung bewahren und sie ehren.

Bei dieser ehrenden Funktion von Straßennamen beginnt die eigentliche Problematik: Die neuere Geschichte Deutschlands weist ziemlich viele Brüche auf, vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und die NS-Diktatur zur Bundesrepublik und der DDR. Mit den jeweiligen Regierungssystemen und Ideologien änderten sich auch die Maßstäbe für das Ehrenwerte. Wer beispielsweise in der NS-Zeit als besonders ehrenwert galt, wird heute mit guten Gründen verdammt.

So musste es zwangsläufig zu Umbenennungen von nach NS-Größen benannten Straßen kommen. Natürlich will heute niemand mehr an einer Adolf-Hitler-Straße wohnen. Schwieriger wird die Entscheidung aber bei Straßen, die nach Menschen benannt sind, die in bestimmten Bereichen durchaus ihre Verdienste haben, sich aber andererseits auch mehr oder weniger mit dem menschenverachtenden NS-System eingelassen haben. Hier gilt es, zwischen Lebensleistung und ideologischer Verirrung sorgfältig abzuwägen.

Teilweise nur zu verständliche Einwände der betroffenen Anwohner bei politisch motivierten Umbenennungen sind im Prinzip immer die gleichen: Man hat seinen Wohnsitz oft langjährig mit einem bestimmten Straßennamen verbunden, so dass er fast zu einem Teil der eigenen Identität geworden ist. Neben dem Argument der längerfristigen Gewohnheit bzw. der Tradition und einer gewissen Schlussstrichmentalität gegenüber Neubewertungen der Geschichte spielen auch lästige Kosten und Schreibereien als gewichtige Einwände eine Rolle.

Straßennamen in Elsen

Im Folgenden sollen diese allgemeinen Überlegungen nun am Beispiel Elsens konkretisiert werden.

Straßennamen waren in Elsen wie in allen Dörfern ursprünglich eher die Ausnahme. Häuser wurden in der Reihenfolge ihrer Erbauung nummeriert. Nach Josef Hißmann (EN 64/1981) gab es in alten Zeiten in Elsen nur drei namentlich benannte Wege: Buhlwiag (Bohlenweg), Holtwiag (Holzweg) und Dauenstrote (Totenstraße, heute Am Richterbusch). Hinzu kam zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch die „Gardinestraße“, wie die Elsener die heutige Ostallee benannten.

Erst 1962 wurde für Elsen die Benennung aller Straßen und Wege offiziell verpflichtend. Für diese nun amtlichen Straßennamen hatte der Ortsheimatpfleger ein Vorschlagsrecht und der Gemeinderat das Beschlussrecht.

Umbenennungen zu Beginn der NS-Zeit

Die beiden ersten Straßenum- bzw. -neubenennungen aus politischen Gründen gab es zu Beginn der NS-Zeit. Lapidar heißt es dazu im Protokoll der Gemeinderatssitzung vom

26. April 1933: „Es wurde verhandelt und beschlossen: Die Straße vom Kriegerdenkmal bis zur Wegegabel Sande – Gesseln soll in Zukunft „Hindenburgstraße“ und die Straße vom Kriegerdenkmal bis an die Wegegabel Wewer – Bahnhof Elsen „Adolf-Hitler-Straße“ heißen.“

Über alles Weitere hüllt sich das Protokoll in Schweigen. Wer hat diese Benennungen vorgeschlagen, gab es darüber eine Diskussion, gab es Gegenstimmen? Wir wissen es nicht.

Die Huldigung an die beiden obersten Repräsentanten des Dritten Reiches, den Reichspräsidenten von Hindenburg und den Reichskanzler Hitler, erfolgte auch in vielen anderen deutschen Orten, aber in Elsen doch auffallend früh: Am 30. Januar 1933 hatte Hindenburg Hitler zum Reichskanzler ernannt. Am 5. März hatten die letzten einigermaßen freien Reichstagswahlen stattgefunden, die in Elsen den Nationalsozialisten 333 von 1601 gültigen Stimmen erbracht hatten, bei immerhin 1108 Stimmen für das Zentrum, die katholische Volkspartei. Am 21. März hatte Reichspropagandaminister Goebbels den „Tag von Potsdam“ inszeniert. In einem feierlichen Festakt in der Garnisonkirche hatte dabei Hitler dem greisen Reichspräsidenten, der für viele Deutsche die Verkörperung des konservativen Preußens war, seine Reverenz erwiesen und so dem gemäßigten Bürgertum die Versöhnung des alten Preußens mit der „jungen“ revolutionären nationalsozialistischen Bewegung vorgegaukelt. Drei Tage später waren Hitler von der Reichstagsmehrheit mit dem „Ermächtigungsgesetz“ diktatorische Vollmachten zugestanden worden. Am 20. 4. 1933 war dann der 44. Geburtstag Hitlers groß gefeiert worden.

Wenige Tage darauf, keine drei Monate nach der „Machtergreifung“, wurde also der Elsener Gemeinderatsbeschluss zur Straßenumbenennung gefasst.

Die neu benannten Straßen waren nicht zufällig ausgewählt, handelte es sich doch nicht etwa um kleine Nebenstraßen, sondern um die eigentliche Elsener Hauptstraße, die heutige Von-Ketteler-Straße, damals die nach dem Kaiser benannte Wilhelmstraße, und um ihren wichtigsten Abzweig, die heutige Wewerstraße.

Nicht unwichtig bei der Entscheidung war offensichtlich auch, dass sich beide Straßen bei der Kreuzung am damaligen Standort des Kriegerdenkmals trafen, das dann im „Dritten Reich“ oft Ort oder Ausgangspunkt von Propagandaveranstaltungen und Aufmärschen wurde.

Rücknahme der Umbenennungen nach dem Zweiten Weltkriege

Genauso knapp wie 1933 die Ehrung Hindenburgs und Hitlers durch Straßenumbenennungen wurde nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg die Rücknahme dieser Maßnahme durch den Elsener Gemeinderat im Protokoll der Ratssitzung vom 11.12.1947 vermeldet. Die frühere Hindenburgstraße solle in Zukunft „Kettelerstraße“ und die frühere Adolf-Hitler-Straße vom Kriegerdenkmal bis zum Hause Hartmann „Gunnestraße“ und in der Fortsetzung „Wewerstraße“ heißen.

Die Chronik der Gemeinde Elsen (S. 325) verschweigt nicht den eigentlichen Hintergrund dieser Umbenennung in der Besatzungszeit: „Auf Verlangen der Militärregierung mussten Straßennamen, welche an den Nazismus und Militarismus erinnerten, umbenannt werden.“

Die britische Besatzungsmacht wollte also die im so genannten „Potsdamer Abkommen“ der drei Alliierten USA, UdSSR und Großbritannien vom 2. August 1945 beschlossenen Grundsätze der Denazifizierung und Demilitarisierung auch im Bereich der Straßennamen durchsetzen.

Selbstverständlich musste also die Adolf-Hitler-Straße umbenannt werden, und man orientierte sich dabei an auf jeden Fall unverfängliche Gewässer- und Ortsnamen. Weniger selbstverständlich war, dass auch der Name „Hindenburgstraße“ anstößig wirkte.

In Münster hieß schließlich noch bis zum März 2012 der Schlossplatz „Hindenburgplatz“, in Detmold-Hiddesen heißt die Hauptstraße nach wie vor „Hindenburgstraße“, und die Verbindung vom Festland zur Insel Sylt ist noch immer der „Hindenburgdamm“. In Voerde am Niederrhein sprachen sich vor kurzem bei einem Bürgerentscheid sogar 92,6 Prozent der Abstimmenden für den Erhalt der Hindenburgstraße und gegen die Umbenennung in „Willy-Brandt-Straße“ aus. Neben dem üblichen Argument der entstehenden Kosten für die Bürger spielte hier auch ein neuer Gesichtspunkt eine Rolle. Es wurde gesagt, es werde noch Jahre dauern, bis alle Navigationsgeräte auf dem neuesten Stand seien. Deshalb sei zu befürchten, dass Notarzt- und Feuerwehrfahrzeuge auf der vergeblichen Suche nach der Willy-Brandt-Straße verspätet an ihrem Einsatzort ankämen (FAZ, 19. 7. 2013). Die Bürger argumentierten also wieder pragmatisch, die Ratsvertreter historisch-politisch.

Aber eine neuere Biographie Hindenburgs von Wolfram Pyta, die seinen Anteil an der Etablierung der NS-Diktatur wesentlich höher als bisher einschätzt, gibt dem Elsener Gemeinderatsbeschluss von 1947 wohl im Nachhinein doch recht.

Interessant ist aber auch, dass der Gemeinderat die Hindenburgstraße nicht einfach nach dem letzten Kaiser in „Wilhelmstraße“ rückbenannte, sondern als neuen Namensgeber auf den aus westfälischem Adel stammenden Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler (1811 – 1877) zurückgriff, der als „Arbeiterbischof“, führender Vertreter der katholischen Soziallehre und Politiker der Deutschen Zentrumspartei eine der profiliertesten Gestalten des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert gewesen war. Diese Entscheidung ist auch naheliegend, wenn man sich klar macht, dass von den 15 damaligen Elsener Gemeinderäten 12 der CDU und 3 der Zentrumsparterie angehörten.

Weitere Umbenennungen im Jahre 1947

Im Übrigen legte der Gemeinderat in der gleichen Sitzung noch eine ganze Reihe weitere, politisch unverfängliche Straßennamen fest, bei denen nicht immer klar ist, ob es sich jeweils um Um- oder Neubenennungen handelt und von denen mehrere heute bereits wieder andere Namen führen. Der Vollständigkeit halber sei der Beschluss hier wörtlich zitiert.

Folgende Namen wurden beschlossen: „Antoniusweg“, beginnend Urbanstr. (Steins) bis Bahnhofstr. „Bahnhofstr.“, beginnt am Schlinge, endet am Bahnhof; der weitere Verlauf dieser Straße heißt „Am Rüberg“. „Mühlenweg“ für die Verbindungsstraße zwischen Rüberg und Eiserweg. „Im Schlinge“ für die Parallelstr. der Ostallee, beginnend bei Hartmann. „Richterbusch“ für den Weg zwischen Gunnestr. und Paderborner Str. „Meißdorfnstr.“ für die Verbindung zwischen Gunnestr., Antoniusweg und Urbanstr. „Blumenstr.“ für die Verbindung zwischen Gunnestr. und Kirchweg. „Nesthauser Str.“, beginnt am Kirchhof, endet Reichsstr. nach Sande. „Ruhlandweg“, beginnt an der Nesthauser Str. (Christiansmeier), endet Grenze Neuhaus. „Mittelweg“, beginnt Nesthauser Str. (Werner) endet Ruhlandweg. „Am Bühlen“ für die Straße nach Gesseln bis zur Brotkuhle.“

Umbenennungen nach der kommunalen Neugliederung im Jahre 1975

Die mit Abstand umfangreichste Umbenennungsaktion seiner Straßennamen erlebte Elsen nach der kommunalen Neugliederung, die für Elsen die Eingemeindung in die Stadt Paderborn zum 1. 1. 1975 bedeutete. Jetzt galt es, Doppelbenennungen in Elsen, der Kernstadt und den übrigen neuen Stadtteilen zu beseitigen, um der eindeutigen Orientierungsfunktion der Straßennamen innerhalb der erweiterten Stadt gerecht zu werden

Die gravierenden Auswirkungen für die Elsener Straßennamen zeigt die folgende tabellarische Übersicht (nach dem Buch von Gerhard Liedtke, Abbestraße bis Zwetschenweg. Straßennamen in Paderborn, Paderborn 1999):

Namensumbenennungen von Elsener Straßen nach der Eingemeindung in Paderborn

Ehemaliger Straßenname	Neuer Straßenname nach der kommunalen Neugliederung	Grund für die Neubenennung (Gleicher oder ähnlicher Straßenname in anderen Stadtteilen)
Delbrücker Weg (1969-76)	Alte Schanze (1976)	Wewer (W)
Hermann-Löns-Weg (1963-76) und Leineweberstraße (1976/77)	Am Mühlenteich (1977)	Schloß Neuhaus (S N)
Auf der Alme (1962-76) und Up de Alm (1976/77)	Auf dem Alme (1977)	S N; Kernstadt (PB)
Querweg (1962-76)	Binnerweg (1976)	S N; PB
Birkenweg Hs. Nr. 17-21 (1973-76)	Am Glockenbusch (1976)	PB; Marienloh (M)
Bohlweg (1962-76)	Bohlenweg (1976)	Mögliche Verwechslung mit dem Pohlweg (PB)
Jahnstraße (1962-76)	Carl-Diem-Straße (1976)	PB; S N
Elisabethstraße (1962-76)	Cromptonstraße (1976)	PB; S N
Liboriusstraße (1964-76)	Dierksstraße (1976)	PB; S N
Mallinckrotstraße (1964-76)	Elsanastraße (1976)	PB
Heidestraße (1962-76)	Elser Heide (1976)	PB; S N; M; Sande (S)
Bruchstraße (1962-76)	Elser Bruch (1976)	PB; W; S
Hudeweg (1962-76)	Elser Hude (1976)	PB
Kirchstraße (1962-76)	Elser Kirchstraße (1976)	PB; S N; W; M; Neuenbeken (N)
Tannenweg (1973-76)	Föhrenweg (1976)	PB
Wiesenweg (1962-76)	Heckhofweg (1976)	W
Giselastraße Hs. Nr. 26-40 und 55-59 (1972-76)	Henkenstraße (1976)	PB
Hedwigstraße Hs. Nr. 16-24 und 13-51 (1972-76)		PB
Marienstraße Hs. Nr. 2-14 und 1-9 (1968-76)		PB; S N
Friedlandstraße (1972-76)	Höpperteich (1976)	PB
Friedrich-Ebert-Straße (1967-76)	Hollandweg(1976)	PB
Schulstraße (1962-76)	Huckestraße (1976)	PB; S; M; W
Heinrichstraße (1962-76)	Junkstraße (1976)	PB; SN
Weidenweg (1962-76) und Ernststraße (1976/77)	Konrad-Ernst-Straße (1977)	PB; W
Theodor-Heuss-Straße (1967-76)	Letterhausstraße (1976)	PB
Luise-Hensel-Straße (1962-76)	Luisenstraße (1976)	PB
Grüner Weg (1962-76)	Mühlenheide (1976)	PB; M; W; S N
Habichtsweg (1963-76)	Obernheideweg (1976)	S N
Kilianstraße (1969-76)	Plessierstraße (1976)	PB
Kiefernweg (1962-78)	Rellerbusch (1978)	PB
Auf dem Meere (1962-76) und Henri-Dunant-Straße (1976/77)	Römerstraße (1977)	W
Erlenweg (1962-76)	Sanddornweg (1976)	PB; S
Alfred-Delp-Straße Hs. Nr. 72-78 (1965-76) und Von-Staufenberg-Straße Hs. Nr. 80-114 (1965-76)	Sander Straße (1962/76)	PB
Bahnhofstraße (Teilstück von der Wewer-Straße bis zur ehemaligen Bahnstation) (1962-76)	Scharmeder Straße (1962-76)	PB; S N
Ginsterweg (1972-76)	Timmerweg (1976)	PB; S N
Neuhäuser Straße (1962-76)	Verner Straße (1976)	PB
Sturmiusstraße (1964-76)	Wiemlake (1976)	PB
Ikenbergstraße (1962-76)	Mentropstraße (1976)	PB

Die nach der Eingemeindung in Paderborn festgelegten neuen Straßennamen zeigen deutlich drei Tendenzen: Oft war man bemüht, möglichst dem bisherigen Namen ähnelnde Bezeichnungen zu finden. Außerdem griff man stärker auf alte Elsener Flurbezeichnungen zurück und schließlich ehrte man vermehrt verdiente Elsener Mitbürger.

Vergangenheit, die nicht vergehen will

Bei (bisher) zwei Elsener Straßennamen hat sich das auf die Zeit des „Dritten Reiches“ und ihre immer noch spürbare Nachwirkung gemünzte Wort des Historikers Ernst Nolte von der „Vergangenheit, die nicht vergehen will“ bewahrheitet. In beiden Fällen waren Namen durchaus verdienter Persönlichkeiten ausgewählt worden, bei denen aber im Nachhinein ihre Nähe zu bestimmten Positionen des Nationalsozialismus zu öffentlichen Diskussionen führte, so dass eine erneute Umbenennung der mit ihrem Namen bezeichneten Straßen vorgeschlagen wurde.

Carl-Diem-Straße

Der erste Fall betraf die Carl-Diem-Straße. Weil es in der Kernstadt bereits eine Jahnstraße gab, musste die Straße gleichen Namens in Elsen 1976 umetikettiert werden und es lag nahe, wieder einen bekannten Sportführer als Namensgeber auszuwählen.

Carl Diem (1882 – 1962) schien die geeignete Persönlichkeit zu sein, hatte er sich doch jahrzehntelang als hauptamtlicher Sportfunktionär in Spitzenämtern betätigt, unter anderem als Prorektor der ersten Sporthochschule der Welt in Berlin, als Generalsekretär des Organisationskomitees der Olympischen Spiele 1936 in Berlin und nach dem Zweiten Weltkrieg von 1947 bis zu seinem Tode 1962 als Rektor der Deutschen Sporthochschule in Köln. Auf Diems Ideen gehen u.a. das „Deutsche Sportabzeichen“, die „Reichsjugendwettkämpfe“ als Vorläufer der heutigen Bundesjugendspiele und der Fackellauf von Griechenland zur jeweiligen Austragungsstätte der Olympischen Spiele zurück.

Nachdem in den ersten Jahren nach seinem Tode die Würdigung seiner vielfachen Verdienste um den deutschen Sport im Mittelpunkt gestanden hatte, ging man später im Licht neu aufgekommener Behauptungen über Diems Verhalten kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges zunehmend auf Distanz.

Besonders verübelt wurde Diem, dass er noch am 18. März 1945, also weniger als zwei Monate vor dem endgültigen Zusammenbruch des „Dritten Reiches“, in einer flammenden Rede in Berlin Mitglieder der Hitlerjugend zum „finalen Opfergang für Führer und Vaterland“ aufgerufen habe. ZDF-Chefredakteur Reinhard Appel, der als Zeitzeuge dabei gewesen war, glaubte sich in einer Monitor-Sendung 1995 so an die Rede Carl Diems zu erinnern. Hunderte Jugendliche waren in den folgenden Tagen bei dem untauglichen Versuch umgekommen, sowjetische Panzerverbände mit Handfeuerwaffen und Panzerfäusten aufzuhalten. Die Klage des Sohnes von Carl Diem auf Unterlassung dieser Behauptung, wurde vom Gericht unter Berufung auf die Meinungsfreiheit abgewiesen.

Im Jahre 2000 erschien dann die erste größere Biographie Carl Diems von Achim Bausch und Wolfgang Laude, „Der Sport-Führer – Die Legende um Carl Diem“, die die Vorwürfe gegen ihn erneuerte.

Angesichts dieser scheinbar gefestigten Faktenlage war es verständlich, dass die SPD-Fraktion im Rat der Stadt Paderborn durch ihren damaligen Ratsherrn Detlef Nacke im Juni 2006 die Umbenennung der Carl-Diem-Straße und des an ihr gelegenen Carl-Diem-Kindergartens beantragte.

Am 8. 8. 2006 wurde den Anwohnern durch die Stadtverwaltung mitgeteilt, dass auf Beschluss des Bezirksausschusses vor einer eventuellen Umbenennung der Straße eine

Befragung der Anlieger stattfinden solle. Zugleich wurden die Adressaten auf die mit einer Umbenennung und Adressenänderung einhergehenden Verpflichtung (und damit Kosten) aufmerksam gemacht, ohne dass von einer eventuellen Kostenübernahme durch die Stadt die Rede war.

In einem Rundschreiben vom 28. 8. 2006 an alle Anwohner erläuterte die SPD-Fraktion ihren Antrag, berief sich dazu auf Reinhard Appel und die Monitor-Sendung vom 28.10.1995 und verwies für weitergehende Informationen auf das Buch von Bausch und Laude.

Nicht zur Kenntnis genommen war dabei, dass ein Artikel von Volker Kluge in der Zeitschrift „Kurier – Informationen der Deutschen Sporthochschule“ bereits im April 2002 nachgewiesen hatte, dass zumindest der erhaltene Stichwortzettel Diems für seine Rede keinerlei Durchhalteparolen enthielt. Das Buch von Bausch und Laude beurteilte Kluge als „eine tendenziöse, vor Einseitigkeit tiefende Publikation“, die „nicht einmal minimale Ansprüche einer wissenschaftlichen Arbeitsweise berücksichtigte“ und auf Quellenangaben grundlegend verzichtet habe.

Von einer gesicherten Beweislage für die Vorwürfe gegen Carl Diem konnte also 2006 noch keine Rede sein, allerdings auch keineswegs von einer eindeutigen Entlastung, denn ein Stichwortzettel sagt natürlich nichts darüber aus, was der Redner auf dieser Basis daraus mehr oder weniger improvisierend gemacht hat.

Die politische Aktion in Paderborn aber nahm ihren weiteren Gang, begleitet von einer heftigen Leserbriefdiskussion, in der von den Politikern eine klare Entscheidung für eine Umbenennung der Carl-Diem-Straße verlangt wurde.

In einer sehr emotional verlaufenen Ratssitzung am 21. 9. 2006 kam es aber noch zu keiner Abstimmung. Zugleich wurde das Ergebnis der Anwohnerumfrage mitgeteilt: Von 190 angeschriebenen Personen hatten 121 geantwortet. 110 davon hatten sich gegen eine Straßenumbenennung und die damit verbundenen Kosten und Unannehmlichkeiten ausgesprochen.

Nachdem die politischen Gremien die Umbenennung schließlich doch beschlossen hatten, lud der mit der Findung eines neuen Namens beauftragte Ortsheimatpfleger Bernd Peitz die Anwohner zu einem Treffen am 25. 4. 2007 in die Gaststätte „Zum Schinken-Willi“ ein. Hier artikulierten die erschienenen Bürger noch einmal ihren Unmut über die nach wie vor ausstehende endgültige Entscheidung der Politiker über die Frage der Kostenübernahme durch die Stadt. Angesichts des feststehenden Umbenennungsbeschlusses ließ man sich jedoch notgedrungen auf eine Diskussion über einen neuen Straßennamen ein. Personennamen wurden dabei von der Mehrheit ausgeschlossen.

Als der Ortsheimatpfleger als eine Möglichkeit die Bezeichnung „Kirschenweg“ anregte, weil Elsen früher als Kirschendorf bekannt gewesen sei, plädierte ein Anwohner für die Variante „Kirschenkamp“ in Analogie zu den Straßennamen „Appelkamp“ und „Bieenkamp“ in unmittelbarer Nähe. Dieser Vorschlag fand eine deutliche Mehrheit, und so heißt die Straße nach Zustimmung der städtischen Gremien heute. Schließlich wurde auch in der Frage der Kostenerstattung eine Lösung gefunden: Die Stadt Paderborn zahlte jedem volljährigen Anwohner 50 € und jedem Gewerbetreibenden 200 € als Entschädigung für die entstehenden Aufwendungen.

Karl-Wagenfeld-Straße

Der zweite, derzeit aktuelle „Fall“ ist die Karl-Wagenfeld-Straße. Als sie 1969 in einem Neubaugebiet so benannt wurde, hatte man sinnvollerweise bei der Namensauswahl auf eine homogene Motivgruppe, nämlich westfälische Dichter, zurückgegriffen: Christine Koch, Augustin Wibbelt und eben Karl Wagenfeld.

1978 wurde Wagenfeld (1869 –1939) unter Bezugnahme auf den Straßennamen in einem Artikel der „Elsener Nachrichten“ enthusiastisch gewürdigt und sein Porträt schmückte den Umschlag des Hefes. Herausgestrichen wurden vor allem dreierlei Verdienste Wagenfelds: Seine Rolle als führender Initiator des Westfälischen Heimatbundes, der Dachorganisation aller westfälischen Heimatvereine, im Jahre 1916, sein Wirken als Dichter und seine Bemühungen um den Erhalt der plattdeutschen Sprache. Von Wagenfelds politischen Ansichten war keine Rede.

Heute, nach Bekanntwerden seines Nachlasses, wirft man ihm vor, sich in seinen Schriften im Ersten Weltkrieg als fanatischer Nationalist geäußert zu haben und seine Heimatbegeisterung mit einem national-rassistisch begründeten Feindbild gegen alles Fremde verbunden zu haben. 1933 trat Wagenfeld der NSDAP bei, 1936 schrieb er: „Meine Lebensarbeit ist seit Jahrzehnten nationalsozialistisch.“ Dennoch trat der inzwischen alt und kränkelnd gewordene Dichter, der trotz seiner Sympathien für den Nationalsozialismus auf der anderen Seite fest zu seiner katholischen religiösen Überzeugung stand, im „Dritten Reich“ wesentlich weniger als vorher öffentlich hervor. Durch seinen Tod im Jahre 1939 blieb ihm die Erkenntnis erspart, dass die Politik der Nationalsozialisten, die sehr oft für Wagenfeld so wichtige Begriffe wie „Heimat“ und „Vaterland“ in den Mund nahmen, schließlich zu einer totalen Niederlage seines Vaterlandes und zum Verlust der Heimat für unzählige Deutsche führte.

Auch im Falle der Karl-Wagenfeld-Straße beschloss der Paderborner Stadtrat in diesem Jahre eine Umbenennung. Wiederum lud Ortsheimatpfleger Bernd Peitz die Anlieger zu einem Bürgergespräch über eine Neubenennung ein, diesmal am 17. Juli 2013 in die Gaststätte „Elsener Brau- und Bürgerhaus“. 23 Anwohner waren erschienen. Die Frage der Kostenerstattung war zu diesem Zeitpunkt noch nicht geregelt, wird sich aber wahrscheinlich an dem Präzedenzfall Carl-Diem-Straße orientieren. Moniert wurde von Versammlungsteilnehmern allerdings, der wahrscheinlich vorgesehene Betrag sei für Gewerbetreibende angesichts der für sie durch die Umbenennung notwendig werdenden vielfältigen Aufwendungen zu gering.

Nach einer lebhaften Erörterung verschiedenster Namensvorschläge lehnte eine Mehrheit der Erschienenen einen Personennamen als Straßenbezeichnung ab. Von den verbliebenen Anwohner-vorschlägen erhielt schließlich der Name „Lavendelweg“ 21 von 23 Stimmen. Ortsheimatpfleger Peitz versprach, diesen Anliegerwunsch den zuständigen städtischen Gremien zu übermitteln.

Günter Wißbrock

Benutzte Literatur:

Hubert Bastian, Karl Wagenfeld – eine markante westfälische Persönlichkeit. Eine Straße in unserem Stadtteil trägt seinen Namen, in: *Elsener Nachrichten* 45 (1978), S. 3f.

Matthias Frese (Hg.), *Fragwürdige Ehrungen!?* Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur, Münster 2012

Volker Kluge, Zum aktuellen Stand in der „Diem-Debatte“, in: *Kurier – Informationen der Deutschen Sporthochschule Köln*, Ausgabe 2, 25. Jahrg., April 2002, S. 1- 4

Gerhard Liedtke, *Abbestraße bis Zwetschenweg. Straßennamen in Paderborn*, Paderborn 1999

Stadtarchiv Paderborn, H Elsen 10. Protokollbuch der Gemeinde Elsen

Markus Weidner, *Die Straßenbenennungspraxis in Westfalen und Lippe während des Nationalsozialismus. Datenbank der Straßenbenennungen 1933 – 1945*, Münster 2013 ff.

Die Taufe Jesu im Jordan

Das Relief auf dem Elsener Taufstein im Vergleich

Die große Paderborner Ausstellung „Credo – Christianisierung Europas im Mittelalter“, die am 3. November dieses Jahres zu Ende gegangen ist, setzte im Erzbischöflichen Diözesanmuseum zu Beginn einen besonderen Akzent: In einem nachempfundenen Taufbecken konnte man durch Berühren eines eingebauten „Touchscreens“ unter anderem ein Bild aufrufen, das zeigt, wie Johannes der Täufer Jesus im Jordan tauft. Es handelte sich um ein spätantikes Mosaikbild aus der Mitte des 5. Jahrhunderts in der Kuppel des Baptisteriums neben dem Dom von Ravenna.

Die biblische Textgrundlage

Das Ereignis der Taufe Jesu wird in allen vier Evangelien erwähnt (Matthäus 3,13 - 17; Markus 1, 9 – 11; Lukas 3, 21 – 22; Johannes 1, 29 – 34).

Interessant dabei ist, dass nicht die Vorgehensweise des Johannes, also das Taufritual, im Mittelpunkt der Darstellung steht, sondern das Wirken Gottes an dem Täufling. Dieses wird auf doppelte Weise, optisch und akustisch, vermittelt: Der Heilige Geist kommt in Gestalt einer Taube auf Jesus herab, und eine Stimme vom Himmel bekennt: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe.“ Durch die Taufe Jesu offenbart sich also die Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist.

Der Elsener Taufstein

Diese Szene hat auch der Schöpfer des gemeinhin um 1260 datierten romanischen Taufsteins aus Sandstein in der Elsener St. Dionysius-Kirche gestaltet. Die Reliefzone um das zylindrische Taufbecken ist durch achteckige Säulchen mit palmettenförmigen Kapitellen in acht Bildfelder gegliedert, in denen jeweils zwei Personen vereint sind: Die Muttergottes und außerdem Apostel und Evangelisten, die teilweise durch ihre Embleme identifizierbar sind und als



Romanischer Taufstein in St. Dionysius Elsen

Zeichen der Heiligkeit Muschelnimben tragen. Immer wieder hat man darauf hingewiesen, dass die Großplastiken am Paradiesportal des Paderborner Domes für die Haltung der Figuren, die Muschelnimben und die Gewandfalten Vorbildlich gewesen sein könnten. Das Hauptmotiv aber ist die Taufe Jesu im Jordan. Jesus, der durch den Kreuznimbus von allen anderen Personen abgesetzt und so als Sohn Gottes erkennbar ist, steht bis

zur Brust in den sich aufbäumenden Fluten des Flusses. Seine angewinkelten Arme und sein Unterkörper durchschimmern das Wasser. Als Gestus zeigt er seine rechte Handfläche. Johannes steht im kurzen, „härenen“ Gewande mit dem linken Fuß am Ufer und mit dem rechten im seichten Wasser. Mit seiner Rechten vollzieht er durch Handauflegen auf das Haupt Jesu den Taufakt. Das helle, faltige Gewand des Täuflings hat er sich über die rechte Armbeuge gelegt und hält es zugleich mit der linken Hand. Wie in den Berichten bei Matthäus und Markus zeigt das Relief jedoch auch die Szene nach dem eigentlichen Taufakt: Die Herabkunft des Heiligen Geistes auf Jesus in Gestalt einer Taube, die – worauf Gerhard Franke hingewiesen hat – durch einen Blütenzweig im Schnabel Assoziationen an die Sintflut weckt.



Romanischer Taufstein in St. Landolinus Boke

Heiligen Geistes und wohl einen Engel erkennen. Die beiden äußeren Personen, Johannes und der Engel, neigen sich mit den Oberkörpern so sehr zur Mitte hin, zu Jesus, dass eine dreiecksförmige Gesamtdarstellung entsteht.

Der Taufstein in Freckenhorst

Hochberühmt wegen seiner außerordentlichen bildhauerischen Qualität ist das bedeutendste erhaltene steinerne Taufbecken des 12. Jahrhunderts in Deutschland in der ehemaligen Stiftskirche in Freckenhorst bei Warendorf. Wie in Elsen ist auch der Freckenhorster Taufstein zylindrisch geformt, hat aber zwei Reliefzonen übereinander. Im unteren Bereich liegen Löwen mit verdrehten Köpfen, die sich in ihre Schwänze verbissen haben. Der menschliche Kopf

Romanischer Taufstein in der Stiftskirche St. Bonifatius in Freckenhorst



Der Taufstein in Boke

Romanische Taufsteine gibt es im näheren Umkreis sonst nur noch in Boke und Brenken. Beide wirken in der Gestaltung weniger ausgereift, und ihr Erhaltungszustand ist weniger gut als der des Eisener Taufsteins. Der Boker Taufstein, der um 1220 – 1230 datiert wird, zeigt auch das Motiv der Taufe Jesu im Jordan. In dem stark verwitterten Relief kann man noch den in einem „Wasserberg“ stehenden Christus, den taufenden Johannes, die Taube des

zwischen ihnen gehört Daniel in der Löwengrube. Die Löwen verkörpern die Mächte der Finsternis und der Dämonen, über die die Kraft der Taufe und das Erlösungswerk Christi den Sieg davontragen.

Darüber folgen über einem Schriftband in der zweiten Reliefzone sieben Bildfelder. Ähnlich wie in Elsen werden sie durch Säulen gerahmt und gegliedert. Diese tragen aber noch Kämpferplatten und kleine Türmchen und werden durch flache Bögen zu einer Arkadenreihe verbunden. In den Bildfeldern sind sieben Szenen der Heilsgeschichte dargestellt: Die Verkündigung an Maria, Christi Geburt, die Taufe im Jordan, die Kreuzigung, der Abstieg in die Vorhölle und die Auferstehung aus dem Grabe, die Himmelfahrt und Christus als Weltenrichter.

Anders als in Elsen und ähnlich wie in Boke besteht die Taufszene aus drei Personen, Johannes, Jesus und einem Engel, alle mit flachen Heiligenscheinen. Künstler wie der Freckenhorster Bildhauer haben die biblischen Berichte sozusagen weitergedacht: Wenn, wie es ursprünglich üblich war, der Täufling nackt ganz ins Wasser steigt, muss jemand seine Gewänder halten. Dazu bietet sich im Falle Jesu ein Engel



Taufe Jesu auf dem Freckenhorster Taufstein

an, der hier unbewegt an seiner linken Seite steht. Im Gegensatz dazu wirkt Johannes sehr dynamisch, weil er das rechte Bein wie zum Schritt erhoben hat und die rechte Hand zum Vollzug der Taufe auf Jesu Haupt legt. Mit der anderen Hand hält er sein „härenes“ Gewand zusammen, ein Tierfell, das den Körper nur teilweise bedeckt. Von der Mitte des Arkadenbogens fliegt die Taube herab und berührt mit dem Schnabel das Haupt Christi. Dieser steht bis zur Hüfte in dem Fluss, der durch einen welligen Hügel angedeutet ist, in dem sich die Umrisse des Unterkörpers erahnen lassen. Die linke Hand hat Jesus an die Brust gelegt und die rechte mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger in Richtung des Engels erhoben.

Das bronzene Taufbecken des Reiner von Huy

Taufbecken wurden aber in der Zeit der Romanik nicht nur aus Stein angefertigt, sondern es entstanden auch bedeutende Werke aus Bronzeguss. Das Metall gestattete eine noch präzisere, im Detail verfeinerte und durch den metallischen Glanz wirksamere Darstellung des Taufgeschehens. Die beiden bedeutendsten Schöpfungen seien hier vorgestellt: Das Taufbecken des Reiner von Huy aus den Jahren 1107 – 1118, das heute in der Kirche St. Barthélemy in Lüttich in Belgien steht, und das des Hildesheimer Domes aus der Zeit um 1225.

Als Meisterwerk wegen seiner klassischen Gestaltung gilt das Taufbecken des Reiner von Huy. Hier wirken die reliefierten Gestalten geradezu dreidimensional, verbunden mit



Bronzenes Taufbecken des Reiner von Huy

den Schrifttext links und rechts neben dem Täufling.

Ähnlich wie beim Elsener und Freckenhorster Taufstein legt auch hier der etwas erhöht stehende Johannes seine rechte Hand auf das Haupt Jesu. Ihm werden zwei stark vorgebeugte, gestaffelt dargestellte Engel, die das Gewand Jesu halten, gegenübergestellt. Auffallend präzise sind bei Johannes und den beiden Engeln die vielen Gewandfalten gestaltet. Jesus selbst steht bis zur Hüfte in einem „Wasserberg“, dessen Wellenlinien allerdings anders als sonst gewohnt nicht vertikal, sondern wie in Elsen horizontal verlaufen. Er hat auch hier bereits einen Kreuznimbus, der auf sein späteres Schicksal vorausdeutet.



Das bronzenes Taufbecken im Hildesheimer Dom

Das bronzenes Taufbecken im Hildesheimer Dom gilt als das schönste im deutschsprachigen Raum. Getragen von vier knienden Männnergestalten, die die Paradiesflüsse symbolisieren, zeigt das Becken in vier großen Reliefdarstellungen die Taufe Jesu, den Durchgang durch das Rote Meer, den Einzug in das Gelobte Land und die Muttergottes mit zwei Heiligen. Auf dem Deckel sind unter anderem die Werke der Barmherzigkeit als Frucht der Taufe dargestellt.

Die eigentliche Taufszene hat auf den ersten Blick vieles mit der des über hundert Jahre älteren Taufbeckens des Reiner von Huy

Bronzenes Taufbecken im Dom zu Hildesheim

gemeinsam und dennoch hat der Künstler seine ganz eigene Handschrift. Nicht klassische, ausgewogene Ruhe, sondern eine ungemaine Dynamik kennzeichnen seinen Stil.

Johannes zum Beispiel steht mit den beiden Füßen auf unterschiedlich hohen Absätzen eines Felsvorsprungs neben dem sich in vertikalen Wellenlinien aufbauenden Fluss. Der Blick seines ausdrucksvollen bärtigen Kopfes ist ganz auf Jesus als Täufling gerichtet. Weit vorgebeugt legt er die eine Hand auf das Haupt Jesu, während er mit der anderen Hand sein langes Gewand mit den fließenden Falten hält. Sein flacher, ornamentierter Nimbus ähnelt dem der gegenüber



Taufe Jesu auf dem Hildesheimer Taufbecken

stehenden Engel. Jesus hat dagegen einen muschelartigen Kreuznimbus.

Anders als bei Reiner von Huy berührt die Taube mit dem Schnabel nicht nur den Heiligenschein, sondern direkt den Scheitel Jesu. Gottvater wird wieder durch einen Kopf in einem Halbkreis angedeutet.

Ein Problem der künstlerischen Umsetzung dieser biblischen Szene war immer wieder, wie denn die Bezeugung der Gottessohnschaft durch die Stimme aus dem Himmel, also etwas Akustisches, optisch dargestellt werden könnte. Deshalb fehlte dieser wichtige Aspekt häufig ganz. Während Reiner von Huy sich mit einem textlichen Hinweis auf der Beckenwand beholf, fand der Hildesheimer Künstler eine neue Lösung: Er zitiert die Worte „Dies ist mein geliebter Sohn“ auf einem senkrecht von Gottvater ausgehenden Schriftband.

Im Gegensatz zu Reiner von Huy, der wie der Elsener Künstler auf anatomische Details bei der sehr stilisiert wirkenden Halbfigur Jesu weitgehend verzichtet, gestaltet ihn der anonyme Hildesheimer Künstler trotz der betonten Gottessohnschaft sehr menschlich mit deutlich sichtbaren Muskeln, Brust, Rippen und Nabel. Anders als bei Reiner von Huy, in dessen Taufszene die Hände Jesu parallel auf die Brust gelegt sind, scheinen sie hier geradezu den „Wasserberg“ zu halten oder ihn zu sich heraufzuziehen. Trotz ihrer stehenden Haltung wirken schließlich auch die beiden das Gewand des Täuflings bereithaltenden Engel durch die schwungvollen Flügel und Gewandfalten dynamischer.

Überfangen wird die ganze Szene durch eine dreibogige Arkade mit einer weiteren Inschrift, die die Taufe Christi zur Taufe der Christen in Beziehung setzt. Die Inschrift lautet: „Hier wird Christus getauft, durch ihn uns die Taufe geheiligt, der uns im Heiligen Geist die Salbung zuteilt.“

Eine mittelalterliche Buchminiatur aus Bonmont

Wenn wir nun nach Darstellungen der Taufszene Jesu in der Malerei fragen, dann ist es ein glücklicher Umstand, dass uns ein Bild aus der gleichen Zeit wie der Elsener Taufstein, nämlich um 1260, erhalten ist. Es handelt sich um eine Buchminiatur aus dem Psalter von Bon-



Taufe Jesu im Psalter von Bonmont

die Taube herab und berührt mit dem Schnabel die Stirn Jesu. Als Verkörperung des Heiligen Geistes trägt sie selbst einen Heiligenschein, der in den Kreuznimbus Jesu hineinreicht. Der etwas überdimensionierte Kopf Jesu mit langem, lockigem braunem Haar ragt als einziger Körperteil aus dem „Wasserberg“ heraus.

Diesen hat der Künstler sehr sorgfältig gestaltet. Die grüne Farbe und die parallelen Wellenlinien reichen ihm nicht aus, sondern er macht auch noch durch fünf Fische, die in der Bibel nicht vorkommen, den Fluss als Gewässer identifizierbar. Das Wasser lässt den kräftig konturierten Körper Jesu voll durchscheinen. Mit der linken Hand deckt er seine Blöße, die andere hat er zum Segensgestus erhoben. Auffällig ist, dass der bärtige und langhaarige Johannes ihn mit beiden Händen seitlich stützt, während der Engel das braune Gewand anziehbereit hält.

Der Maler zeigt sein Können in der geschickten diagonalen Positionierung der grünen, roten, blauen und orangen Farbtöne, in der feinen Zeichnung der Gesichter und in der Schattierung der Gewandfalten. Ein goldenes Kreuz und ein ebenfalls goldener Kerzenständer schaffen die symbolische Verbindung zur Taufe der Christen in der Kirche. Durch den Goldhintergrund wird heiliges Geschehen aus dem realistischen Zusammenhang gelöst und der Eindruck des Erhabenen und Kostbaren gestärkt.

Mittelalterliche Kunst will nicht Abbild, sondern Sinnbild sein. Insgesamt zeigt sich auch, dass die Darstellung der Taufszene Jesu im Mittelalter relativ stark standardisiert war. Über die in der Bibel genannten beiden Personen Johannes und Jesus hinaus hatte sich der das Gewand haltende Engel offensichtlich ikonographisch fest etabliert. Den Künstlern blieben nur wenige Variationsmöglichkeiten (Abbildung Gottvaters ?; Zahl der Engel) und doch entstanden bei aller Ähnlichkeit der Gesamtszenarie bedeutende Werke mit einer durchaus individuellen Note der Gestaltung.

Die Kunst der italienischen Renaissance

Sehr viel mehr Freiraum bot sich erst in einer der großartigsten Epochen der Kunstgeschichte, der italienischen Renaissance (ca. 1420 –1530). Das hängt mit den großen künstlerischen Entdeckungen dieser Zeit zusammen, der Entwicklung der Zentralper-

mont, einer Zisterzienserabtei am Oberrhein.

In kräftig bunten Farben sind vor goldfarbenem Hintergrund und in einem Rahmen mit pflanzlichen Ornamenten wiederum Johannes, ein das Gewand haltender Engel und in ihrer Mitte Jesus zu sehen. Aus einer Wolke in einer Lücke des ornamentierten Rahmens kommt

spektive, dem neuen Naturgefühl, dem Zug zu größerem Realismus und zur stärkeren Individualisierung der Personendarstellung. Anders als die meist anonymen Künstler des Mittelalters nennen sich die Schöpfer dieser Kunstwerke auch stolz mit ihren Namen und werden biographisch fassbar.

Für die Darstellung der Taufszenen Jesu seien aus der Malerei dieser Epoche hier drei Beispiele benannt, die Bilder von Fra Angelico, Piero della Francesca und Leonardo da Vinci (gemeinsam mit Andrea del Verrocchio). Die beiden ersten sind um 1440 entstanden, das letztere etwa 35 Jahre später.

Ein Fresco von Fra Angelico

Das Florentiner Fresco Fra Angelicos zeigt nur noch wenige Ähnlichkeiten mit den mittelalterlichen Darstellungen. Vieles ist grundlegend verändert. Einer der beiden Engel hält wie gewohnt das Gewand des Täuflings, der andere aber ein weißes Taftuch als Zeichen der sündenfreien göttlichen Reinheit Jesu.

Durch die Entdeckung der Zentralperspektive gewinnt das Bild eine ungemeine Tiefe. Der Goldgrund ist durch einen Landschaftshintergrund mit kargen Hügeln ersetzt. Die Perspektive ermöglicht es auch, auf den unrealistischen „Wasserberg“ zu verzichten und einen schwungvollen, sich zum Vordergrund hin weitenden Fluss zu malen. Die Taube des Heiligen Geistes ist von überirdischem Licht umstrahlt und es fällt von ihr ein heller Strahl auf Jesus.

Dieser steht betend nur bis zu

den Waden im flachen Flusswasser und ein heller Lendenschurz deckt seine Blöße. Der mit einem auffallend roten Obergewand bekleidete Johannes steht weit vorgebeugt mit einem Fuß auf einem Felsen im Fluss, während der andere vom Wasser umspült wird. Die Taufe vollzieht er nicht mehr durch Untertauchen des Täuflings, sondern durch Begießen des von einem Kreuznimbus umrahmten Hauptes Jesu aus einer Schale. Darin widerspiegelt sich der Wandel des Taufrituals seit dem frühen 14. Jahrhundert. Ganz unhistorisch macht Fra Angelico Maria und den Ordensgründer Dominikus, der ein Buch und eine die Reinheit symbolisierende Lilie hält, zu Zeugen der Handlung. Der Grund dafür dürfte sein, dass das Fresco für ein der Muttergottes geweihtes Florentiner Dominikanerkloster angefertigt worden ist.



Taufe Christi von Fra Angelico

Ein Gemälde von Piero della Francesca



Die Taufe Jesu von Piero della Francesca

Über dieser schwebt unbewegt mit ausgebreiteten Flügeln die Taube des Heiligen Geistes in der klaren, lichtdurchfluteten Atmosphäre eines weiten Himmels, die im Kontrast zu der sich darunter ausbreitenden dunklen Hintergrundlandschaft steht.

Wie alle Personen des Bildes hat auch Jesus keinen Nimbus. Er bildet auch dadurch die Mitte der Szene, dass er allein in Frontalansicht gemalt ist, während alle anderen Personen von der Seite zu sehen sind. So auch der in ein braunes Gewand gekleidete Johannes der Täufer, der mit seinem Standbein beim Taufakt am Ufer steht, während der Fuß des anderen Beines in das Wasser reicht.

Neu an Piero della Francescas Bild ist, dass er über den gewohnten Standard hinaus weitere Personen einführt. Hinter Johannes bereitet sich nämlich ein weiterer Taufbewerber durch das Ablegen der Kleider auf den Taufakt vor, und dahinter erscheinen einige Pharisäer und Sadduzäer.

Damit greift der Künstler weitere Informationen der Evangelien aus dem Umfeld der Darstellung der Taufe Jesu auf, wenn zum Beispiel Lukas schreibt, Jesus habe sich „mit dem ganzen Volke“ taufen lassen (Lukas 3, 21) und wenn Matthäus von der Drohung des Johannes gegen die tauf-, aber nicht umkehrwilligen Pharisäer und Sadduzäer berichtet (Matthäus 3, 7 – 12).

Piero della Francesca stellt auf seinem Bild drei wie sehr menschliche junge Frauen wirkende Engel ohne Heiligenschein, aber mit verspielten bunten Haarkränzen an den rechten Rand. Sie wirken auch dadurch, dass sie der Szene nur beiwohnen, ohne in sie einzugreifen, eher wie ein dekoratives Element des Bildes.

Neben ihnen steht der glatte helle Stamm eines Baumes mit dunklem Blätterdach. Durch die helle Farbgebung steht der Stamm offensichtlich in Bezug zum Leib Jesu. Symbolisch lässt er an den Lebensbaum oder an den Gerechten denken, der nach dem Psalmwort wie ein Baum gepflanzt an den Wasserbächen ist.

Jesus bildet ähnlich wie bei Fra Angelico betend und mit einem hellen Lendenschurz bekleidet die Mitte des Bildes. Aber er steht nicht einmal mehr mit den Füßen im Wasser des Flusses, sondern nur noch an dessen Rand. Das Taufgeschehen konzentriert sich so ganz auf das Begießen des Hauptes Jesu aus einer Schale.

Ein Gemeinschaftswerk von Andrea del Verrocchio und Leonardo da Vinci

Das dritte hier zu besprechende Bild der italienischen Renaissance ist ein bedeutendes Gemeinschaftswerk des Bildhauers und Malers Andrea del Verrocchio und seines berühmten Schülers Leonardo da Vinci. Leonardo werden der linke, in Rückenansicht wiedergegebene Engel und weite Teile der Landschaft zugeschrieben. Die Gestalt Jesu ist von ihm in Ölfarbe überarbeitet.

Die Figur des Johannes offenbart in ihren klaren Umrissen, in der harten Oberflächenbehandlung und in den starken Hell-Dunkel-Kontrasten der Kleidung den gelernten Bildhauer Verrocchio. Der von Leonardo modellierte Körper Jesu und das Gesicht des Engels wirken dagegen sanfter. Die Konturen der Landschaft



Taufe Christi von Andrea del Verrocchio und Leonardo da Vinci

verschwinden umso mehr, je weiter sie sich in die Ferne erstrecken.

Der wie Jesus im flachen Wasser stehende Johannes wirkt im Vergleich zu Jesus durch sein knochiges Äußeres schon recht alt. Er vollzieht mit der rechten Hand durch das Ausgießen des Wassers über dem Haupt Jesu die Taufe. In der linken Hand hält er auf hoher Stange ein Kreuz, von dessen Mitte ein goldfarbenes Schriftband mit den Worten „Ecce agnus Dei“ (Siehe da, das Lamm Gottes) ausgeht. Damit spielt der Maler darauf an, dass Johannes der Täufer Jesus als „das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt“ bezeichnet hat (Johannes 1, 29).

In der Mitte des Bildes kennzeichnen die ausgebreiteten Hände Gottes, die goldenen Strahlen, die Taube des Heiligen Geistes mit den entfaltenen Flügeln und der Kreuznimbus Jesus als Gottes Sohn und Teil der Dreifaltigkeit. Die Figur des langhaarigen betenden Jesus, der einen auffällig rot-schwarz gestreiften Lendenschurz trägt, wirkt geradezu dreidimensional plastisch.

Die beiden anmutigen, knienden und das helle Gewand oder ein Taftuch haltenden Engel mit ihren rötlichen Heiligenscheinen und ihrer kostbaren Kleidung machen einen noch eher kindlichen Eindruck.

Die Landschaft wirkt durch die Palme am linken Bildrand ziemlich exotisch und die ganze Szene ist in ein mystisches gelblich-braunes Licht getaucht.

Ein barockes Altarbild von Anton Joseph Stratmann



Taufe Christi von Anton Joseph Stratmann

Ende einer von zwei hinter ihm stehenden Engelputten in den Händen hat. Jesus wendet sich Johannes zu, der am Flussufer vor einem Felsen steht und mit der rechten Hand Wasser aus einer Muschel über den Kopf Jesu gießt, also den Taufakt vollzieht.

Wie auf dem Bild von Verrocchio und Leonardo trägt er in der anderen Hand einen Kreuzstab, an dem ein Schriftband mit der Aufschrift „Ecce agnus Dei“ hängt. Er ist mit einem zottigen Fellmantel bekleidet, der den Oberkörper weitgehend frei lässt. Sein Blick ist auf die über ihm in einem Strahlenkranz schwebende Geisttaube gerichtet.

Darüber erscheint auf einer Wolke gelagert Gottvater im roten Mantel mit der Weltkugel und einem die Dreifaltigkeit symbolisierenden Dreieck um den Kopf. Sieben Engelputten umschweben ihn.

Das Helldunkel der Atmosphäre, die davon kräftig abstechenden Rottöne der beiden Mäntel, die Gottvater mit seinem Sohn verbinden, vor allem aber auch die Vielzahl der Putten sind typische Merkmale des Barock. Die eigentlich funktionslosen verspielten Putten sind eher dekorative Elemente und nehmen der Szene etwas von dem der Thematik eigentlich angemessenen Ernst.

Zum Abschluss sei noch ein Bild aus der auf die Zeit der Renaissance folgenden Epoche des Barock vorgestellt, das beispielhaft verdeutlicht, wie sich die Auffassung des Motivs der Taufe Jesu weiterentwickelte.

Es handelt sich um ein Altargemälde des Paderborner Malers Anton Joseph Stratmann (1734 – 1807) aus den Jahren 1767/68. Bestimmt war das Bild für die Johannes dem Täufer geweihte Kapelle von Haus Laer in Meschede, dem Wohnsitz der Adelsfamilie von Westphalen.

Schon das ungewöhnlich geschwungene Bildformat ist typisch für die Zeit des Barock. Jesus steht mit zur Seite gerichtetem Blick im flachen Wasser des Jordans, der aus einer verschwommen angedeuteten Hintergrundslandschaft heranfließt. Er ist mit einem hellen Lententuch bekleidet und hält einen Teil eines roten Mantels vor seinen

Unterkörper, dessen anderes

Fazit

Wenn jemand wie der Schöpfer des Elsener Taufsteins im Mittelalter eine künstlerische Darstellung der Taufe Jesu versuchte, dann waren seine Kreativität und Phantasie durch mehrfache Vorgaben gebunden. Zunächst einmal galt es der Aussage und der Würde der biblischen Texte gerecht zu werden. Daraus ergaben sich Probleme: Wie sollte die Stimme aus dem Himmel bildhauerisch umgesetzt werden? Durfte man Gottvater darstellen? War es erlaubt, weitere Personen einzuführen? Wie ließen sich das Untertauchen des ganzen Körpers im Wasser, wie das Strömen eines Flusses gestalten?

Eine zweite Vorgabe mit einer gewissen Tendenz zur Standardisierung war die bildnerische Traditionsreihe zu dieser Szene, die sich längst verfestigt hatte. Die damalige Begrenztheit der künstlerischen Darstellungstechniken, etwa durch die noch unentdeckte Zentralperspektive, die noch nicht übliche Einführung eines Landschaftshintergrundes und die noch nicht angestrebte Individualisierung der Personen war eine weitere Schranke.

Schließlich hatte sich der Elsener Künstler auch selbst Grenzen gesetzt, indem er die Reliefzone seines Taufsteins in acht gleichmäßig breite, von Säulen begrenzte Bildfelder einteilte. So geriet er in eine Art „Systemzwang“: Was für die jeweils zwei dargestellten ruhig stehenden Personen in den übrigen Bildfeldern durchaus ausreicht, ist im Grunde für eine dynamische Handlung zu eng. Die Lösung, Johannes mit der Hand des gleichen Armes, über den er das Gewand gelegt hat, den Taufakt vollziehen zu lassen, wirkt recht unnatürlich. Die Einführung eines Engels als dritte Person wie bei anderen Künstlern wäre hier aber aus System- und Platzgründen nicht möglich gewesen.

Der Vergleich mit der gestalterischen Bewältigung des Motivs in anderen Kunstwerken hat gezeigt, welcher Spielraum der individuellen Kreativität sich trotz der ursprünglich vorgegebenen weitgehenden Standardisierung im Laufe der Jahrhunderte in den drei Materialien Stein, Bronze und Farbe entfaltet hat.

Künstler haben neue religiöse Entwicklungen wie die Änderung des Taufritus aufgegriffen und sie in die Zeit Jesu zurückprojiziert. Sie haben es auch verstanden, durch neue Techniken, aber auch durch Einführung weiterer Personen oder weiterer Aspekte aus dem Umfeld der biblischen Überlieferung mehr aus dem Thema „herauszuholen“ als die recht einfache, aber auf das Wesentliche konzentrierte Elsener Darstellung.

Das war ein großer Fortschritt, wurde aber dann fragwürdig, wenn – wie etwa auf dem barocken Altarbild Anton Joseph Stratmanns – Engel oder Gewänder ohne rechte Funktion mehr oder weniger nur zu dekorativen Zwecken eingeführt wurden. Auch die allzu vermenschlichte Darstellung Gottvaters auf diesem Bild ist in Frage zu stellen. Dezentere Andeutungen, wie etwa die Hände Gottes, wirken wesentlich überzeugender.

Günter Wißbrock

Benutzte Literatur:

Ausstellungskatalog Rhein und Maas, Kunst und Kultur 800 – 1400, Köln 1972

Gabriele Bartz: Fra Angelico, Köln 1998

Heinz Bauer/Friedrich Gerhard Hohmann: Alte Kirchen im Hochstift Paderborn, Paderborn 1974

Hans Jürgen Brandt/Karl Hengst: Geschichte des Erzbistums Paderborn, Band 1, Das Bistum Paderborn im Mittelalter, Paderborn 1974

Jacques Delarun (Hrsg.): Das leuchtende Mittelalter, Darmstadt 2005

Gerhard Franke: Die Visitation durch Bischof Dietrich Adolf von der Reck in Elsen, in: Westfälische Zeitschrift 154/2004, S. 221 – 271

Heimat- und Verkehrsverein Elsen e. V. (Hrsg.): Elsen, Alte Gemeinde – Junger Stadtteil,
Elsen 1986
Peter Hohenstatt: Leonardo da Vinci, Köln 1998
Wilhelm Hucke: Das Kirchspiel Elsen einst und jetzt, Elsen 1960
Uwe Lobbedey: Romanik in Westfalen, Würzburg 1999
Sabine Poeschel: Handbuch der Ikonographie, Darmstadt 2005
Ulrich Schäfer/Manfred Krampe: Der Freckenhorster Taufstein, München 2012
Bernhard Schütz/Wolfgang Müller: Deutsche Romanik, Freiburg 1984
Josef Segin: Die katholische Pfarrkirche St. Dionysius Elsen und die kirchlichen Gebäude
in ihrem Umfeld, Elsen 2. Aufl. 2013
Dirk Strohmann: Anton Joseph Stratmann, Paderborn 1992
Rolf Toman (Hrsg.): Die Kunst der italienischen Renaissance, Köln 1994